

Inhalt

1 Hondidldo.....	3
2 Winterkölbl.....	7
3 Kruzimugeli	10
4 Der schwarze Vogel.....	13
5 Die sieben Raben	18
6 Der Hund und die Ammer	21
7 Die drei Wunderfische	24
8 Der Wunderschimmel	26
9 Der Hund und der Wolf.....	30
10 Die neun Vögel.....	33
11 Der Wunschfetzen, die Goldziege und die Hutsoldaten.....	35
12 Das Martiniloben.....	39
13 Der kleine Schneider	42
14 Der Schneider und der Jäger.....	46
15 Die dreizehn Brüder	52
16 Der dumme Peter.....	57
17 Der Zaubertopf und die Zauberkugel	62
18 Der Hirt und die Zwerge.....	66
19 Wie ein Schafhirt reich wurde.....	71
20 Die drei Dosen.....	75
21 Für einen Kreuzer hundert	77
22 Die Ziege und die Ameise.....	80
23 Der Waldkater	82
24 Die geraubte Königstochter	87
25 Die wunderbare Rettung.....	92
26a Der verstoßene Sohn	95
26b Witi.....	98
27 Die zwei Schwestern	100
28 Moriandl, Zuckerkandl.....	104
29 Die drei Eier	108
30 Der Wunderbaum.....	110
31 Die sieben Rehe.....	112
32 Der erlöste Zwerg	114
33 Besenwurf, Bürstenwurf, Kammwurf.....	117
34 Der klingende Baum, der sprechende Vogel und das goldene Wasser.....	121
35 Die zwei Schustersöhne	125

36 Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neunundvierzig	130
37 Hans löst Rätsel	134
38 Die drei Müllersburschen	137
39 Die drei Aufgaben.....	140
40 Der pfffige Hans	144
41 Herr Kluck	147
42 Der Kropfige	152
43 Alles glaubt der König doch nicht.....	158
44 Das Geschenk des Windes	160
45 Der Fischersohn.....	163
46 Die Höllenteufelin	168
47 Die drei weißen Tauben	174
48 Die junge Frau auf dem gläsernen Berg.....	181
49 Wie Hans seine Frau fand.....	185
50 Der Trommler.....	190

1 Hondidldo

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen einer dümmer als der andere war. Der erste wurde Didldei, der zweite Didldob und der dritte, welcher der dümmste war, Hondidldo gerufen.

Der Bauer hatte in seinem Garten einen wunderschönen Apfelbaum. Eines Tages bemerkte er jedoch, dass ihm eine ganze Menge Äpfel gestohlen worden waren. Er beschloss herauszufinden, wer der gemeine Dieb war und befahl Didldei, beim Baum Nachtwache zu halten. Anfangs tat Didldei auch brav, wie ihm geheißen, doch nach und nach fielen ihm die Augen zu. Also legte er sich ins Gras und fing bald laut zu schnarchen an.

Auf einmal wurde er von einem Geräusch geweckt, und als er sich umblickte, sah er von Weitem ein kleines weißes Männlein, das gerade im nahe gelegenen Bach verschwand. Zu seinem Erstaunen bemerkte Didldei, dass abermals eine Menge Äpfel fehlten. Traurig ging er nach Hause und erzählte seinem Vater, was vorgefallen war.

„Du Siebenschläfer“, sagte dieser zornig, „ich will schon dafür sorgen, dass du die Augen offen hältst!“ Und mit diesen Worten verpasste er Didldei eine Ohrfeige.

Danach befahl er Didldob, in der nächsten Nacht den Apfelbaum zu hüten. Aber auch diesem erging es nicht besser als seinem Bruder. Er schlief neben dem Baum ein, und als er plötzlich aufwachte, sah auch er das kleine weiße Männlein. Didldob rieb sich die Augen und glaubte zu träumen. Doch als er entdeckte, dass der Apfelbaum beinahe leer war, ging er missmutig zu seinem Vater und erzählte ihm, was geschehen war.

„Du hast bestimmt die ganze Nacht durchgeschlafen“, sagte dieser wütend, „sonst hättest du den Dieb schon erwischt! Aber du sollst für deine Nachlässigkeit büßen.“ Rasch griff der Vater nach einer Haselrute und zog Didldob damit eins über.

„Hör zu, Vater, ich will das schon in Ordnung bringen“, sagte da Hondidldo, dessen größtes Glück seine Fiedel war. „Heute Nacht gehe ich nach draußen und warte, bis der Dieb kommt.“

Gesagt, getan. Als es Abend wurde, ging Hondidldo in den Garten, kletterte auf den Apfelbaum, machte es sich auf einem Ast bequem, nahm seine Fiedel und fing zu spielen an. Auf einmal sah er unter dem Baum ein kleines weißes Männlein herumspringen. „Das ist ja

der leibhaftige Tod‘, dachte sich Hondidldo. ‚Na warte, wenn du der Dieb bist, krieg ich dich schon.‘ Er hörte zu fiedeln auf und wollte vom Baum hinuntersteigen. Er erschrak jedoch nicht wenig, als er sah, dass das Männlein immer größer und größer wurde. Aber bald hatte Hondidldo sich von seinem Schreck erholt, setzte sich wieder auf seinen Ast, griff zur Fiedel und fing erneut zu spielen an.

Sogleich wurde das weiße Männlein wieder kleiner und kleiner und begann voll Freude zu tanzen. Nach einer Weile wurde Hondidldo müde und legte seine Fiedel beiseite. Sofort wurde das Männlein wieder größer, bis es beinahe über den Apfelbaum hinausragte.

„Siehst du“, sagte es zu Hondidldo, „wenn du willst, kannst du mit deiner Fiedel zum Tanz aufspielen und damit einen Haufen Geld verdienen.“

„Da sage ich nicht Nein“, antwortete dieser.

„Dann komm mit mir“, sagte der Mann.

„Recht gern“, erwiderte Hondidldo, „aber nicht sofort. Ich muss nämlich noch auf den Apfeldieb warten.“

„Mach dir keine Sorgen“, erwiderte das Männlein, „es werden keine Äpfel mehr verschwinden, und auch die gestohlenen sollst du wiederbekommen.“

‚Ist mir auch recht‘, dachte Hondidldo, stieg vom Baum herunter, nahm seine Fiedel und wollte dem Männlein folgen. Genau das war auch dessen Absicht gewesen. Denn kaum war Hondidldo vom Baum gestiegen, waren auch alle Äpfel weg.

Verwundert stand Hondidldo neben dem Baum und ärgerte sich, dass die Äpfel trotz seiner Wachsamkeit verschwunden waren. Der Morgen brach an, der Hahn hatte bereits zum ersten Mal gekräht, und Hondidldo wusste nicht, was er tun sollte. Denn das weiße Männlein war verschwunden und hatte ihn in größter Not zurückgelassen. Hondidldo traute sich nicht nach Hause. Es würde ihm bestimmt schlecht ergehen, wenn der Vater sah, dass nun sämtliche Äpfel gestohlen waren. Da fiel ihm plötzlich wieder ein, was das Männlein zu ihm gesagt hatte. ‚Ich habe ja meine Fiedel‘, dachte er bei sich. ‚Damit ziehe ich in die weite Welt hinaus und versuche mein Glück! Und sollte mir der Apfeldieb eines Tages über den Weg laufen, wird er es bitter bereuen.‘

Also ging Hondidldo mit seiner Fiedel unter dem Arm los, bis er zu einem riesigen Wald kam. Er war schon eine Weile gewandert, als es allmählich Nacht wurde. Hondidldo bekam es mit der Angst zu tun, denn er hatte sich im Wald verirrt. Aber er hatte ja seine Fiedel! Schnell

fang er zu spielen an. Auf einmal bemerkte er in der Ferne ein kleines Licht, das immer näher kam, und auf einmal stand ein goldenes Pferdchen vor ihm. ‚Du kommst mir gerade recht‘, dachte sich Hondidldo und schwang sich schnell auf das Pferd, das auch gleich losgaloppierte und erst vor einem kleinen Häuschen mitten im Wald anhielt. Hondidldo stieg ab und trat mit seiner Fiedel unter dem Arm ein. Zu seinem Erstaunen fand er in dem Häuschen einen Haufen kleiner Männlein vor, die lustig im Kreis herumtanzten, während andere dazu Musik machten und wieder andere es sich an einer großen Tafel mit Speis und Trank gut gehen ließen.

Die Männlein schienen auf ihn gewartet zu haben, denn kaum war er eingetreten, wurde es ruhig. Sie forderten ihn auf, sich zu setzen und mit ihnen zu feiern. Da Hondidldo großen Hunger hatte, ließ er sich nicht lange bitten und haute tüchtig rein. Unterdessen hatten einige der Männlein seine Fiedel ergriffen, und da sie ihnen gar so gut gefiel, schlugen sie Hondidldo einen Tausch vor. Wenn er ihnen seine Fiedel überließ, so sollte er dafür eine andere ganz aus Gold bekommen. Hondidldo stimmte dem Tausch zu, nahm die goldene Fiedel und begann gleich darauf zu spielen. Sofort fingen auch die Männlein wieder lustig zu tanzen und zu springen an. So ging das eine ganze Weile, bis Hondidldo endlich müde wurde und wieder aufbrechen wollte. Schließlich musste er ja den Apfeldieb suchen. Die Männlein wollten ihn aber nicht gehen lassen und versprachen ihm so viele Äpfel, wie er nur tragen könne. Also fiedelte Hondidldo noch ein Weilchen weiter.

Als er fertig war, gaben ihm die Männlein einen Sack voller Äpfel, Schinken und Gebäck mit auf den Weg. Hondidldo trat vors Haus, wo bereits das goldene Pferdchen auf ihn wartete. Er schwang sich auf dessen Rücken, und geschwind ging es zurück zum Garten seines Vaters. Als sie beim Apfelbaum angelangt waren, stieg Hondidldo ab, und das Pferdchen verschwand.

Es war bereits später Abend, als Hondidldo mit seiner Fiedel und seinem Sack das Haus seines Vaters betrat. Hondidldo erzählte ihnen, was er alles erlebt hatte. Er sagte ihnen auch, dass der Sack voller Äpfel sei und er obendrein eine goldene Fiedel mitgebracht habe, die er ihnen am nächsten Morgen zeigen wolle.

Am nächsten Tag stand Hondidldo schon ganz in der Früh auf und wollte seine goldene Fiedel zur Hand nehmen, die er am Vortag an die Wand gehängt hatte. Zu seinem großen Erstaunen hing stattdessen aber ein Pferdefuß am Nagel.

Als der Vater und die Brüder ins Zimmer traten, öffnete Hondidldo den Sack. Doch was für ein Schreck, als statt Äpfeln, Schinken und Gebäck lauter Kröten und Eidechsen daraus hervorströmten!

Da begriff Hondidldo, dass er auf schändliche Weise nicht nur um die Äpfel, sondern auch um seine geliebte Fiedel betrogen worden war. Und da er ohne Fiedel nicht leben wollte, starb er bald darauf aus Gram über seinen Verlust.

Die Geschichte ist aus,

Dort läuft eine Maus,

Hat ein rotes Röckchen an,

Jetzt fängt ein anderer zu erzählen an.

2 Winterkölbl

Es lebte einmal ein armer Holzfäller mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter in der Nähe eines großen Waldes. Er war so arm, dass er oft nicht wusste, wie er seine kleine Familie satt bekommen sollte.

Eines Tages, als wieder einmal nichts zu essen im Haus war, fasste der Holzfäller einen verzweifelten Entschluss: Er würde seine Tochter in den Wald mitnehmen und dort ihrem Schicksal überlassen. Also sagte er zu ihr, dass er ein paar Bäume fällen müsse und sie gerne mitnehmen würde. Im Wald angekommen, ließ er sie schweren Herzens auf einer schönen Lichtung zurück und versprach ihr, bald wiederzukommen. Um das Kind zu täuschen, band er ein Stück Holz mit einem Strick an einen Baum. Bei jedem Windstoß schleuderte das Holzstück hin und her und machte ein Geräusch, als würde jemand mit einer Axt Holz fällen.

Das Mädchen glaubte daher, der Vater würde Holz schlagen und vertrieb sich die Zeit mit Herumtollen und der Suche nach Erdbeeren. Nach einiger Zeit wurde sie müde und schlief ein. Als sie erwachte, stand der Mond schon hoch am Himmel, und noch immer war vom Vater nichts zu sehen. Das Mädchen fing heftig zu weinen an und lief tiefer in den Wald hinein, um ihren Vater zu suchen.

Auf einmal erblickte sie ein Feuer, das bereits am Ausgehen war und daneben mehrere kleine Töpfe. Neugierig lief sie hin, legte eifrig ein paar trockene Zweige auf das erlöschende Feuer und blies aus Leibeskräften hinein, worauf die Flammen wieder lustig aufloderten. Als sie sich umdrehte, bemerkte sie ein Männlein, das ihr freundlich zulächelte. Es war ganz in Grau gekleidet und hatte einen weißen Bart, der ihm bis über die Brust reichte.

Die Kleine fürchtete sich und wollte davonlaufen, doch der Zwerg rief sie zu sich.

Widerstrebend gehorchte das Mädchen. Der Alte streichelte ihr zärtlich über die Wangen und sprach so freundlich mit ihr, dass sie alle Furcht verlor und ihm beim Kochen half. Das Männlein wollte gerne wissen, wie sie heiße und wer ihr Vater sei. Als sie ihm mit Tränen in den Augen erzählte, was ihr widerfahren war, tröstete der Zwerg sie und schlug ihr vor, bei ihm zu bleiben. Er würde sie wie seine eigene Tochter behandeln. Da sie sich keinen anderen Rat wusste, willigte das Mädchen ein, und der Alte führte sie zu seiner Behausung. Erstaunt sah die Kleine, dass er in einem großen hohlen Baum lebte und ein Laubhaufen ihm als Bett diente. Das Männlein richtete noch ein zweites Lager her, damit das müde Kind sich zur Ruhe betten konnte, und erschöpft nach diesem langen Tag schlief das Mädchen auf der Stelle ein.

Am nächsten Morgen weckte der Zwerg das Mädchen und sagte, er müsse kurz fort. Sie solle unterdessen das Haus – wie er den Baum nannte – aufräumen. Er kam auch tatsächlich bald wieder zurück und zeigte ihr, was genau sie tun solle. Auch das Kochen brachte er ihr bei. Auf diese Weise verging der Tag wie im Nu, und ehe sie es sich versahen, war es Abend geworden.

So lebten sie mehrere Jahre ruhig und zufrieden. Das Mädchen wuchs heran und überragte ihren Ziehvater bald um einen ganzen Kopf.

Da sagte der Zwerg eines Abends zu ihr: „Liebes Kind, es wird langsam Zeit, an deine Zukunft zu denken. Die Königin braucht eine treue Dienerin. Ich war bei ihr, und sie ist bereit, dich aufzunehmen. Bleib nur immer so gut und freundlich, wie du es zu mir warst, dann wird es dir dein Leben lang nicht schlecht ergehen.“

Am nächsten Morgen gingen die beiden gemeinsam zum Schloss. Das Mädchen wurde der Königin vorgestellt, und diese nahm sie in ihre Dienste auf. Liebevoll verabschiedete das Mädchen sich von ihrem Ziehvater – aber erst, nachdem er ihr versprochen hatte, sie jeden Sonntag zu besuchen.

Sie war noch nicht lange in Diensten der Königin, als deren Sohn – der junge König – siegreich aus einem Krieg nach Hause zurückkehrte. Der junge König verliebte sich in das Mädchen und wollte sie zur Frau nehmen. Seine Mutter, die das Mädchen sehr gern hatte, willigte ein. Und da auch das Mädchen sich in den jungen König verliebt hatte, fehlte jetzt nur noch die Einwilligung ihres Ziehvater.

Als der Graue, wie man ihn im Schloss nannte, am Sonntag seine Tochter besuchen kam, erzählte ihm die Königin, dass ihr Sohn seine Tochter heiraten wolle und diese auch bereits eingewilligt habe. Es kam jetzt also nur noch darauf an, dass auch er – ihr Ziehvater – seine Einwilligung gäbe.

Doch der Alte sagte nur mürrisch: „Der König wird meine Tochter nur dann zur Frau bekommen, wenn er herausfindet, wie mein Name lautet.“ Dann kehrte er in den Wald zurück. Dort angekommen, machte er wie immer Feuer und kochte. Dabei hüpfte er um das Feuer herum und sang:

„Siede, Töpfchen, siede,

damit der König nicht weiß,
dass ich Winterkölbl heiß.“

Der König zerbrach sich unterdessen vergeblich den Kopf, wie sein zukünftiger Schwiegervater wohl heißen mochte. Hin und wieder schickte er einen Diener aus, um den Namen des Alten herauszufinden. Aber immer vergebens. Bis es dem Diener eines Tages dann doch gelang, den Zwerg zu belauschen. Voll Freude eilte er ins Schloss zurück und verriet dem König den Namen des Zwerges. Zur Belohnung erhielt er viele Goldstücke.

Als der Graue nun das nächste Mal ins Schloss kam, um seine Tochter zu besuchen, begrüßte ihn der König mit den Worten: „Willkommen, Vater Winterkölbl!“

Nun musste der Alte einsehen, dass er überlistet worden war und gab seine Einwilligung zur Hochzeit. Ein großes Fest wurde gefeiert, und auch Winterkölbl feierte mit. Aber weder seine Tochter noch der König noch die Königin konnten ihn dazu überreden, ins Schloss zu ziehen. Er zog es vor, weiterhin in seinem hohlen Baum zu leben.

3 Kruzimugeli

Es war einmal ein König, der wollte gerne heiraten. Er hatte es sich aber in den Kopf gesetzt, keine andere zur Frau zu nehmen als eine mit pechschwarzem Haar und ebensolchen Augen. Ob sie von hoher oder niederer Geburt war, war ihm gleichgültig. Also ließ er im ganzen Land verkünden, dass sich alle Mädchen, auf die das zutraf, bei ihm einfinden sollten.

Es meldeten sich daraufhin auch zahlreiche junge Frauen, doch bei den einen waren dem König die Augen nicht schwarz genug, und die anderen hatten das falsche Haar – kurz, er hatte an jeder etwas auszusetzen.

Eines Tages kam nun ein Köhler mit seiner Tochter des Weges, und als diese die Menschenmenge vor dem Schloss des Königs sah, fragte sie ihren Vater, was das zu bedeuten habe. Sie bekam zur Antwort, dass sich der König mit einer vermählen wolle, die schwarzes Haar und schwarze Augen habe, dass sich bis jetzt aber keine gefunden hatte, die seinen Ansprüchen genüge.

Die Köhlerstochter hatte beides – pechschwarzes Haar und ebenso schwarze Augen. Sie sagte deshalb zu ihrem Vater: „Darf ich auch hingehen?“ Er jedoch erwiderte: „Bist du wirklich so dumm zu glauben, dass der König dich zur Frau nimmt?“ Daraufhin sagte seine Tochter, dass sie nur hingehen wolle, um sich im Schloss ein wenig umzusehen. Das erlaubte ihr der Vater gern.

Auf dem Weg zum Schloss begegnete der Köhlerstochter ein kleines Männlein, das ihr zurief: „Mädchen, was gibst du mir, wenn du Königin wirst?“

„Was kann ich dir denn geben? Ich habe ja nichts“, war ihre Antwort.

Das Männlein ließ jedoch nicht locker: „Du wirst Königin werden, aber nach drei Jahren musst du noch wissen, dass ich Kruzimugeli heiße. Weißt du es nicht, so bist du mein.“

„Nun, wenn’s weiter nichts ist, das werde ich mir schon merken“, erwiderte die Köhlerstochter und lief zum Schloss, ohne sich noch weiter um das Männlein zu kümmern, das sich vergnügt die Hände rieb und ihr hinterherblickte.

Als der König die Köhlerstochter erblickte, beschloss er sogleich, sie zur Frau zu nehmen, denn ihr Haar glänzte wie Rabenflügel, und ihre Augen funkelten vor Schwärze. Und so geschah es auch. Die beiden heirateten alsbald und waren glücklich miteinander. Die Zeit verging wie im Flug, und vor lauter Glück hätte die Königin beinahe vergessen, dass die drei

Jahre schon fast um waren. Und was das Schlimmste war: Sie hatte den Namen des Männleins vergessen.

Von nun an weinte die Königin den ganzen Tag und verging fast vor Kummer und Sorge. Der König, der seine Frau sehr liebte, ließ Feste veranstalten, um sie aufzuheitern – doch alles war umsonst. Wenn er sie fragte, warum sie so traurig sei, antwortete sie nur, dass sie es ihm nicht sagen könne.

Eines Tages ging der Jäger des Königs in den Wald, um Wild für die königliche Tafel zu jagen. Als er tiefer in den Wald hineinging, sah er ein Männlein, das mit boshafter Freude über ein Feuer sprang und dabei sang:

„Ach wie gut, dass die Königin nicht weiß,
Dass ich Kruzimugeli heiß.“

Als der Jäger dies hörte, kehrte er eilends zum Schloss zurück. Er traf die Königin im Schlossgarten an, wo sie gerade in Kummer versunken auf und ab ging. Sogleich erzählte er ihr von dem, was er im Wald gesehen hatte, und als sie den Namen Kruzimugeli hörte, war sie fast außer sich vor Freude. Denn der nächste Tag war schon der letzte des dritten Jahres, und das Männlein würde kommen, um die Königin nach seinem Namen zu fragen.

Am nächsten Tag kam das Männlein tatsächlich ins Schloss und fragte: „Nun, Frau Königin, wisst Ihr meinen Namen noch? Ihr dürft aber nur dreimal raten. Erratet Ihr ihn nicht, seid Ihr mein.“

Die Königin antwortete: „Ich glaube, du heißt Steffel.“

Kaum hatte sie es ausgesprochen, hüpfte das Männlein vor Freude in die Luft und schrie aus Leibeskräften: „Falsch geraten!“

Also versuchte die Königin es ein zweites Mal: „Dann heißt du eben Veitl.“

Wieder machte das Männlein einen Sprung und schrie abermals: „Falsch geraten!“

Diesmal sagte die Königin ganz gelassen: „Nun, dann heißt du eben Kruzimugeli.“

Als das Männlein dies hörte, sprang es ohne Antwort zornbrüllend durch die Mauer ins Freie. Alle Bemühungen, das Loch wieder zu schließen, blieben fruchtlos. Die Königin aber und ihr Mann lebten noch lange froh und glücklich bis an ihr Ende.

4 Der schwarze Vogel

Es waren einmal eine Frau und ein Mann, die hatten zwölf Söhne und eine sehr schöne Tochter. Diese war der Liebling ihrer Mutter, die zu den Söhnen allerdings sehr streng war. Deshalb beschlossen diese, ihre Eltern zu verlassen und ihr Glück in der Fremde zu suchen. Da sie wussten, dass ihr Vater sie nicht gehen lassen würde, hielten sie ihren Plan geheim. Sie sparten einiges an Reisegeld zusammen und warteten auf eine gute Gelegenheit, ihrem Elternhaus zu entfliehen.

Eines Tages besuchten die Eltern mit der Schwester einen Jahrmarkt, von dem sie erst nach zwei Tagen zurückkehren würden. Kaum waren die drei aufgebrochen, packten die zwölf Brüder ihre Habseligkeiten zusammen und kehrten ihrem Zuhause den Rücken. Sie wanderten bis spät in die Nacht hinein und hatten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als der Hunger sie zwang, sich nach einer gastfreundlichen Hütte umzusehen. Es war aber weit und breit keine zu sehen.

Also gingen sie weiter, bis sie schließlich zu einem Wald kamen, durch den nur ein ganz schmaler Pfad führte. Der Hunger trieb sie zu größter Eile an, und nach einer halben Stunde hatten sie den Wald durchquert und erblickten eine kleine Hütte. Fröhlich eilten sie darauf zu und klopfen an die verschlossene Tür. Doch nichts regte sich. Sie klopfen immer stärker und stärker, bis die Tür endlich nachgab und sie ins Häuschen stolperten. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass es bewohnt war. Alles war von Staub und Moder bedeckt, und die Wände waren voller Spinnweben.

Sie öffneten eine zweite Tür, die in eine geräumige Stube führte, die früher wohl einmal als Wohnzimmer gedient hatte. Aus dieser Stube führte eine weitere Tür in ein kleines Zimmerchen. Als die zwölf Brüder dieses betraten, sahen sie einen Greis, der auf einem Stuhl saß und den Kopf auf den Tisch gebettet hatte. Die Brüder glaubten, es sei der Hausherr und wollten sich respektvoll zurückziehen. Als der Jüngste aber versehentlich gegen den Stuhl stieß, an dem der vermeintliche Hausherr saß, zerfiel dieser zu Staub. Vor lauter Schreck sanken die zwölf Brüder zu Boden, und es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder erholt hatten. Dann gingen sie nach draußen, hoben ein Grab aus und begruben die Asche des Greises.

Da offenbar keine anderen Erben da waren, nahmen sie das Häuschen in Besitz und putzten es sorgfältig. Sie durchsuchten es näher und stießen dabei auf einige Dinge, die sie gut gebrauchen konnten. In der Schublade des Tisches, auf dem der Kopf des Greises geruht

hatte, entdeckten sie obendrein einige Geldrollen. Damit würden sie sich eine Zeit lang etwas zu essen kaufen können. Nachdem sie sich häuslich niedergelassen hatten, sahen sie sich in der Gegend um und entdeckten eine Stunde von ihrem neuen Zuhause entfernt ein Bergwerk, in dem man Arbeiter suchte. Die Brüder kamen überein, dass immer elf von ihnen hier arbeiten sollten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, während der zwölfte für die anderen kochen und sich um den Haushalt kümmern sollte.

So verging ein Jahr. Mittlerweile gefiel es auch ihrer Schwester nicht mehr zu Hause. Denn was früher die Brüder von ihrer Mutter erdulden hatten müssen, musste jetzt die Schwester vom Vater erdulden. Dieser behandelte sie wie eine gewöhnliche Dienstmagd, weil er glaubte, sie habe von den Plänen ihrer Brüder gewusst. Sie beschloss daher, bald aufzubrechen und ihre geliebten Brüder zu suchen.

Eines Tages schickte ihr Vater sie in eine Stadt, die vier Stunden entfernt war, um Besorgungen zu machen. Das war die Gelegenheit, auf welche die Schwester schon sehnsüchtig gewartet hatte. Heimlich packte sie all ihre Sachen und beschloss, nie mehr nach Hause zurückzukehren. Sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte. Aber sie vertraute darauf, dass Gott ihr den richtigen Weg schon weisen würde. Wurde sie von jemandem, der ihr zufällig begegnete, gefragt, wohin sie gehe, so antwortete sie: „Zu meinen Brüdern.“ Sonst war nichts aus ihr herauszubekommen, und so mancher glaubte, sie sei nicht recht bei Verstand.

Sie hatte bereits einen ganzen Tag lang weder gegessen noch getrunken, als sie zu einer kleinen Hütte kam. Hungrig und durstig klopfte sie an die Tür. Es war das Häuschen ihrer Brüder. Kaum hatte der älteste Bruder, der an diesem Tag für die Hausarbeit zuständig war, das schüchterne Klopfen gehört, eilte er auch schon zur Tür. Die Schwester bat um etwas Wasser und ein Stückchen Brot, hatte dabei aber aus lauter Scham, dass sie betteln musste, die Augen niedergeschlagen. Der Bruder ließ sie jedoch gar nicht ausreden, sondern schloss sie vor Freude weinend in seine Arme. Erst jetzt blickte die Schwester auf und erkannte ihren Bruder.

Er führte sie ins Haus und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie hatten sich so viel zu erzählen, dass es Abend wurde und die übrigen elf Brüder nach Hause kamen. Diese staunten nicht schlecht, als sie durchs Fenster blickten und ihren Bruder mit einem Mädchen am Tisch sitzen sahen. Doch als sie in die Stube traten und die Schwester erkannten, verwandelte sich ihr Staunen in Freude. Sie begrüßten einander und erzählten, was sie alles erlebt hatten. Am

nächsten Morgen gingen auf Bitten der Schwester alle zwölf zur Arbeit ins Bergwerk. Sie selbst blieb zu Hause und kümmerte sich um den Haushalt.

Die Sonne war bereits untergegangen, als sie das Fenster öffnete, um Ausschau nach ihren Brüdern zu halten. Auf einmal kam ein kleiner schwarzer Vogel angeflogen, setzte sich auf ihre rechte Hand, pickte sie kurz mit dem Schnabel und saugte ein paar Blutstropfen aus ihrer Hand. Obwohl er sie gepickt hatte, freute sich das Mädchen über den zahmen Vogel und wollte ihn fangen, er aber flog rasch davon. Bald darauf kamen ihre Brüder nach Hause, doch sie erzählte ihnen nichts von dem Vogel.

Von da an kam jedes Mal, wenn sie das Fenster öffnete, der Vogel angeflogen und saugte ihr eine immer größere Menge Blut aus der Hand. Aber so oft sie ihn auch fangen wollte – immer flog er davon. Durch den Blutverlust wurde sie immer schwächer und schwächer; sie büßte ihre gesunde Gesichtsfarbe ein, und ihre Augen verloren ihren Glanz. Das konnte ihren Brüdern natürlich nicht lange verborgen bleiben. Mitleidig fragten sie ihre Schwester, was sie denn derart verändert habe. Und endlich erzählte sie ihnen die Geschichte mit dem Vogel. Daraufhin beschlossen die Brüder, den Vogel zu töten und stellten Fallen auf.

Am nächsten Tag blieb einer der Brüder zu Hause. Tatsächlich erschien der Vogel wieder am Fenster und fing sich in einer der Fallen. Rasch tötete der Bruder ihn und vergrub ihn im Garten. Nach einiger Zeit wuchs auf dem Grab des Vogels ein Apfelbaum, der bald zwölf wunderschöne Äpfel trug. Um den Brüdern eine Freude zu machen, pflückte die Schwester sie und brachte sie ihren Brüdern. Diese hatten keine Äpfel mehr gegessen hatten, seit sie von zu Hause fortgegangen waren, und verzehrten sie mit großem Genuss. Doch kaum hatten sie die schönen Früchte gegessen, schrumpften ihre Glieder, und sie wurden in Vögel verwandelt. Sie sahen nun genauso aus wie der schwarze Vogel, der unter dem Apfelbaum begraben lag. Das Fenster stand offen, und die Zwölf flogen hinaus.

Von nun an saß ihre Schwester tagelang weinend am offenen Fenster und klagte sich selbst an, an diesem Unglück schuld zu sein. Da flogen die zwölf schwarzen Vögel herbei, und einer sagte: „Du kannst uns erlösen, wenn dir von heute an zwei Jahre lang kein Wort mehr über die Lippen kommt.“ Sie versprach ihnen, sich daran zu halten, und wehmütig singend erhoben sich die Brüder in die Lüfte, als wollten sie ihrer Schwester auf diese Weise Lebewohl sagen.

Die Schwester verließ nun das Haus, in dem sie mit ihren Brüdern so viele glückliche Stunden verbracht hatte, und begab sich auf Wanderschaft. An einem heißen Junitag kam sie in eine

unwirtliche Gegend. Sie war schrecklich durstig, doch nirgends war eine frische Quelle, eine gastliche Hütte oder auch nur ein Baum oder Strauch zu sehen. Erschöpft sank sie zu Boden und blieb bewusstlos liegen. Als sie wieder zu sich kam, sah sie einen jungen, vornehmen Mann und einen Bedienten, die sich eifrig darum bemühten, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Als die beiden sahen, dass sie die Augen geöffnet hatte, stießen sie einen Freudenschrei aus. Eilig wurde ihr im Wagen ein Lager bereitet, und als sie sich auf den Weg in die nächste Stadt machten, achtete der Kutscher darauf, jegliches Holpern zu vermeiden.

Das Mädchen erholte sich rasch wieder, und ihr Retter – ein Graf – wich nicht mehr von ihrer Seite. Getreu dem Versprechen, das sie ihren Brüdern gegeben hatte, antwortete sie auf alle Fragen des Grafen nur mit Zeichen. Dieser glaubte daher, sie sei stumm. Dennoch gewann er sie lieb und nahm sie zur Frau. Bald hatte sich die stumme Gräfin, wie man sie nannte, die Liebe all ihrer Untergebenen erworben. Denn niemand richtete vergeblich eine Bitte an sie. Nur die Liebe ihrer Schwiegermutter konnte sie nicht gewinnen, obwohl die junge Gräfin alles tat, um diese zufriedenzustellen. Denn die Mutter des Grafen war eine stolze Frau und konnte es ihrem Sohn nicht verzeihen, dass er eine „Bettlerin, die er von der Straße aufgelesen hatte“ – wie sie es ausdrückte – geheiratet hatte. Wo auch immer sie ihrer Schwiegertochter zeigen konnte, wie sehr sie sie verachtete, tat sie dies mit sichtbarer Freude.

Der Graf und die Gräfin waren eineinhalb Jahre verheiratet, als ein Krieg ausbrach und der Graf seinem König Beistand leisten musste. Der Abschied von seiner Frau fiel dem Grafen schrecklich schwer. Noch schwerer aber fiel er der jungen Gräfin, die ihrem Mann nicht einmal laut Lebewohl sagen durfte. Sonst wäre alles umsonst gewesen, und ihre Brüder wären niemals erlöst worden.

Zwei Monate nach diesem traurigen Abschied brachte die Gräfin zwei wunderschöne Knaben zur Welt. Nun stieg der Hass ihrer Schwiegermutter ins Unermessliche. Unermüdlich zerbrach sie sich den Kopf, wie sie ihrer Schwiegertochter am meisten schaden könnte. Und bald hatte sie einen Plan. Durch Schmeicheleien und Bestechung gelang es ihr, einen Freund des Grafen dazu zu bringen, dem Grafen zu schreiben, dass seine Frau ihm zwei Hunde geboren habe. Diesen Brief übergab sie einem Diener, der ihr treu ergeben war, und befahl ihm, dem Grafen zu bestätigen, dass alles genauso war, wie es in dem Brief stand.

Als der Graf den Brief las, erbleichte er. Auf seine Frage, ob denn auch wirklich wahr sei, was darin stehe, antwortete der Diener mit Ja. Daraufhin geriet der Graf in fürchterlichen Zorn. Ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, gab er den Befehl, dass die junge Gräfin sterben

müsse. Umgehend unterzeichnete er das Todesurteil, und der Diener eilte damit zum Schloss zurück, wo ihn die Schwiegermutter der jungen Gräfin schon ungeduldig erwartete. Sie freute sich unbändig über das Urteil und ließ es sich nicht nehmen, es der verhassten Schwiegertochter eigenhändig zu überreichen. Ruhig und gefasst las die Gräfin, was darin stand und beugte sich dem Urteil. Vollstrecken sollte es der Diener, der den Brief überbracht hatte.

Dieser führte die junge Gräfin des Nachts in einen Wald. Als er jedoch den Dolch zückte, um das Urteil zu vollstrecken, riefen über ihm plötzlich mehrere Stimmen: „Halte ein!“ Erschrocken ließ der Diener den Dolch fallen und blickte nach oben. Aber da war niemand zu sehen außer zwölf Vögeln, die auf ihn zugeflogen kamen. Kaum hatten sie die Erde berührt, verwandelten sie sich in zwölf Jünglinge. Denn genau in diesem Moment waren die zwei Jahre um, und die Schwester hatte ihre Brüder erlöst, weil ihr nicht einmal in Todesgefahr auch nur ein Wort über die Lippen gekommen war.

Die zwölf Brüder nahmen den Diener gefangen und brachten ihn ins Schloss zurück. Dort trafen sie auf den Grafen, der soeben eingetroffen war, weil er das harte Urteil, das er in seinem Jähzorn gefällt hatte, bereute. Also war er so schnell wie möglich nach Hause geritten, in der Hoffnung, seine Frau noch retten zu können. Voller Reue eilte er nun auf sie zu und bat sie um Verzeihung. Doch statt einer Antwort schloss sie ihn einfach in die Arme.

Die Mutter des Grafen und der Diener wurden vom Grafen zum Tode verurteilt. Nicht einmal die Bitten der jungen Gräfin vermochten es, ihn umzustimmen. Der Freund des Grafen kam mit einer Gefängnisstrafe davon. Die zwölf Brüder aber blieben bei ihrer Schwester und ihrem Schwager, und alle lebten glücklich und zufrieden bis zu ihrem Tod.

5 Die sieben Raben

Es war einmal eine Frau, die hatte sieben Söhne und eine Tochter. Die Söhne bereiteten der Mutter durch ihre Naschhaftigkeit großen Verdruss. Als sie eines Tages Krapfen buk, schnappten sich die sieben einen nach dem anderen heimlich aus der Schüssel.

Da geriet die Frau in Zorn und sagte: „Ihr verdammten Schlingel – ihr stehlt ja wie die Raben! Ich wünschte, ihr wäret wirklich welche, damit ich mich nicht mehr mit euch herumärgern muss!“ Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, sah sie voller Entsetzen, wie sich ihre Söhne tatsächlich in Raben verwandelten und zum Fenster hinausflogen.

Die Jahre vergingen. Die Tochter wuchs heran und fragte ihre Mutter jeden Tag, was denn mit ihren Brüdern geschehen sei. Endlich fasste sich die Frau ein Herz und erzählte ihrer Tochter alles. Ungeachtet der Bitten und Tränen ihrer Mutter machte sich das Mädchen daraufhin sogleich auf, ihre Brüder zu erlösen.

Sie war schon mehrere Tage unterwegs gewesen, als sie in einen großen Wald kam und sich verirrte. Bei Einbruch der Nacht sah sie plötzlich nach langem Umherirren in der Ferne ein Licht. Erleichtert ging sie darauf zu und kam zu einer Hütte. Als sie zaghaft an die Tür klopfte, öffnete ihr eine Frau und sagte: „Mein liebes Kind, geh nur geschwind wieder fort! Denn mein Mann ist der Herr der Winde und frisst alle Menschen, die ihm zu nahe kommen.“ Doch das Mädchen ließ sich nicht abweisen, sondern erwiderte: „Lasst mich nur hinein, ich will mich im Flur unter den Bottichen verstecken, die dort stehen.“

Die Frau widersetzte sich noch eine Weile ihren Bitten. Schließlich gab sie aber doch nach und sagte: „Na gut, setz dich dort unter die Bottiche. Ich will inzwischen meinem Mann ein fettes Huhn braten, um seinen Zorn zu besänftigen.“

Nicht lange danach kündigte ein Brausen die Heimkehr des Herrn der Winde an. Er war so groß wie ein Riese, und kaum hatte er das Haus betreten, sagte er auch schon zu seiner Frau: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch! Du hast jemanden versteckt, den ich gleich zum Abendbrot verzehren werde.“ Sogleich machte er sich auf die Suche, konnte das Mädchen aber nicht finden.

Da kam seine Frau auch schon mit dem gebratenen Huhn aus der Küche und sagte zu ihm: „Jetzt lass das Suchen schon bleiben und iss lieber dieses köstliche Huhn.“

Als der Riese sein Leibgericht erblickte, schwand sein Zorn, und er sagte: „Nun gut, ich will dem Menschen nichts zuleide tun. Er soll nur aus seinem Versteck hervorkommen.“

Nachdem die Frau ihr gut zugeredet hatte, verließ das Mädchen ihr Versteck und setzte sich an den Tisch, wo der Herr der Winde mit großem Genuss sein Brathuhn verzehrte. Allerdings warf er die Knochen nicht wie sonst auf den Boden, sondern legte sie sorgsam in eine Schüssel.

Das Mädchen musste ihm nun erzählen, wie sie in die Hütte gekommen war und wonach sie suchte. Als sie ihre Geschichte zu Ende erzählt hatte, sagte der Herr der Winde: „Nimm die Knochen, die in der Schüssel liegen, und bewahre sie gut auf, denn du wirst sie noch brauchen. Morgen in der Früh, wenn ich fortgehe, kommst du mit mir und gehst in die Richtung, in die ich blase.“

Am nächsten Tag tat das Mädchen genau, wie der Herr der Winde ihr befohlen hatte. Nachdem sie einige Tage in die Richtung gewandert war, die der Riese ihr gewiesen hatte, kam sie zu einem gläsernen Schloss, das weder Tür noch Tor hatte. Sie glaubte schon, dass es ihr nie gelingen würde, ins Innere des Schlosses zu gelangen, als ihr plötzlich die Hühnerknochen einfielen. Sie baute aus ihnen eine Leiter und gelangte so zu einem Fenster, durch das sie hindurchstieg.

Erstaunt sah das Mädchen sich um. Sie war in einem großen Saal mit sieben Betten und sieben Tischen gelandet. Auf jedem Tisch stand ein Topf mit Essen. Sie kostete aus einem der Töpfe, warf einen Ring hinein, den sie mitgebracht hatte, und versteckte sich unter einem der Betten.

Kaum hatte sie sich in ihren Schlupfwinkel zurückgezogen, kamen sieben Raben zum Fenster hereingeflogen. Sie setzten sich auf den Boden und verwandelten sich in Menschen. Das Mädchen erkannte in ihnen sogleich ihre Brüder. Als sie sich ans Essen machten, fand der Älteste in seinem Topf den Ring. Die Sieben suchten sogleich den ganzen Saal ab, fanden das Mädchen und erkannten in ihr die Schwester. „Ich bin gekommen, um euch zu erlösen“, sagte sie zu ihnen.

Die Brüder aber erwiderten traurig: „Liebe Schwester, tu das nicht, denn das würde bedeuten, dass du sieben Jahre lang stumm sein müsstest.“

Das Mädchen bestand jedoch auf ihrem Vorhaben und sagte von da an keine Silbe mehr. Sie blieb bei ihren Brüdern im Schloss und führte ihnen den Haushalt.

Eines Tages, als ihre Brüder – die sich bei Tag ja nach wie vor in Raben verwandelten – fort waren, ging sie in den Wald, um Tannenzapfen zu suchen. Plötzlich stieß sie auf die Jäger des

Königs, der über das Land herrschte, in dem sich das gläserne Schloss befand. Schnell flüchtete sie sich in einen hohlen Baum, um nicht im siebten und letzten Jahr doch noch ihr Schweigen brechen zu müssen.

Als die Jagdhunde aber ihre Fährte aufgenommen hatten und unaufhörlich schnuppernd den Baum umkreisten, in dem sie sich versteckt hielt, wurde der König aufmerksam. Er bestand darauf, dass der Baum näher untersucht wurde, und so fanden die Jäger das Mädchen. Da sie stumm blieb und keine Antwort auf die Fragen gab, die man ihr stellte, befahl der König, sie ins Gefängnis zu werfen. Auch im Gefängnis gelang es jedoch niemandem, sie zum Reden zu bringen – egal, welche grausamen Mittel man auch anwandte. Deshalb sollte das Mädchen schließlich hingerichtet werden.

Doch mittlerweile waren die sieben Jahre des Schweigens schon fast vorüber, und gerade als das Mädchen den Galgen besteigen sollte, kamen ihre Brüder angeflogen. In dem Moment, als der Henker ihr die Schlinge um den Hals legen wollte, ließen die sieben Raben sich am Boden nieder und nahmen wieder Menschengestalt an. So hatte die Schwester ihre Brüder also erlöst, und als der König erfuhr, was für Heldenmut sie bewiesen hatte, beschloss er, sie zur Frau zu nehmen. Danach holten die Brüder auch ihre alte Mutter an den Königshof, und alle lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

6 Der Hund und die Ammer

In einem Dorf wurde einst Hochzeit gefeiert, und die Tische bogen sich unter all den köstlichen Speisen. Nur der Hund des Bräutigams bekam nicht das kleinste bisschen davon ab und hatte großen Hunger. Niedergeschlagen ging er in den Garten und legte sich dort mit knurrendem Magen nieder. Da kam eine goldgelbe Ammer angeflogen, setzte sich auf einen Baum und blickte auf den Hund herab, der betrübt vor sich hin starrte. Als die Ammer dies bemerkte, flog sie zu ihm und fragte, warum er so traurig sei.

Der Hund antwortete: „Wie soll ich denn nicht traurig sein? In unserem Haus wird Hochzeit gefeiert. Alle essen und trinken, nur ich muss hungrig bleiben.“

„Mach dir nichts draus“, sagte die Ammer, „du kriegst schon was zu fressen. Komm mit mir. Ich werde mich im Vorraum auf den Boden setzen. Sobald jemand aus der Küche kommt, um das Essen in die Stube zu tragen, wird er es abstellen und mich fangen wollen. Und während er damit beschäftigt ist, kannst du dich sattfressen.“

Also machten sich die beiden auf den Weg, und als sie im Vorraum waren, setzte sich die Ammer auf den Boden. In dem Moment kam der Koch mit dem Braten aus der Küche und wollte ihn in die Stube zu den Hochzeitsgästen tragen. Als er aber den Vogel erblickte, stellte er den Teller mit dem Braten auf den Boden, rief die anderen herbei und sagte: „Schaut, hier ist ein schönes, zahmes Vögelchen. Es kann nicht gut fliegen – lasst es uns fangen!“ Sie machten die Stubentür auf, trieben die Ammer hinein, machten die Tür wieder zu, jagten den Vogel, der hilflos herumflatterte, hin und her und vergaßen dabei ganz auf den Braten.

Das konnte dem Hund nur recht sein. Er fraß sich unterdessen an dem Braten satt und kehrte danach wieder in den Garten zurück. Als die Ammer in der Stube glaubte, dass der Hund mittlerweile genug gefressen hatte, wartete sie auf eine Gelegenheit, um zu entweichen. Da erinnerte sich der Koch wieder an den Braten, den er im Vorraum abgestellt hatte. Er rannte aus der Stube, und kaum hatte er die Tür aufgemacht, war die Ammer auch schon draußen und flog geradewegs in den Garten zum Hund zurück. „Nun“, sagte sie zu ihm, „bist du jetzt satt?“

„Ja, satt bin ich“, antwortete der Hund, „aber Durst habe ich noch.“

„Durst?“, fragte die Ammer, „nun, auch da weiß ich ein Mittel. Es ist schon Mittag, und die Mägde melken gerade die Kühe. Komm mit mir, und du findest bestimmt eine Gelegenheit, dich sattzutrinken. Wir stellen uns einfach vor die Stalltür und warten, bis die Mägde mit der

frischgemolkenen Milch herauskommen. Dann setze ich mich wieder auf den Boden und tue so, als könne ich nicht fliegen. Die Mägde werden die Milchkannen abstellen und mir nachjagen. Und während sie damit beschäftigt sind, kannst du so viel Milch trinken, wie du willst.“

Also gingen die beiden zur Molkerei und blieben bei der Stalltür stehen. Als die Mägde mit den Milchkannen herauskamen, hüpfte die Ammer herbei und tat so, als wäre einer ihrer Flügel gebrochen. Das fiel einer der Mägde auf, und sie sagte zu den anderen: „Das Vöglein kann ja nicht fliegen! Lasst es uns fangen und dem Verwalter schenken! Der hat damit bestimmt eine Freude.“ Sie stellten die Milchkannen ab und jagten dem Vogel hinterher, der immer nur gerade so weit wegflatterte, dass sie ihn nicht fangen konnten. Der Hund nutzte die Zeit und leerte ein paar Kannen Milch. Schließlich flog die Ammer davon, und die Mägde hatten sich umsonst geplagt. Sie gingen wieder zu ihren Milchkannen zurück und fluchten, als sie sahen, dass einige davon leer waren.

Der Hund schleppte sich mit vollem Bauch fort, und die Ammer begleitete ihn. Die beiden begaben sich zu einem Wald ganz in der Nähe, an dem eine schmale Straße vorbeiführte. Satt und zufrieden legte sich der Hund im Schatten eines Baumes am Straßenrand nieder. Auch die Ammer setzte sich auf dessen Wipfel, sang ihr Lied und fragte den Hund ab und zu schelmisch, ob er Hunger habe. Der Hund würdigte sie keiner Antwort.

Nach einer Weile kam ein alter Mann mit einer Schubkarre vorbei, auf der sich ein Fass Bier befand, das für die Hochzeitsgesellschaft bestimmt war. Der Hund war mittlerweile dem wandernden Schatten des Baumes gefolgt und lag mit ausgestreckten Pfoten zur Hälfte auf der Straße. Das versetzte den Mann dermaßen in Wut, dass er mit einem Stock so lange auf den Hund einschlug, bis dieser tot war.

Die Ammer trauerte um ihren Freund, und um sich an dem Mann zu rächen, setzte sie sich auf das Fass und hüpfte spottend hin und her. Darüber geriet der Mann in noch größere Wut und wollte den Vogel mit dem Stock, mit dem er bereits den Hund getötet hatte, erschlagen. Die Ammer war aber schneller und flog davon. Der Hieb, der sie hätte treffen sollen, war so heftig, dass das Bierfass zersprang und das Bier auf die Straße floss. Das hatte der Mann also von seiner Grausamkeit. Der Ammer genügte das jedoch nicht. Sie drohte dem Mann überdies, dass sie auf seinem Kopf ein Nest bauen würde, sollte er jemals ohne Kopfbedeckung unterwegs sein. Das erschreckte den Alten, und er hütete sich von da an, ohne Mütze aus dem Haus zu gehen.

Eines Tages konnte er seine Mütze nicht finden, musste aber dringend in den Garten. Also sagte er zu seiner Frau: „Nimm diesen Stock und komm mit mir. Wenn sich der Vogel auf meinen Kopf setzen will, dann schlag ihn tot.“ Seine Frau nahm den Stock und ging mit ihm in den Garten. Da saß auch schon die Ammer auf dem Dach und hielt einen Strohhalm für den Nestbau in ihrem Schnabel. Als der Mann den Vogel erblickte, rief er aus: „Gib acht, Frau – der Vogel ist schon da!“ Auf sein Geschrei hin hob seine Frau den Stock, um rasch zuschlagen zu können. Im Nu flog die Ammer dem Mann auf den Kopf. Seine Frau hieb wütend auf den Vogel ein, traf dabei jedoch bloß ihren Mann, der sogleich zu Boden stürzte. Die Ammer aber flog auf und davon.

7 Die drei Wunderfische

Ein Fischer, der schon seit vielen Tagen nichts gefangen hatte, machte sich abermals zum See auf, um seine Netze auszuwerfen. Er hatte zwar wenig Hoffnung, dass er diesmal etwas fangen würde. Dennoch musste er es unbedingt versuchen, denn seine Frau und seine Kinder schrien nach Brot.

Der Fischer warf das Netz ins Wasser, doch als er es wieder herauszog, lag darin bloß ein Stein. Beim zweiten Mal zog er einen ertrunkenen Eber heraus. Er warf das Netz ein drittes Mal aus, und als er es diesmal herauszog, lag darin ein kleines Kästchen.

Der Fischer nahm das Kästchen heraus und öffnete es. Aber wie erschrak er, als aus dem Kästchen ein Riese herausstieg und zu ihm sagte: „Jetzt sollst du deinen Lohn dafür empfangen, dass du mich ans Tageslicht gebracht hast: Ich befehle dir, selbst in das Kästchen zu steigen. Tust du es nicht, so bist du des Todes.“

Der Fischer jammerte und sagte: „Wie soll ich denn in diesem kleinen Kästchen Platz finden?“

Der Riese wollte dem Fischer zeigen, dass genug Platz darin war und stieg wieder in das Kästchen. Kaum war er drinnen, schloss der Fischer das Kästchen rasch und wollte es zurück in den See werfen. Doch der Riese bat ihn, noch ein Weilchen zu warten, damit er ihm ein Geheimnis anvertrauen könne.

Der Fischer gewährte ihm diese Bitte, und der Riese sagte: „Ich bin der Geist des Sohnes deines Königs. Mein Vater warf mich in diesen See, weil ich ein großer Sünder war. Solange ich am Leben war, habe ich den Menschen nämlich nur Böses zugefügt. Ja, ich habe sogar viele rechtschaffene Menschen ermordet. Nach dem Willen meines Vaters soll ich nur dann Ruhe finden, wenn ich mich meinem Finder gegenüber wohltätig erweise. Und das will ich nun auch tun. Also hör mir gut zu: Nicht weit von hier findest du einen Teich. Wirf dein Netz hinein, und du wirst jeden Tag einen Fisch fangen. Bring diesen Fisch zum Schloss, und du wirst für jeden Fisch aus diesem Teich einen Dukaten bekommen.“

Wie der Geist gesagt hatte, so geschah es auch. Der Fischer fand den Teich, warf sein Netz ins Wasser und fing einen wunderschönen Fisch. Diesen brachte er in das Schloss des Königs. Als die Köchin den prächtigen Fisch erblickte, gefiel er ihr so sehr, dass sie dem Fischer sogleich einen Dukaten gab. An diesem Tag würde sie dem König etwas ganz Besonderes auftischen!

Die Köchin legte den Fisch in die Pfanne, um ihn zu braten. Kaum wurde die Pfanne jedoch heiß, sagte der Fisch: „Solange Ihr Gutes tut, solange wird es Euch gut gehen. Sobald Ihr aber Böses tut, wird es Euch schlimm ergehen.“ Und mit diesen Worten flog er durch den Rauchfang davon.

Als der Fischer am zweiten Tage erneut mit einem ebenso schönen Fisch ins Schloss kam, kaufte die Köchin ihm auch diesen ab. Es geschah jedoch dasselbe wie mit dem ersten Fisch. Als der König davon erfuhr, kam er am dritten Tag selbst in die Küche und sah zu, wie der Fisch gebraten werden sollte. Doch auch diesmal wiederholte sich das Gleiche wie an den beiden Tagen zuvor.

Der König ließ den Fischer holen, und dieser erzählte ihm alles, was er von dem Geist wusste. Der König freute sich sehr, dass sein Sohn sich gebessert hatte. Den Fischer aber nahm er mit seiner ganzen Familie im Schloss auf und sorgte dafür, dass es ihnen an nichts fehlte.

8 Der Wunderschimmel

Vor langer Zeit lebte in einer kleinen Stadt ein armer Mann. Er fand keine Arbeit und geriet dadurch in größte Not. Eines Tages ging er in einen nahe gelegenen Wald, um den Förster zu fragen, ob er vielleicht einen Holzfäller brauchen könne. Doch die Antwort war Nein. Der Mann wollte gerade niedergeschlagen nach Hause zurückkehren, als ihm ein Jäger begegnete, der ganz in Grün gekleidet war und ihn fragte, warum er so traurig sei. Da klagte ihm der Mann seine Not. Der Jäger erwiderte: „Wenn ich mir in neun Jahren holen kann, was du heute zu Hause vorfinden wirst, so gebe ich dir ein Säckchen voller Goldstücke.“ Der Mann ging auf den Handel ein, beglaubigte sein Versprechen mit seiner Unterschrift und bekam dafür sein Säckchen Gold. Als er nach Hause kam, hatte seine Frau gerade einen Sohn zur Welt gebracht. Erst jetzt erkannte der Mann, was er mit seinem Versprechen angerichtet hatte.

Die neun Jahre vergingen, und am Ende des letzten Jahres kam der grüne Jäger wie angekündigt vorbei und nahm den Sohn – der Ferdinand hieß – mit. Er sagte den Eltern nicht, wohin er ihn bringen oder was mit ihm geschehen würde und ließ sie in großer Angst zurück. Der grüne Jäger brachte den Knaben in ein fremdes Land. Er hatte dort einen Palast, der von einem wunderschönen Garten umgeben war. Kaum waren sie dort angelangt, zeigte der Grüne seinem Schützling all die schönen Dinge in Palast und Garten und sagte zu ihm: „Überall darfst du hingehen, nur nicht zu dem Teich dort drüben, der von Gebüsch umgeben ist.“ Ferdinand prägte sich die Stelle gut ein.

Ein paar Tage später tat der grüne Jäger so, als würde er verreisen. Den Knaben aber ließ er im Palast zurück. Ferdinand fehlte es an nichts, da die Dienstleute für ihn sorgten. Er streifte durch den Palast und den Garten, bis er einmal zufälligerweise in die Nähe des Teiches kam. Von Neugierde geplagt, schlüpfte er durchs Gebüsch und sah, dass sich im Wasser Tausende Goldfische tummelten. Zu gerne wollte er einen von ihnen fangen, doch kaum war sein Finger mit dem Wasser in Berührung gekommen, war er auch schon vergoldet. Ferdinand versuchte vergeblich, das Gold abzukratzen. Aber es war, als wäre es mit seiner Haut verschmolzen. Also wickelte er ein Taschentuch um den vergoldeten Finger und lief in den Palast zurück. Dort wartete schon der grüne Jäger auf ihn. Dieser bemerkte sogleich den verbundenen Finger, entfernte unsanft das Taschentuch und verabreichte Ferdinand zur Strafe für sein Vergehen eine Tracht Prügel. Dann klopfte er mit einem kleinen Hammer auf den Finger, worauf sich das Gold löste.

Nach einiger Zeit verreiste der Grüne erneut. Diesmal verbot er dem Knaben, das letzte Zimmer im Palast zu betreten. Doch kaum war er einige Zeit fort, siegte die Neugier, und Ferdinand betrat das verbotene Zimmer. Dort traf er auf einen Mann, in dem er seinen Großvater erkannte. Dieser gab ihm eine Bürste, einen Kamm und einen gläsernen Krug und sagte zu ihm: „Nimm diese drei Dinge. Sie werden dir eines Tages, wenn du in großer Not bist, von Nutzen sein.“ Dann fügte er noch hinzu: „Geh in den Stall, dort steht ein Schimmel. Sag zu ihm: ‚Schimmel, mit uns ist’s aus‘, und warte seine Antwort ab.“

Ferdinand tat, wie ihm befohlen. Als er zu dem Pferd genau die Worte sagte, die sein Großvater ihm aufgetragen hatte, erwiderte es: „Setz dich auf meinen Rücken!“ Ferdinand schwang sich hinauf, und pfeilschnell sprang das Pferd über die Gartenmauer und stürmte mit ihm davon. Ohne innezuhalten ritten sie so mehrere Stunden dahin, als der Schimmel zu seinem Reiter sagte: „Schau dich um, ob er uns schon eingeholt hat.“ Ferdinand sah sich um und sah in der Ferne, dass der grüne Jäger ihnen hinterhereilte. Als er das dem Pferd mitteilte, erwiderte es: „Wirf deine Bürste weg!“ Er tat es, und sogleich erstreckte sich hinter ihnen ein dichter Wald, der dem Verfolger das Fortkommen erschwerte.

Wieder ritten sie einige Stunden in schnellstem Galopp weiter, als der Schimmel Ferdinand erneut aufforderte, sich umzudrehen. Und wieder sah er den Verfolger, der ihnen auf den Fersen war und immer näher kam. Das Pferd forderte ihn auf, nun den Kamm wegzuwerfen. Kaum hatte er dies getan, breitete sich hinter ihnen ein großer Teich aus, und der grüne Jäger musste sich erst nach einem Boot umsehen, während Ferdinand und der Schimmel schnell weiterritten.

Nach einer Weile musste er zum dritten Mal nach hinten schauen. Der grüne Jäger war mittlerweile schon sehr nahe, und Ferdinand warf den gläsernen Krug weg. Da ragte zwischen ihnen und dem Verfolger auf einmal ein gläserner Berg empor, der dem grünen Jäger endgültig den Weg versperrte.

Gegen Abend kamen sie in ein Dorf, in dessen Nähe sich das Lustschloss des Königs befand. Als Ferdinand abstieg, sagte der Schimmel zu ihm: „Du bist nun einen Tag geritten, und in dieser Zeit sind zehn Jahre deines Lebens vergangen.“

Ferdinand brachte das Pferd in einem Stall unter. Der Schimmel gab ihm etwas Geld und ein Gewand, das mit silbernen Sternen bestickt war. Dann sagte er zu Ferdinand: „Melde dich beim Schlossgärtner und sag, dass du für ihn arbeiten möchtest – aber nur des Nachts.“

Ferdinand tat, wie ihm geheißen und wurde tatsächlich als Gärtnerbursche aufgenommen. Sobald es dunkel wurde, zog er sein Sternengewand an und machte sich an die Arbeit, die ihm

mühe los von der Hand ging. Alles, was er pflanzte, gedieh bestens, und er bekam dafür auch viel Lob. Tagsüber ging er in den Stall, um den treuen Schimmel zu sehen und mit ihm zu sprechen. Abends kehrte er ins Schloss zurück, um dort seiner Arbeit nachzugehen, wobei er fröhliche Lieder sang. Dabei lauschte ihm häufig die Königstochter, und der schöne Jüngling machte großen Eindruck auf sie.

Eines Tages wurden alle Ärzte des Reiches zusammengerufen, da der König schwer erkrankt war. Doch keiner von ihnen wusste ein Heilmittel, bis ein alter Mann erklärte, der König könne nur dann wieder gesund werden, wenn er eine Mischung aus Wolfs-, Bären- und Hirschmilch trank.

Am nächsten Tag war der alte Mann verschwunden, ohne die Arznei zu bringen, und der König schickte seine Jäger aus, um die drei Milcharten zu beschaffen. Aber alle kehrten unverrichteter Dinge zurück. Da versprach der König, demjenigen, der ihm das Verlangte brachte, seine Tochter zur Frau zu geben. Daraufhin beschlossen Ferdinand und zwei andere Gärtnerburschen auszuziehen, um die Milch zu besorgen.

Ferdinand beriet sich mit seinem Schimmel, und sie ritten in den Wald. Dort stießen sie bald auf eine Wölfin, die sich auch wirklich von ihm melken ließ. Auf dem Heimweg trafen sie die beiden anderen Gärtnerburschen, die mit leeren Händen nach Hause zurückkehren mussten. Sie baten Ferdinand, ihnen einen Teil der Wolfsmilch abzugeben. Er wollte sich schon weigern, sah vorher jedoch fragend seinen Schimmel an. Und da dieser bejahend nickte, gab er jedem ein Drittel.

Am nächsten Morgen zogen die drei Burschen abermals aus, und Ferdinand bekam auch die Bärenmilch, die er ebenfalls mit den beiden anderen teilte. Dasselbe wiederholte sich am dritten Morgen mit der Hirschmilch.

Nun gerieten sie aber in Streit darüber, wer von ihnen dem König als Erster die Arznei bringen dürfe. Ferdinand folgte dem Rat des Schimmels und schlug vor, das Los entscheiden zu lassen. Dabei fiel ihm das kleinste Los zu – er war also der Letzte. Er murrte zwar über die Ungerechtigkeit, doch sein Pferd tröstete ihn und sagte: „Der erste Überbringer der drei Milcharten wird den König genauso wenig heilen wie der zweite.“

So war es auch, und die beiden Gärtnerburschen wurden, da der König nicht genas, ins Gefängnis geworfen. Da übergab Ferdinand als Dritter und Letzter sein Milchgemisch, und der König wurde binnen kürzester Zeit gesund.

Nun wollte er sein Versprechen aber nicht halten und Ferdinand mit Geld abspesen. Dieser weigerte sich und beharrte darauf, dass der König ihm seine Tochter zur Frau gab. Doch nichts half. Erst als die Königstochter selbst ihren Vater bestürmte, gab dieser endlich nach, und Ferdinand und die Prinzessin konnten heiraten. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten vier Tage, und in dieser Zeit konnte der Bräutigam seinen Schimmel nicht besuchen. Als er wieder zu ihm in den Stall kam, bat das Pferd Ferdinand, ihm den Kopf abzuschlagen. Das wollte dieser jedoch auf keinen Fall tun. Schließlich gelang es dem treuen Pferd aber doch, Ferdinand zu überreden, und er schlug ihm wie verlangt mit seinem Schwert den Kopf ab. Der Schimmel brach tot zusammen. Aus seinem Rumpf aber flog eine weiße Taube empor, die nach ein paar Augenblicken verschwunden war

Danach holte Ferdinand seine Eltern zu sich, die schon seit Jahren um ihn trauerten, weil sie ihn für tot hielten. Nun freuten sie sich unbändig, ihren Sohn wieder in die Arme schließen zu können. Nach dem Tod des alten Königs folgte Ferdinand ihm nach und war seinem Volk viele Jahre lang ein weiser und gerechter Herrscher.

9 Der Hund und der Wolf

Es war einmal ein Bauer, der hatte einen Hofhund, der Sultan hieß. Als der Hund alt geworden war und seine Pflicht nicht mehr erfüllen konnte, jagte der Bauer ihn vom Hof. Mit gesenktem Kopf verließ der Hund das Dorf und klagte bei sich: ‚So also wird meine Treue belohnt! Mein ganzes Leben habe ich hart gearbeitet, und jetzt, wo ich alt und schwach geworden bin, jagt man mich davon.‘ Traurig und niedergeschlagen irrte er tagelang umher, ohne eine passende Unterkunft zu finden. Als er vom langen Herumwandern schon ganz abgemagert und entkräftet war, kam er schließlich zu einem Wald. Auf einmal stürzte sich ein Wolf auf den armen Hund und rief: ‚Halt, alter Kerl – du bist in meiner Gewalt! Mach dich zum Sterben bereit.‘

Als Sultan das hörte, erschrak er und sagte: ‚Lieber Freund, schau mich nur genau an, dann vergeht dir bestimmt der Appetit auf mich. Ich bin der schlechteste Braten, den du je gehabt hast, denn ich bestehe nur noch aus Haut und Knochen. Aber ich wüsste schon einen Rat für dich.‘

‚Ich brauche keinen Rat von dir, du elender Wicht!‘, knurrte der Wolf. ‚Du brauchst gar nicht weiterzureden, denn ich weiß schon, was du mir sagen willst: nämlich, dass ich dir das Leben schenken soll. Aber es bleibt dabei: Ich werde dich gleich fressen!‘

Darauf erwiderte der Hund: ‚Es wäre mir gar nicht eingefallen, dir diesen Rat zu geben, denn ich will ohnehin nicht mehr leben. Beiß also ruhig zu, solange du noch Lust darauf hast. Ich habe allerdings einen besseren Rat für dich: Wäre es nicht klug, wenn du mich vorher mästen und erst danach, wenn ich schön fett geworden bin, fressen würdest? Das Futter würde dabei ja nicht verloren gehen, denn alles wäre noch an mir dran. Das wäre dann ein Festschmaus, meinst du nicht auch, Bruder Wolf?‘

Der Wolf dachte kurz nach und sagte dann: ‚Einverstanden – aber nur, wenn ich dich nicht lange füttern muss. Folge mir in meine Hütte.‘

Der Hund gehorchte, und beide gingen nun tiefer in den Wald hinein. Als sie bei der Höhle des Wolfs angelangt waren, kroch Sultan hinein. Der Wolf jedoch ging fort, um für den geschwächten Hund Wild zu erjagen. Als er wieder zurückkam, überließ er seine Beute dem Hund, der es sich gut schmecken ließ.

Am nächsten Tag sagte der Wolf zum Hund: ‚Gestern hast du gefressen, heute will ich fressen.‘

Daraufhin erwiderte Sultan: „Was fällt dir denn ein, lieber Wolf? Das gestrige Futter war so wenig, dass ich es kaum gespürt habe.“

Der Wolf ärgerte sich zwar, machte sich dann aber erneut auf den Weg, um für den Hund neues Wild zu erjagen. Und so ging es Tag für Tag weiter, weil Sultan sich noch nicht stark genug fühlte, um es mit dem Wolf aufzunehmen. Der Wolf ging ohne Unterlass auf die Jagd und brachte seine Beute dem Hund. Er selbst fraß nur wenig oder gar nichts, damit Sultan auch ja genug zu fressen hatte. So kam es, dass der Hund immer kräftiger wurde und der Wolf immer schwächer.

Am siebten Tag reichte es dem Wolf, und er sagte zum Hund: „Ich glaube, du bist nun so weit.“

Sultan antwortete: „Oh ja. Ich fühle mich so gut, dass ich es jetzt mit dir aufnehmen kann, wenn du mich nicht laufen lässt.“

Der Wolf antwortete: „Du scherzt wohl! Denk daran, dass ich dich sechs volle Tage lang gefüttert und selber auf alles verzichtet habe. Und jetzt soll ich leer ausgehen? Nie und nimmer!“

Sultan erwiderte: „Auf der einen Seite hast du wohl recht. Aber wieso glaubst du, dass du mich einfach auffressen darfst?“

„Weil ich der Stärkere bin“, gab der Wolf zur Antwort.

„Nun denn“, entgegnete der Hund, „damit hast du das Urteil über dich selbst gesprochen.“ Er tat einen kühnen Sprung, und ehe sich's der Wolf versah, lag er am Boden. „Weil du mich am Leben gelassen hast, will ich dich nicht gleich töten“, sagte der Hund. „Such dir noch zwei Verbündete und erscheine morgen mit ihnen hier im Wald. Ich werde das Gleiche tun. Dann wollen wir unseren Streit schlichten.“

Daraufhin trennten sich die beiden, um Mitkämpfer zu suchen. Der Wolf ging erzürnt tiefer in den Wald hinein. Nach langem Zureden fand er schließlich einen brummigen Bären und einen schlauen Fuchs, die sich bereit erklärten, ihm am nächsten Tag im Kampf gegen den Hund beizustehen.

Sultan eilte zum nächsten Dorf. Dort lief er als Erstes zum Pfarrhaus und überredete dort eine große, graue Katze, mit ihm zu kommen. Danach ging er zum Hof des Dorfrichters und fand dort als zweiten Mitkämpfer einen mutigen Hahn. Sogleich machten die drei sich auf den

Weg zurück zum Wald. Sie kamen dort so früh an, dass es ihnen fast gelungen wäre, Sultans Feinde in tiefem Schlaf zu überraschen.

Der Wolf erwachte jedoch gerade noch rechtzeitig, weckte seine Kameraden und sagte zum Bären: „Du kannst doch auf Bäume klettern, nicht wahr? Sei so gut: Steig auf diese hohe Tanne und schau nach, ob unsere Feinde schon zu sehen sind.“

Der Bär tat, wie ihm geheißen, und als er oben angekommen war, rief er nach unten: „Flieht, unsere Feinde sind schon fast da! Und was für mächtige Feinde das sind! Einer von ihnen schreitet stolz voran und hat einen Haufen scharfer Säbel bei sich, die in der Morgensonne glänzen. Und hinter ihm geht einer, der hat eine lange Eisenstange dabei! Wehe uns!“ Denn er hielt die Federn des Hahns für Säbel und den aufgerichteten Schwanz der Katze für eine Eisenstange.

Bei diesen Worten erschrak der Fuchs so sehr, dass er es für das Ratsamste hielt, sich aus dem Staub zu machen. Auch der Bär kletterte eiligst vom Baum herab und verkroch sich in einem dichten Gestrüpp. Nur seine Schwanzspitze schaute noch hervor.

Unterdessen waren Sultan und seine beiden Verbündeten am vereinbarten Treffpunkt eingelangt. Der Wolf wollte, nachdem der Bär und der Fuchs ihn im Stich gelassen hatten, ebenfalls das Weite suchen. Aber Sultan kam ihm zuvor. Mit einem Sprung hatte er den Wolf am Genick gepackt und ihm den Garaus gemacht. Da bemerkte die Katze, wie sich im Gebüsch etwas regte. In der Hoffnung, eine Maus zu erhaschen, schnappte sie danach und verbiss sich in der Schwanzspitze des Bären. Verstört brach dieser aus seinem Versteck hervor und floh auf einen Baum, weil er glaubte, dort vor seinen Feinden sicher zu sein. Doch da täuschte er sich gewaltig, denn auf dem Baum – schon fast oben am Wipfel – wartete bereits der Hahn auf ihn.

Als der Hahn den Bären erblickte, stürzte er sich sogleich auf ihn. Der Bär erschrak daraufhin so sehr, dass er hinabstürzte und mausetot am Boden liegen blieb. Damit war der Kampf beendet.

Die Nachricht von der Heldentat Sultans und seiner Verbündeten verbreitete sich in Windeseile und erreichte schließlich auch das Dorf, in dem Sultan früher seinen Dienst als Hofhund versehen hatte. Der Bauer war so beeindruckt, dass er seinen treuen Hofhund wieder aufnahm und ihm das Gnadenbrot gab.

10 Die neun Vögel

Es lebte einst ein König, der eine überaus grausame Tochter hatte. Bereits als junges Mädchen war sie blutdürstig. So schnitt sie etwa Vögeln, die sie gefangen hatte, die Zunge oder die Füße ab und ließ sie dann fliegen. Wo immer sie einem Tier etwas zuleide tun konnte, tat sie es auch. Als sie älter wurde, nahm ihre Grausamkeit noch zu und wandte sich nun auch gegen Menschen. So vertrieb sie etwa alle Bettler aus dem Schloss, indem sie ihre Hunde auf sie hetzte. Und je mehr Bisse die Bettler davontrugen, desto mehr freute sich die Prinzessin.

Nachdem ihr Vater gestorben war, kam eines Tages ein Jüngling ins Schloss, der um ihre Hand anhielt. Die Prinzessin tat so, als würde sie seinen Antrag annehmen, und ein Hochzeitstag wurde festgesetzt. Als dieser gekommen war, schickte die Prinzessin den Jüngling in einen anderen Teil des Schlosses, um den Brautschmuck zu holen. Um in das Zimmer zu gelangen, in dem der Schmuck aufbewahrt wurde, musste der Bräutigam durch einen Flur gehen, der einen Bretterboden hatte. Was der Jüngling jedoch nicht wusste: Sobald die Prinzessin an einer Schnur zog, würden die Bretter nachgeben und in einen tiefen Brunnen stürzen. Und mit ihnen auch jener, der gerade über diese Bretter ging. Genauso geschah es auch, und im Fallen hörte der ahnungslose Bräutigam noch das teuflische Lachen der grausamen Prinzessin.

Auch den anderen Bewerbern, welche die Prinzessin zur Frau beehrten, erging es nicht besser. Neun Jünglinge hatten auf diese Weise bereits den Tod gefunden, als ein zehnter Bewerber um die Hand der Prinzessin anhielt. Aber dieser war anders als seine neun Vorgänger. Er war nämlich ein Zauberer und wusste, was die Grausame im Schilde führte. Als sie ihn nun in jenes Zimmer schicken wollte, um den Brautschmuck zu holen, weigerte er sich und sagte, sie solle den Schmuck doch selber holen.

Die Prinzessin bat ihn aufs Freundlichste, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Er aber erwiderte zornig: „Glaubst du, ich will der Zehnte sein, der in dem Brunnen sein Grab findet? Diesmal wird es dir nicht gelingen, denn die Zeit der Vergeltung ist gekommen.“

Erzürnt über seine Worte, befahl die Prinzessin ihren Knechten, den Zauberer zu fesseln und in den Brunnen zu werfen. Ohne Widerstand zu leisten, ließ er es geschehen. Er ging jedoch nicht unter wie die anderen vor ihm, sondern sein Kopf blieb über dem Wasser und lächelte der Prinzessin zu. In ihrer Wut versprach sie Hand und Reich demjenigen, der ihren Feind töten würde. Da nahmen die Knechte ihre Armbrüste und schossen neun Pfeile auf den Zauberer ab. Diese verwandelten sich während des Fluges jedoch in Vögel, die zwitschernd

den Kopf des Zauberers umkreisten. „Wärscht du nur hier oben, ich würd dich schon töten“, zischte die Prinzessin. Der Zauberer aber erhob sich samt den Vögeln aus dem Brunnen, und ehe die anderen wussten, wie ihnen geschah, war er auch schon im nächsten Wald verschwunden.

Dort schrieb er neun Briefe, in denen er schilderte, wie die neun Jünglinge umgekommen waren. Dann band er jedem Vogel einen Brief um und ließ sie durchs ganze Land fliegen. Überall wurden die Briefe gelesen, und die Kunde von den Untaten der grausamen Prinzessin verbreitete sich in Windeseile. Als die neun Vögel ihren Auftrag erfüllt hatten, kehrten sie zur Prinzessin zurück und übergaben ihr die Briefe.

Diese zerriss sie, rang die Hände und klagte ohne Unterlass, weil ihre Untaten nun ans Tageslicht gekommen waren und jeder davon wusste. Sie nahm all ihren Schmuck ab, legte ein Trauergewand an und zog sich in den Wald zurück, in dem sich der Zauberer mit den Vögeln niedergelassen hatte, um dort als Einsiedlerin zu leben.

Tag für Tag kamen die Vögel zu ihr und wiederholten singend, was in den Briefen gestanden war. Sie aber streute ihnen unter Tränen Futter und bereute tausendfach, was sie getan hatte.

So ging das viele Jahre lang. Doch eines Tages, als die Prinzessin genug gebüßt hatte, verwandelten sich die neun Vögel in Jünglinge. Sie verziehen der Prinzessin ihre Untaten und stiegen gemeinsam mit der reuigen Büberin zum Himmel auf.

11 Der Wunschfetzen, die Goldziege und die Hutsoldaten

Es waren einmal ein Schuster und seine Frau, die waren sehr arm und hatten nichts als eine alte Ziege. Der Schuster konnte keine Arbeit mehr finden und beschloss daher fortzugehen. „Hör zu, liebe Frau“, sagte er eines Tages zu ihr, „du siehst ja, dass ich hier nichts verdienen kann. Deshalb werde ich mich morgen auf den Weg machen und versuchen, anderswo Arbeit zu finden. Schlachte bitte unsere Ziege, damit ich unterwegs etwas zu essen habe.“

Gesagt, getan. Am nächsten Tag wurde die Ziege geschlachtet, der Schuster packte einen Teil davon ein und brach auf. Er war den ganzen Tag unterwegs und kam weder an einem Dorf noch an einer Stadt vorbei. Müde legte sich der arme Mann neben eine Statue am Wegesrand, um ein wenig auszuruhen. Gerade als er das Fleisch auspacken und etwas essen wollte, fing die Statue zu reden an. „Was hast du da in deinem Bündel?“, fragte sie den Schuster.

„Ein Stück Ziegenfleisch“, erwiderte dieser erstaunt.

„Siehst du die kleine Holzhütte dort drüben?“, wollte die Statue wissen.

„Ja, die sehe ich“, antwortete der Schuster.

„Geh hin und wirf das Fleisch hinein“, befahl die Statue. „Dort haben nämlich Teufel ihre Werkstatt. Wenn sie dich fragen, was du als Lohn möchtest, so antworte ihnen: ‚Den alten Fetzen, der auf dem Bett liegt.‘“

Der Schuster ging sogleich zur Hütte, warf das Fleisch hinein und verlangte, wie die Statue es ihm befohlen hatte, als Lohn den Fetzen. Er erhielt diesen erst nach langem Hin und Her und kehrte damit zur Statue zurück. Als er ihn näher betrachtete, sah er, dass der Fetzen bedeutend schlechter war als alle, die er zu Hause hatte.

Als der Schuster wieder bei der Statue angelangt war, gab er seinem Unwillen über ihren Rat Ausdruck. Die Statue aber sagte: „Nimm diese Rute aus meiner Hand und klopfe damit dreimal auf den Fetzen.“ Der Schuster tat, wie ihm befohlen, und auf einmal war der Fetzen mit den köstlichsten Speisen gedeckt. Mit großem Appetit machte sich der Schuster darüber her – so gut hatte er schon lange nicht mehr gegessen! Als er sein Mahl beendet hatte, dankte er der Statue, nahm den Fetzen und beschloss, nach Hause zurückzukehren.

Unterwegs übernachtete er jedoch in einem Wirtshaus und führte den anderen Gästen seinen Wunschfetzen vor. Der Wirt bewunderte diesen sehr und wollte nun selbst einen solchen Fetzen besitzen. Als schlich er sich des Nachts, als der Schuster tief und fest schlief, in dessen Zimmer, stahl den Wunderfetzen und legte stattdessen einen anderen hin.

Am nächsten Tag zahlte der Schuster seine Rechnung und setzte mit dem vermeintlichen Wunschfetzen den Heimweg fort. Kaum war er wieder zu Hause, lud er sogleich all seine Freunde und Verwandten zu einem fröhlichen Mahl ein. Die Gäste waren bereits eingetroffen und freuten sich auf ein köstliches Essen, als der Schuster mit dem Fetzen in der Hand eintrat und erzählte, was er in den letzten Tagen erlebt hatte.

Danach zog er seine Rute hervor und klopfte damit langsam und gelassen dreimal auf den Fetzen. Doch nichts geschah. Der Schuster schlug nun wiederholt und immer kräftiger auf den Fetzen ein, aber nicht die kleinste Speise zeigte sich, und die Gäste mussten so hungrig wieder abziehen wie sie gekommen waren.

Der arme Mann glaubte, die Statue sei schuld an diesem Unglück und machte sich bald darauf erneut auf den Weg. Auch diesmal nahm er wieder ein Stück Ziegenfleisch mit. Als er zur Statue kam, befahl ihm diese erneut, das Fleisch den Teufeln zu geben. Als Lohn solle er diesmal die alte Ziege verlangen, die neben der Tür angebunden sei. Der Schuster tat, wie befohlen. Als er die alte Ziege jedoch genauer betrachtete, sah er, dass sie in noch viel schlechterem Zustand war als jene, die seine Frau vor seiner Abreise geschlachtet hatte. Er beschwerte sich deshalb bei der Statue, aber diese gab ihm wieder eine Rute und befahl ihm, der Ziege damit dreimal auf den Rücken zu schlagen. Der Schuster gehorchte, und auf einmal schüttelte die Ziege den Kopf, wobei ihr zu seinem nicht geringen Erstaunen lauter Goldstücke aus den Ohren fielen. Überglücklich bedankte sich der Mann bei der Statue und machte sich mit der alten Ziege eilig auf den Heimweg.

Unterwegs wurde er jedoch hungrig und durstig und kehrte im selben Wirtshaus ein, in dem er schon zuvor übernachtet hatte. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, wollte er seine Rechnung bezahlen, hatte aber kein Geld dabei. Also führte er die Ziege in sein Zimmer und schlug ihr mit der Rute dreimal auf den Rücken. Sogleich schüttelte die Ziege den Kopf, und Goldstücke fielen ihr aus den Ohren.

Was der Schuster allerdings nicht wusste: Der Wirt hatte ihn heimlich dabei beobachtet und überlegte nun, wie er die Ziege in seinen Besitz bringen könne. Und da er ebenfalls eine Ziege besaß, die der des Schusters fast aufs Haar glich, beschloss er, die beiden Ziegen des Nachts zu tauschen.

Als der Schuster am nächsten Morgen aufwachte, machte er sich mit der vermeintlichen Goldziege fröhlich auf den Heimweg. Daheim angekommen, bat er seine Frau, gleich einen Schweinsbraten zu holen und überhaupt alles für ein köstliches Mittagessen zu besorgen. Das nötige Geld werde er dann schon herbeischaffen.

Nach dem Essen wollte der Schuster sein Kunststück zeigen. Er führte die Ziege ins Zimmer und schlug ihr mit der Rute dreimal auf den Rücken. Aber nicht das kleinste Goldstück war zu sehen. Der Schuster schlug immer heftiger auf das arme Tier ein, das kläglich „Mäh!“ rief, doch ohne Erfolg.

Der arme Schuster fühlte sich erneut betrogen und machte sich ein drittes und letztes Mal auf den Weg. Auch diesmal nahm er wieder ein Stück Ziegenfleisch mit.

Alles lief genauso ab wie bei den beiden vorigen Malen. Er ging zur Statue, die ihm befahl, das Ziegenfleisch den Teufeln zu geben und dafür den Hut zu verlangen, der neben dem Bett lag. Der Schuster tat wie befohlen und erhielt auch tatsächlich den alten Hut, der aber schon ganz löchrig war.

Auch diesmal gab die Statue ihm eine Rute und sagte, er solle damit dreimal auf den Hut klopfen. Kaum hatte der Schuster dies getan, marschierte zu seinem Erstaunen ein ganzes Regiment Soldaten auf. Der Schuster konnte sich an dem kleinen Heer gar nicht sattsehen. Nach einer Weile klopfte er erneut auf den Hut, und die Soldaten verschwanden wieder darin.

Die Statue erzählte dem Schuster nun, dass der Wirt, bei dem er übernachtet hatte, ihm den Wunschfetzen und die Goldziege gestohlen hatte. Der Schuster nahm sich vor, sich beides zurückzuholen. Er bedankte sich bei der Statue und kehrte zum Wirtshaus zurück. Dort angekommen, verlangte er vom Wirt den Fetzen und die Ziege zurück. Dieser aber stritt alles ab. Da klopfte der Schuster auf seinen Hut, und sogleich war die ganze Schankstube voller Soldaten, die dem Wirt eine ordentliche Tracht Prügel androhten, wenn er das Gestohlene nicht zurückgäbe. Vor Angst schlotternd gab dieser das Verlangte heraus, und der Schuster kehrte nun als reicher Mann nach Hause zurück.

Dort lud er sogleich den König zu sich ein und versprach, ihm etwas Interessantes zu zeigen. Der König kam tatsächlich, sah, was für Kunststücke die Ziege und der Fetzen zuwege brachten und ließ sich das köstliche Mahl schmecken. Beim Abschied gab er seinen Dienern jedoch den Befehl, den Wunschfetzen und die Goldziege zu stehlen. Diese taten, was der König ihnen aufgetragen hatte, und als der Schuster sein Eigentum zurückverlangte, lachte der König ihn bloß aus. Da forderte der Schuster, der auf seinen Hut vertraute, den König zum Kampf, und dieser nahm lachend an. Darauf legten die beiden Ort und Zeitpunkt fest.

Als es so weit war, war der Schuster als Erster am vereinbarten Ort. Bald darauf erschien auch der König mit zehn seiner besten Soldaten. Sobald der Schuster diese sah, ließ er sein Heer aus dem Hut aufmarschieren und gab seinen Soldaten den Befehl, den König und die anderen

gefangen zu nehmen. Damit hatte der König nicht gerechnet. Er wollte gerade die Flucht ergreifen, da hatten ihn die feindlichen Scharen bereits umringt. Er musste sich ergeben, und die Hutsoldaten führten ihn zum Schuster. Dieser versprach, dem König die Freiheit wiederzugeben, sobald er seine Ziege und seinen Fetzen zurückbekommen habe.

Und so wurde ein König einmal sogar von einem Schuster besiegt.

12 Das Martiniloben

Eines Tages machte sich der Kater Braunz auf den Weg zum Martiniloben, um den Heiligen hochleben und es sich bei Braten und Wein gut gehen zu lassen. Als er schon eine Weile gewandert war, dachte er bei sich: ‚Ach, wenn mich nur jemand begleiten würde, damit die Zeit schneller vergeht.‘

Da kam auf einmal der Hund des Weges. ‚Kater Braunz‘, sagte er, ‚wo gehst du denn hin?‘

‚Zum Martiniloben‘, antwortete der Kater. ‚Dort geht es bestimmt lustig zu!‘

‚Kann ich mitkommen?‘, bat der Hund.

‚Aber gerne‘, erwiderte der Kater.

Also gingen sie gemeinsam weiter und vertrieben sich die Zeit, indem sie einander alle möglichen Geschichten erzählten.

‚Schau einmal‘, sagte da der Hund, ‚da vorn geht ja Mutter Gans. Lass uns ein bisschen schneller gehen, damit wir sie einholen.‘

Es dauerte auch gar nicht lange, bis sie zu ihr aufgeschlossen hatten.

‚Wo geht ihr beiden denn hin?‘, wollte die Gans wissen.

‚Na, zum Martiniloben!‘, sagte Kater Braunz. ‚Dort geht es bestimmt lustig zu!‘

‚Kann ich mitkommen?‘, bat die Gans.

‚Aber gerne‘, sagte der Hund.

Nun gingen sie also zu dritt weiter. Nach einer Weile stießen auch noch der Ochs, der Hahn und das Schwein dazu, und sie machten sich gut gelaunt zu sechst auf den Weg zum Martiniloben.

Schließlich kamen sie zu einem großen, düsteren Wald. Es dauerte nicht lange, da sagte der Kater Braunz zu den anderen: ‚Hört mal her – ich glaube, wir haben uns verlaufen. Kehren wir lieber um.‘

Damit waren auch alle einverstanden, vor allem, weil es schon Nacht wurde. Bloß konnten sie den Rückweg nicht mehr finden. Sie irrten noch ein Weilchen umher, doch da sie schon recht müde waren, beschlossen sie, im Wald zu übernachten. Sie wollten sich gerade hinlegen, als der Ochs, weil er der Größte von ihnen war, in der Ferne ein Licht sah.

„Das werden wir gleich haben“, sagte der Kater Braunz. „Ich klettere auf einen hohen Baum und halte Ausschau nach dem Licht. Dann wissen wir genau, in welche Richtung wir gehen müssen.“ Und kaum hatte er das gesagt, kletterte er auch schon auf eine hohe Tanne.

Sobald der Kater wieder vom Baum herunter war, machten sich die Sechs auf den Weg. Das Licht kam immer näher, und schließlich gelangten sie zu einem Haus, das hell erleuchtet war. Sämtliche Fenster standen offen. Da schlich der Hahn hin und schaute hinein. Als er zu den anderen zurückkam, berichtete er, dass in dem Haus eine Diebsbande sei, die gerade einen Haufen Geld zähle.

„Na wartet“, sagte der Ochs, „denen werden wir's zeigen! Ich springe als Erster zum Fenster hinein. Die Diebe werde einen ordentlichen Schreck bekommen und ohne das Geld davonlaufen. Und sobald alle weggerannt sind, kommt ihr ins Haus.“

Gesagt, getan. Der Ochs sprang durchs Fenster und landete unter lautem Gebrüll in der Stube. Die Diebe fuhren entsetzt in die Höhe, ließen alles liegen und stehen und ergriffen die Flucht. Nun stürmten die anderen Tiere ins Haus. Weil sie aber glaubten, dass die Diebe in der Nacht zurückkehren und sich das Geld holen würden, beschlossen sie, Vorkehrungen zu treffen.

Der Hund meinte: „Ich bewache die Tür.“ Der Kater Braunz sagte: „Ich suche mir ein warmes Plätzchen beim Ofen.“ Der Ochs legte sich auf den Misthaufen, die Gans setzte sich auf den Tisch, um das Geld zu bewachen, das Schwein ließ sich im Hof nieder, und der Hahn flog aufs Dach.

Tatsächlich kehrten die Diebe bald darauf zurück und wollten sich das Geld holen. Doch kaum waren sie über die Türschwelle getreten, fing der Hund zu bellen an und biss jeden, den er erwischen konnte, ins Bein. Danach wollten die Diebe an der Glut im Ofen Licht machen, um sich einen Überblick zu verschaffen – aber da stürzte sich der Kater Braunz auf sie und zerkratzte ihnen das Gesicht. Und als sie das Geld vom Tisch nehmen wollten, zwickte ihnen die Gans ordentlich in die Finger. Da sie sich nicht mehr zur Tür hinausrauten, wollten sie über den Hof flüchten. Dort wurden sie jedoch vom Schwein zu Fall gebracht und vom Ochsen auf die Hörner genommen. Und zum Abschied lachte der Hahn sie vom Dach herab aus und rief ihnen spöttisch nach: „Wieso nehmt ihr denn das Geld nicht mit?“

Die Diebe entkamen nur mit Müh und Not und mussten obendrein auf das gestohlene Geld verzichten. Die Tiere aber konnten sich endlich zur Ruhe legen. Am nächsten Morgen zählten sie das erbeutete Geld und teilten es gerecht untereinander auf. Dann machten sich die Sechs vergnügt zum Martiniloben auf.

13 Der kleine Schneider

Es war einmal ein armer Tagelöhner, der sich mit seiner Frau und seinen drei Söhnen mehr schlecht als recht durchschlug. Als der älteste Sohn vierzehn Jahre alt war, kam er zu einem Schlosser in die Lehre; ebenso der Zweitälteste. Als aber der Jüngste, der Hans hieß, an der Reihe gewesen wäre, war dieser noch viel zu klein und schwach, um bei jemandem in die Lehre zu gehen. Er sah mit seinen vierzehn Jahren nämlich noch immer aus wie ein Sechsjähriger. Also musste er einstweilen die Gänse seines Vaters hüten.

Eines Tages kam eine Bekannte zu Besuch. Sie war schon alt, und es hieß, sie sei eine Zauberin. Deshalb fragte die Mutter von Hans sie um Rat, was sie mit ihrem jüngsten Sohn anfangen sollten. Die alte Frau sagte: „Lasst ihn Schneider werden, das ist ein Handwerk mit goldenem Boden.“ In dem Moment kam Hans vom Gänsehüten zurück. Da überreichte die alte Frau ihm einen kleinen Fingerhut und sagte: „Nimm dies als Geschenk von mir, Hans – es wird dir noch von Nutzen sein.“ Hans bedankte sich herzlich bei der alten Frau, und weil diese sich so über seinen Dank freute, gab sie ihm auch noch eine Schere. Zum Abschied befahl sie ihm, nie mit einer anderen Schere oder einem anderen Fingerhut zu arbeiten als mit denen, die sie ihm geschenkt hatte.

Schon in der nächsten Woche kam Hans zu einem Schneider im Dorf in die Lehre. Durch den Zauberfingerhut konnte er bald besser nähen als jeder andere Schneider. Jetzt sollte er das Zuschneiden lernen. Auch das ging mit seiner Schere wie von selbst, und damit war seine Lehrzeit beendet.

Hans machte sich in die nächstgelegene Stadt auf, aber niemand wollte ihm eine Stelle geben, denn er sah ja nach wie vor wie ein Sechsjähriger aus. Nach langem Suchen fand er schließlich doch bei einer Schneiderwitwe Arbeit. Und weil er so geschickt war, machte sie ihn bald zum obersten Gesellen. Die anderen zehn Gesellen platzten fast vor Neid, denn sie waren viel älter als Hans und schon lange bei der Witwe im Dienst. Sie sagten also zueinander: „Wir müssen diesem Grünschnabel einen Streich spielen. Denn dass dieser Knirps unser Altgeselle wird – das lassen wir uns nicht gefallen!“

Sie hatten bemerkt, dass Hans immer nur seine eigene Schere benutzte. Also nahmen sie sich vor, sie ihm wegzunehmen und selbst zu verwenden. Einem der Gesellen gelang es auch tatsächlich bald, die Schere in seinen Besitz zu bringen, und er schnitt damit eine Jacke zu. Er spürte bald, wie die Schere den Stoff von selbst zuschnitt und seine Hand nur folgen konnte. Als er sich jedoch sein Werk besah, erschrak er fürchterlich. Denn was er da zugeschnitten

hatte, war eine Jacke für einen Buckligen, und obendrein war der eine Ärmel um zwanzig Zentimeter länger als der andere. Fluchend warf er die Schere weg und beschloss gemeinsam mit seinen Kameraden, Hans wegen Hexerei zu verklagen. Hans aber witterte das Unheil und floh.

Als er schon ein paar Tage unterwegs gewesen war, kam er in eine Stadt, in der alle Leute Mehlsäcke anhatten. Kaum war er durchs Stadttor gegangen, wurde er auch schon von zwei in rote Mehlsäcke gekleideten Männern gepackt und in ein Haus geschleppt, wo sich Männer versammelt hatten, die in schwarze Mehlsäcke gekleidet waren. Einer davon schlug mit der Faust auf den Tisch, dass es nur so krachte, und schrie: „In was für einer Kleidung kommst du in diese Stadt und wer bist du?“

Hans sagte: „Ich bin Schneider. Und meine Kleidung entspricht der neuesten Mode.“

„Ha, Unglücklicher!“, schrie der Richter, denn um einen solchen handelte es sich. „Weißt du denn nicht, dass jeder, der diese Stadt betritt, einen Sack anhaben muss und dass du wegen Übertretung dieses Gesetzes hundert Stockhiebe bekommst? Und dass jeder Schneider, der diese Stadt betritt, mit einem Riesen um die Königstochter kämpfen muss?“

„Na, woher soll ich das denn wissen?“, sagte Hans verblüfft.

„Unwissenheit schützt vor Strafe nicht“, entgegnete der Richter. „Du musst mit dem Riesen kämpfen. Die Stockhiebe aber werden dir erlassen, denn du wirst ohnehin im Kampf mit dem Riesen dein Ende finden.“

„Auch gut“, dachte Hans, „wenigstens bleiben mir so die Prügel erspart.“

Dann wurde er von zwei Soldaten ins Gefängnis geführt, wo er bis zum nächsten Tag bleiben sollte. Der Gefängniswärter hatte Mitleid mit dem kleinen Schneider und fing mit ihm zu plaudern an.

„Verrat mir bitte eins“, sagte Hans, „warum habt ihr alle Säcke an und warum sind Schneider bei euch denn gar so verhasst? Ich begreife einfach nicht, wieso es ein Verbrechen sein soll, das ehrsame Schneiderhandwerk auszuüben.“

„Nun“, sagte der Gefängniswärter, „das will ich dir gleich erzählen. Unsere frühere Königin war sehr eitel. Ihre Eitelkeit ging so weit, dass sie jeden Tag sieben neue Kleider anzog. Und obwohl das schrecklich viel Geld kostete, wäre das allein noch nicht so schlimm gewesen. Doch ihre Tochter nahm sich ein Beispiel an der Mutter und trieb es noch viel ärger. Sie tat

nämlich den ganzen nichts anderes, als Kleider an- und auszuziehen. Da riss dem König eines Tages die Geduld. Er jagte die Königin davon, sperrte seine Tochter in einen Turm auf einer Lichtung im Wald und ließ sie von einem Riesen bewachen. Dann erließ er ein Gesetz, dass alle Bewohner von nun an Säcke tragen mussten. Überdies vertrieb er sämtliche Schneider aus seinem Reich und verbot ihnen, jemals wieder zurückzukehren. Denn für ihn waren sie die Urheber seines Unglücks.“

Am nächsten Morgen wurde Hans schon in aller Früh von Soldaten abgeholt und zum Wald gebracht. Als sie bereits so nahe waren, dass sie den Riesen schnarchen hörten, sagten die Soldaten zu Hans, er solle nun allein weitergehen. Auf einmal stand die alte Frau, die ihm Fingerhut und Schere gegeben hatte, vor Hans und sagte: „Da hast du einen Igel und einen Vogel. Gib auf die beiden acht, denn du wirst sie noch gut gebrauchen können.“ Und mit diesen Worten verschwand sie.

Hans ging indessen weiter, als der Riese plötzlich hinter einem Baum hervortrat und zu ihm sagte: „Du elender kleiner Wicht willst dich mit mir messen? Nun gut, dann wollen wir einmal sehen, wessen Kugel weiter rollt – meine oder deine.“ Er nahm eine Kugel, holte weit aus und ließ sie weit, weit rollen. Hans aber holte seinen Igel hervor, und der lief so lange, bis er die Kugel des Riesen überholt hatte.

Ärgerlich rief dieser: „Na gut, diesmal hast du gewonnen. Komm jetzt zu mir her. Siehst du den Turm da? Er hat fünfzehn Stockwerke. Wer das letzte trifft oder noch höher wirft, hat gewonnen.“ Und schon warf er seinen Stein, der jedoch nur das zwölfte Stockwerk traf. „So, und jetzt du“, sagte er dann zu Hans. Dieser aber ließ seinen Vogel frei, und der flog weit über den Turm hinweg. „Na gut, du hast auch diesmal gewonnen“, sagte der Riese mürrisch. „Aber jetzt kommt es noch darauf an, wer von uns höher springen kann.“ Und schon sprang der Riese über eine Eiche.

„Sei so gut und bieg mir diese Pappel um, damit ich sie abmessen kann“, sagte Hans da zum Riesen. Dieser bog den Baum um, bis der Wipfel den Boden berührte, und Hans klammerte sich daran fest. „Du kannst schon loslassen“, sagte er dann zum Riesen, „ich weiß schon, wie lang der Baum ist.“ Der Riese ließ los, und Hans flog, von der Pappel emporgeschleudert, über einige Bäume, die noch höher waren als die Eiche, über die der Riese gesprungen war.

Da rief der Riese: „Du hast dein Leben gerettet und noch dazu die Hand der Königstochter gewonnen!“ Dann hob er Hans in die Höhe, damit dieser einen Blick auf die Königstochter werfen konnte, die im dritten Stockwerk gefangen gehalten wurde. Und weil sie ihm so gut gefiel, spazierte er auch gleich durchs Fenster hinein.

Die Königstochter war übergücklich, den Turm endlich verlassen zu können. Hand in Hand gingen sie zum König und erzählten ihm, wie Hans den Riesen überwältigt hatte. Bald darauf wurde Hochzeit gehalten, und Hans und seine Frau lebten vergnügt miteinander bis an ihren Tod.

14 Der Schneider und der Jäger

Ein Schneidergeselle, der seines Handwerks überdrüssig war, beschloss eines Tages, in die weite Welt hinaus zu wandern. Er war erst einen Tag unterwegs, als er in einen dunklen Wald kam und jemanden singen hörte. Als er näher heranging, sah er einen Jäger, der neben einem Baum saß und ein Liedchen sang. Der Schneider fragte ihn, warum er hier müßig herumsitze, statt seinem Geschäft nachzugehen. „Ich habe keine Lust mehr, Jäger zu sein“, erwiderte dieser. „Viel lieber würde ich auf Abenteuerversuche gehen.“ Der Schneider freute sich über diese Worte und lud den Jäger ein, mit ihm zu gehen. Dieser willigte ein, und nun streiften sie gemeinsam durch den Wald. Aber noch ehe sie aus dem Wald heraus waren, brach die Nacht herein, und sie mussten dort übernachten.

Die beiden setzten sich auf einen hohen Baum und schliefen tief und fest. Sie erwachten erst, als die Sonne bereits aufging und machten sich gleich wieder auf den Weg. Sie waren schon lange gegangen, und der Wald nahm noch immer kein Ende, als sie plötzlich schallendes Gelächter hörten. Als sie aufblickten, sahen sie nur ein paar Schritte vor ihnen einen Zwerg, der ihnen mit einem Fingerwinken bedeutete, ihm zu folgen.

Das taten sie auch, und bald standen sie vor einem riesigen Schloss. Der Zwerg schlug mit einem Stab an das große eiserne Tor, das sich daraufhin öffnete. Drinnen im Schlosshof deutete der Zwerg auf eine Tür und verschwand. Der Schneidergeselle verstand das als Aufforderung, einzutreten. Sie kamen in eine Küche, in der sich links ein kleiner Herd und rechts eine weitere Tür befand. Durch diese gelangten sie in ein geräumiges Zimmer, in dem zwei Betten, ein Tisch und zwei Sessel standen. Alles sah so aus, als wäre es für sie bestimmt. Da der Schneidergeselle im Gegensatz zum kühnen und mutigen Jäger eher vorsichtig war, schlug er vor, dass in der Nacht nur einer von ihnen schlafen solle. Der andere solle jedoch Wache halten. Denn irgendetwas in dem Schloss kam ihm unheimlich vor, seit der Zwerg verschwunden war.

In der ersten Nacht übernahm der Schneidergeselle die Wache, obwohl ihm dabei recht mulmig zumute war. Er nahm einen Sessel, setzte sich neben den Herd und heizte ein; denn es war schon Spätherbst und kalt. Der Jäger aber legte sich ins Bett und schlief bereits tief und fest, als es Mitternacht schlug. Punkt zwölf öffnete sich leise die Tür zur Küche, und ein grüngekleideter Zwerg trat ein. Er ging zum Herd, hielt die Hände übers Feuer und sah den Schneider dabei wehmütig an. Dieser glaubte, dem Zwerg sei kalt, und er legte ein Stück Holz

nach. Offenbar freute sich der Zwerg darüber, denn er klopfte dem Schneider auf den Arm und ging dann fröhlich weg.

Als der Jäger am Morgen erwachte, entdeckte er auf dem Tisch eine Menge Speisen. Hoherfreut sprang er aus dem Bett und holte den Schneidergesellen. Noch immer staunend, machten sie sich über das köstliche Mahl her und ließen es sich gut schmecken. Als sie fertiggegessen hatten, unterhielten sie sich noch ein wenig über ihre Reise und über die Abenteuer, die auf sie warteten. Nur von der nächtlichen Begegnung erzählte der Schneider nichts, denn er wollte erst abwarten, ob auch der Jäger unerwarteten Besuch bekäme.

In dieser Nacht sollte der Jäger Wache halten. Dem Schneidergesellen war etwas bange ums Herz, als er zu Bett ging, während der Jäger furchtlos in die Küche ging und tüchtig einheizte. Auch in dieser Nacht kam um Mitternacht der grüngekleidete Zwerg und wollte sich wärmen. Aber diesmal hatte er es nicht mit dem gutherzigen Schneidergesellen zu tun, sondern mit dem rauen Jäger. Und der dachte gar nicht daran, einem frechen kleinen Wicht zu erlauben, sich an seinem Feuer zu wärmen. Er nahm also ein Stück Holz und klopfte dem armen Zwerg damit kräftig auf die Finger. Erzürnt über die Rohheit und Unbarmherzigkeit des Jägers entfernte sich der Zwerg mit den Worten: „Dafür sollst du büßen!“

Als der Jäger dem Schneidergesellen am Morgen von seinem nächtlichen Besucher erzählte, machte der Schneider ihm Vorwürfe, dass er so grob gewesen war und berichtete nun seinerseits, was er in der ersten Nacht erlebt hatte.

In der nächsten Nacht hielt wieder der Schneider Wache. Es war ihm diesmal noch mulmiger zumute als beim ersten Mal. Pünktlich um Mitternacht erschien auch diesmal der Zwerg und wärmte sich am Herd. Der Schneidergeselle wollte das rüpelhafte Benehmen des Jägers wiedergutmachen und legte statt einem gleich mehrere Stücke Holz nach. Der Zwerg war darüber sichtlich erfreut, zog einen Ring von seinem Finger und steckte ihn dem Schneidergesellen an. Dabei sagte er: „Hast du einen Wunsch, so drehe nur am Ring an deinem Finger, und ich bin dir sogleich zu Diensten.“ Dann verneigte sich der Zwerg und ging.

Am Morgen erzählte der Schneidergeselle dem Jäger, was vorgefallen war, nur den Ring erwähnte er nicht. Der Jäger aber lachte ihn bloß aus und sagte: „Was für ein Feigling du doch bist! Warte nur, ich werde dem Kleinen heute Nacht schon ordentlich einheizen!“ Der Schneider aber warnte ihn davor, denn er war überzeugt, dass sie sich in einem Zwergenschloss befanden. Und wenn sie sich schlecht benahmen, würde es ihnen übel ergehen. Er versuchte daher, den Jäger zu überreden, das Schloss sogleich zu verlassen. Der

Jäger wollte den armen Zwerg jedoch tüchtig verprügeln, sollte dieser es noch einmal wagen, sich am Feuer zu wärmen.

Am Abend ging der Jäger in die Küche, um Wache zu halten. Der Schneidergeselle aber legte sich voller böser Vorahnungen schlafen. Zur gewohnten Stunde kam der Zwerg wieder in die Küche und wollte sich wärmen. Der Jäger tat, was er sich vorgenommen hatte und schlug mit aller Kraft auf den Kleinen ein. Diesmal begnügte sich der Zwerg jedoch nicht damit, dem Jäger zu drohen, sondern brach in lautes Geschrei aus. Augenblicklich wimmelte es in der Küche nur so von Zwergen, die sich auf den Jäger stürzten und ihn so lange gründlich durchprügelten, bis er sich ins Freie retten konnte. Auch der Schneidergeselle war aus dem Bett gesprungen, als er das Geschrei hörte, und floh.

Die beiden legten eine ordentliche Strecke zurück, bevor sie es wagten, stehen zu bleiben und Atem zu holen. Erst jetzt spürte der Jäger die Wunden, welche die Zwerge ihm zugefügt hatten. Doch als er den Schneidergesellen sah, musste er trotz seiner Schmerzen lachen – der hatte nämlich bloß Hemd und Unterhose an, weil er in der Eile keine Zeit gehabt hatte, sich anzukleiden. Da fiel dem Schneider ein, dass er ja einen Zauberring hatte. Schnell drehte er daran, und sogleich standen zwei Zwerge vor ihm und hielten ihm sein Gewand hin, das er zurückgelassen hatte. Dann verschwanden die Zwerge wieder. Der Jäger riss vor lauter Erstaunen die Augen auf und glaubte, der Schneidergeselle habe sich heimlich mit den Zwergen verbündet. Von da an beäugte er seinen Gefährten misstrauisch.

Die beiden wanderten weiter durch den Wald, bis sie so müde waren, dass sie eine Rast einlegen mussten. Sie setzten sich unter einen Baum, um sich ein wenig auszuruhen. Der Hunger quälte sie, und sie hätten nichts gegen einen gedeckten Tisch einzuwenden gehabt. Der Schneidergeselle drehte wieder an seinem Ring, und sogleich tat sich vor ihnen ein ungeheurer Spalt auf. Daraus kamen vier Zwerge mit einem Tisch, den sie vor die beiden müden Wanderer hinstellten. Ihnen folgten sieben Zwerge mit Speisen, und hinter diesen sieben kamen weitere fünf, die Besteck, Geschirr und Sessel trugen. So wie die ganze Zwergendienerschaft gekommen war, verschwand sie auch wieder.

Sogleich machte sich der Jäger über die Speisen her und schlang in sich hinein, was er nur kriegen konnte. Als die beiden satt waren, verschwand der Tisch samt Speisen und Geschirr wie von Zauberhand. Erst jetzt dachte der Jäger daran, dass die Speisen und alles andere ja von Zwergen gebracht worden waren. Nun glaubte er umso fester, dass der Schneidergeselle sich mit den Zwergen verbündet hatte, und sein Misstrauen und sein Neid wurden immer größer. Der gutmütige Schneider merkte jedoch nichts von alledem. Seit er im Besitz des

Zauberrings war, fürchtete er sich seltsamerweise vor nichts mehr, und sein Mut übertraf jetzt sogar den des Jägers.

Endlich ließen sie den Wald hinter sich und kamen auf eine Landstraße, der sie folgten, bis sie zu einer Stadt kamen. Die Menschen dort sahen alle furchtbar traurig aus. Sie fragten, was die Ursache dafür sei und erfuhren Folgendes: Über die Stadt herrschte ein äußerst hartherziger König, dessen Tochter heiraten sollte. Deshalb befahl der König, dass ein Schneider nach dem anderen ein Kleid für die Königstochter anfertigen solle. Es müsse nicht nur wunderschön sein, sondern der Königstochter auch wie angegossen passen. Gelang dem Schneider dies, würde er eine große Belohnung erhalten. Scheiterte er jedoch, so erwartete ihn der Tod.

Als der Schneidergeselle das hörte, dachte er bei sich: ‚Schau, schau – vielleicht kann ich die Schneider dieser Stadt ja aus ihrer Not erretten.‘ Deshalb beschloss er, mit dem Jäger bei einem Schneider einzukehren. Sie fanden auch rasch eine Unterkunft, wurden dort aber von Wehklagen empfangen. Denn zufälligerweise handelte es sich bei ihrem Gastgeber um genau jenen Schneider, der sich der schwierigen Aufgabe als Erster stellen musste. Das Wehklagen rührte daher, dass der bedauernswerte Schneider das Kleid schon am nächsten Morgen zum König bringen musste. Und wenn es diesem nicht gefiel, so würde der Schneider nicht mehr zu Frau und Kind zurückkehren. Kaum hatte der Schneidergeselle das erfahren, versprach er, den bedrängten Schneider zu retten. Dazu brauchte er jedoch den Stoff, der für das Hochzeitskleid der Königstochter bestimmt war. Unglücklicherweise hatte der Schneider diesen aber bereits zerschnitten, und es schien keine Rettung mehr zu geben. Doch der Schneidergeselle nahm den Stoff und meinte, das tue nichts zur Sache. Dann ging er mit dem Jäger in die für sie bestimmte Kammer. Abends legte er den zerschnittenen Stoff auf den Tisch, drehte an seinem Ring und wünschte sich, dass die Zwerge über Nacht der Königstochter ein Kleid schneiderten. Dann ging er zu Bett, und der Jäger tat es ihm nach.

Als der Schneidergeselle am nächsten Morgen aufwachte, standen zwei Zwerge an seinem Bett und übergaben ihm das fertige Kleid. Kurz darauf machte sich ihr vor Angst schlotternder Gastgeber zum König auf. Die Königstochter zog das Kleid an, und siehe da – es war so vollkommen, dass kein Schneider auf der Welt es besser hätte machen können. Der erleichterte Schneider erhielt die versprochene Belohnung und lief überglücklich nach Hause, um sich bei seinem Gast zu bedanken. Doch der Schneidergeselle war mit dem Jäger bereits aufgebrochen, hatte zuvor aber noch die gute Nachricht vernommen. Er freute sich unbändig

darüber, dass er einen Schneider glücklich gemacht und viele andere vor dem Tod errettet hatte. Der Jäger hingegen war jetzt noch neidischer auf seinen Gefährten als zuvor.

Die beiden waren bereits eine Weile gegangen, als sie zu einer wunderschönen Wiese kamen. Mitten auf der Wiese lag ein ungeheuer großer Stein. Sie gingen hin, um nachzusehen, was sich darunter befand. Aber wie sollten sie das anstellen? Keiner von ihnen war stark genug, um den Stein von der Stelle zu bewegen. Und selbst gemeinsam waren sie zu schwach dazu. Da drehte der Schneidergeselle an seinem Ring, und schon rollte der Stein weg und gab den Blick auf ein großes Loch frei. Da einer neugieriger als der andere war, wollten nun beide wissen, was sich wohl am Grund des Lochs verbarg. Der Jäger flocht aus Stroh dünne Stricke und band diese zusammen. An dem so entstandenen Seil sollte sich einer von ihnen hinunterlassen, während der andere das Seil festhielt. Da der Schneidergeselle, seit er im Besitz des Zauberrings war, der Mutigere von beiden war, sollte er als Erster gehen. Und so geschah es auch.

Als der Schneidergeselle am Grund des Lochs ankam, glaubte er, in einer neuen Welt gelandet zu sein. Die Schönheit, die hier herrschte, übertraf alles, was er bisher gesehen hatte. Er ging durch einen wunderschönen Garten, bis er zu einem Schloss kam. Als er sich gerade bewundernd umschaute, traten drei Prinzessinnen aus dem Schloss und begrüßten ihn. Bald erfuhr der Schneider von ihnen, dass sie Schwestern waren und ein Drache sie geraubt hatte. Auf diese Weise waren sie in dieses Schloss gekommen. Tag für Tag flog der Drache fort, und wenn er zurückkehrte, mussten sie schon im Garten auf ihn warten. Dann legte er seinen Kopf in ihren Schoß und ließ sich von ihnen den Rücken kraulen. Dabei schlief er dann immer ein. Der Vater der Prinzessinnen hatte demjenigen, der seine Töchter befreite, die Hand seiner jüngsten Tochter und sein Reich versprochen.

Nachdem die drei Prinzessinnen dem Schneidergesellen das alles erzählt hatten, fragten sie ihn, ob er bereit wäre, gegen den Drachen zu kämpfen und sie zu befreien. Ohne lange nachzudenken, willigte er ein. Daraufhin überreichten ihm die Prinzessinnen ein Schwert, und der Schneider wartete hinter einem Busch verborgen auf die Ankunft des Drachen, während sich die Prinzessinnen im Garten auf eine Bank setzten.

Es dauerte nicht lange, da vernahm der Schneidergeselle ein Brausen in der Luft, und schon kam der Drache in den Garten und legte seinen Kopf in den Schoß der Prinzessinnen. Und während sie ihm den Rücken kraulten, schlief er ein.

Da trat der Schneidergeselle mit dem Schwert aus dem Gebüsch hervor und stieß es dem Drachen bis zum Heft in den Hals. Ein Schwall von Blut ergoss sich über den Rasen, und der Drache verendete. Schnell ging der Schneider mit den drei Prinzessinnen zu der Stelle, an der das Seil noch immer über dem Boden baumelte und rief dem Jäger zu, er solle zuerst die Prinzessinnen und dann ihn selbst hinaufziehen. Der Jäger tat, wie ihm geheißen. Als er seinen Gefährten schon fast zur Hälfte in die Höhe gezogen hatte, ließ er das Seil auf einmal los, und der Schneider stürzte in die Tiefe.

Der Jäger aber ging mit den drei Prinzessinnen zum König und gab sich als deren Befreier aus. Die Prinzessinnen hatte er zuvor derart mit Drohungen eingeschüchtert, dass sie nicht wagten, die Wahrheit zu sagen. Also legte der König, der über die Rückkehr seiner drei Töchter übergelukkig war, den Tag fest, an dem seine jüngste Tochter den Jäger heiraten sollte.

Zum Glück erinnerte sich der Schneidergeselle, der im Trubel der Ereignisse völlig auf seinen Zauberring vergessen hatte, wieder daran, dass er ja auf die Hilfe der Zwerge bauen konnte. Er drehte an seinem Ring, und augenblicklich waren Hunderte von Zwergen damit beschäftigt, eine Stiege zu bauen, die zum Ausgang des Lochs führte. Kaum war der Schneider oben angelangt, drehte er nochmals am Ring und wünschte sich, ein Zwerg möge ihn zum König bringen. Auch dieser Wunsch wurde ihm sogleich erfüllt. Der Schneidergeselle beteuerte, dass er es war, der den Drachen getötet und die Prinzessinnen befreit hatte. Das bestätigten diese auch sogleich, denn jetzt, wo ihr Retter bei ihnen war, fürchteten sie den Jäger nicht mehr. Der verräterische Gefährte wurde umgehend des Landes verwiesen und konnte noch von Glück sagen, dass er mit dem Leben davonkam.

Der Schneidergeselle aber heiratete die jüngste Tochter des Königs und herrschte noch lange weise und gerecht.

15 Die dreizehn Brüder

Ein armer Jäger hatte schon seit Langem kein Wild mehr erlegen können. Pulver und Blei waren verschossen, und gerade wollte er mit der letzten Kugel seinem Leben ein Ende setzen, als über ihm etwas Großes aufflog. Erschrocken ließ der Jäger sein Gewehr fallen, blickte hinauf und entdeckte hoch oben auf einem Baum ein riesengroßes Nest. ‚Vielleicht sind ja Eier in dem Nest‘, dachte er und stieg auf den Baum. Und tatsächlich fand er vier riesige Eier in dem Nest; sie waren so groß, dass er sie kaum tragen konnte. ‚Meine Frau wird sich bestimmt darüber freuen‘, sagte er halblaut zu sich, steckte die Eier behutsam in seine Jagdtasche und kletterte wieder nach unten. Auf einmal ertönte eine Stimme. ‚Zerstöre nicht, was du trägst‘, sagte sie. ‚Zerstöre es nicht, und du wirst glücklich werden.‘ Das kam dem Jäger alles andere als gelegen, denn seine Frau und seine drei Kinder hatten schon lange nichts mehr zu essen gehabt.

Betrübt machte er sich auf den Heimweg, als ihm plötzlich ein Hase über den Weg lief. Rasch griff der Jäger nach seinem Gewehr, zielte, es tat einen Knall – und der Hase war getroffen. Der Jäger freute sich, dass seine Familie sich endlich wieder einmal sattessen konnte. Die Eier aber rührte er nicht an, sondern bewahrte sie hinter dem Ofen auf. Den Hasenbalg verkaufte er, und mit dem Geld, das er dafür bekam, konnte er wieder etwas Pulver und Blei kaufen.

Doch wieder war dem Jäger kein Jagdglück beschieden. Obwohl er ein erfahrener Schütze war, traf er kein Wild, und seine Frau und seine Kinder mussten wieder Hunger leiden. Als die Not am größten war, fiel dem Jäger wieder das Nest auf dem hohen Baum ein. Er kletterte hinauf, und diesmal waren acht Eier darin. Frohen Herzens dankte er Gott für die riesigen Eier, aber erneut hörte er die verhängnisvollen Worte: ‚Zerstöre nicht, was du trägst.‘

Verdrießlich steckte er die Eier ein, stieg vom Baum hinunter und ging heim. Da lief ihm erneut ein Hase über den Weg, und diesmal traf der Schuss. ‚Aha, so ist das also‘, sagte der Jäger zu sich. ‚Ich muss wohl täglich hierherkommen, vielleicht habe ich dann mehr Glück.‘ Also ging er am nächsten Tag wieder zu dem Riesennest, fand diesmal jedoch nur ein Ei darin. Und wieder riet ihm die Stimme, diesmal mit besonderer Dringlichkeit, das Ei nur ja nicht zu zerstören.

Nach drei Wochen hatte der Jäger bereits völlig auf die Eier vergessen, denn er hatte Glück bei der Jagd. Als er am Abend in seiner Stube saß und sein Gewehr putzte, war hinter dem

Ofen auf einmal ein Krachen und Knallen zu hören. Und ehe sich der Jäger von seinem Schreck erholt hatte, standen dreizehn junge Burschen vor ihm. „Um Gottes willen, was wollt ihr denn von mir?“, fragte er erschrocken. „Wenn ich gewusst hätte, was sich in den Eiern verbirgt, hätte ich sie bestimmt nicht hinter dem Ofen liegen gelassen.“

„Du hast gut daran getan“, sagte der Jüngste. „Wir werden nie vergessen, was du für uns getan hast. Doch hör mir zu: Der König braucht Soldaten, denn er wird hart von seinen Feinden bedrängt. Geh hin, erzähl ihm, was du weißt und bitte ihn, uns in sein Heer aufzunehmen.“

Der Jäger erholte sich allmählich von seinem Schreck, auch wenn ihn das gebieterische Wesen des Jüngsten einschüchterte. ‚Der hat bestimmt mehr Verstand als wir alle‘, dachte er bei sich, ‚und die anderen werden ihm gehorchen müssen.‘ Er nahm seinen Hut, hängte sich sein Gewehr um und eilte zum König. Dieser erklärte sich gerne bereit, die dreizehn Brüder aufzunehmen und ließ sie sogleich vor seinen Thron rufen. Auch er hielt den Jüngsten für den Tüchtigsten der dreizehn und ernannte ihn zum Hauptmann. Das verdross die übrigen Brüder sehr. Sie waren neidisch auf seinen Rang und beschlossen, ihn loszuwerden.

Es bot sich auch bald eine Gelegenheit dazu. Und das kam so: Nicht weit von der Stadt entfernt gab es eine Wiese, die schon seit Ewigkeiten nicht mehr gemäht worden war. Denn sobald jemand sie zu mähen versuchte, kamen dreizehn Pferde herbeigerannt und zertraten und zerstampften das Gras so sehr, dass man es nicht mehr gebrauchen konnte. Diese Wiese sollten die dreizehn Brüder nun mähen. Aber kaum hatten sie sich ans Werk gemacht, erschienen auch schon die dreizehn Pferde und wollten sich daranmachen, alles niederzutrameln. „Lasst uns die Pferde einfangen“, sagte der Jüngste zu seinen Brüdern, „jeder eins, schließlich sind wir auch dreizehn.“ Und sogleich lief er zu den Pferden, um eines zu fangen.

Genau darauf hatten die Brüder gewartet, denn sie glaubten, die Pferde würden ihn zertrampeln. Doch zu ihrer großen Überraschung ließ jedes Pferd sich von ihm berühren und wurde augenblicklich zahm. Als die anderen das sahen, liefen sie hin, und jeder suchte sich ein Pferd aus. Da jeder das schönste für sich haben wollte, blieb für den Jüngsten am Ende nur ein magerer Schimmel über. Der aber sagte zum jüngsten Bruder: „Sei zufrieden, dass du mich hast, Löwenzahn. Denn wenn du tust, was ich dir sage, werde ich dich glücklich machen.“ Der Jüngste war höchst erstaunt über diese Worte. Nicht nur hatte das Pferd ihm einen Namen gegeben, es verhiess ihm auch Glück, wenn er ihm gehorchte.

Als der König erfuhr, was auf der Wiese vorgefallen war, begann er, sich vor Löwenzahn zu fürchten. Nun überlegte auch er, wie er ihn loswerden könne. Da dachte er an seine Braut, die ihm vor langer Zeit geraubt worden war, und er beschloss, Löwenzahn den Auftrag zu geben, sie zurückzuholen.

Löwenzahn vertraute ganz auf seinen Schimmel und brach auf. Das Pferd kannte nicht nur den Weg, sondern wusste auch, dass eine Zauberin die Königstochter geraubt hatte und wie sie befreit werden konnte.

Eines Morgens kamen sie an einem Teich vorbei, in dem ein Karpfen im Schlamm lag und sich nicht zu helfen wusste. Mitleidig beförderte Löwenzahn ihn ins Wasser, und der Karpfen versprach, ihm beizustehen, wenn er einmal in Not sei. Als Löwenzahn weiterritt, sah er einen Hund, der mit einer Kette an einen Felsen geschmiedet war. Auch diesen befreite er, und der Hund versprach, ihm eines Tages seine Dankbarkeit zu zeigen. Als Nächstes schenkte Löwenzahn einem Adler die Freiheit, der in einen Käfig gesperrt war, und auch dieser versprach ihm seine Hilfe, sollte er dieser einmal bedürfen.

Schließlich kamen Löwenzahn und sein Schimmel zu der Zauberin, welche die beiden umgehend in einen Schweinestall sperrte und ihnen Menschenfleisch zu essen gab. Aber weder der Schimmel noch Löwenzahn nahmen auch nur einen Bissen zu sich. Die erste Prüfung hatte Löwenzahn also bestanden. Um die Königstochter zu befreien, musste er erst jedoch drei überaus wilde Pferde reiten. Bevor es so weit war, gab sein Schimmel ihm seinen Sattel. Sobald Löwenzahn mit den drei Pferden losritt, würde dieser Sattel so schwer werden, dass die Pferde ordentlich daran zu schleppen hätten.

Löwenzahn sattelte das erste Pferd und schwang sich auf seinen Rücken. Da erhob sich das Pferd widerwillig in die Lüfte, um mit ihm davonzufiegen und nie wieder zurückzukehren. Bald wurde der Sattel ihm allerdings zu schwer, und es musste wieder auf die Erde zurückkehren. Sobald es den Boden berührte, verwandelte es sich in einen Hasen und jagte davon. „Ach, wäre jetzt bloß der Hund bei mir“, sagte Löwenzahn. Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, jagte der Hund, den er gerettet hatte, auch schon dem Hasen hinterher und erlegte ihn. Dankbar nahm Löwenzahn den Hasen entgegen und warf ihn der Zauberin vor die Füße.

Am nächsten Tag bestieg Löwenzahn das zweite Pferd, das noch wilder war als das erste und sich sogleich mit ihm in die Lüfte erhob. Doch auch diesem wurde der Sattel zu schwer, und

es musste sich wieder auf die Erde niederlassen, wo es sich in einen Vogel verwandelte. ‚Jetzt könnte mir der Adler gute Dienste leisten‘, dachte sich Löwenzahn. Im selben Moment stürzte sich der Adler auf den Vogel und brachte ihn Löwenzahn. Zähneknirschend nahm die Zauberin ihn entgegen.

Nun sollte Löwenzahn das dritte und wildeste Pferd reiten. Als er es besteigen wollte, schlich sich die Zauberin von hinten an ihn heran und wollte ihn mit ihrem Zauberstab berühren. Löwenzahn bemerkte es aber gerade noch rechtzeitig, entriss ihr den Zauberstab und berührte sie selbst damit. Augenblicklich erstarrte die Zauberin zu Stein. Als Löwenzahn sicher im Sattel saß, erhob sich das Pferd in die Lüfte und kreiste siebenmal, ehe es zur Erde zurückkehrte. Dort verwandelte es sich in einen Fisch und verschwand im Teich. Jetzt tat der Karpfen seine Schuldigkeit und spie den Fisch ans Ufer. Löwenzahn schnitt ihm den Bauch auf, fand darin einen Schlüssel und schloss damit das Zimmer auf, in dem die Königstochter gefangen gehalten wurde. Dann brachte er sie heim zum König, ihrem Bräutigam.

Die Königstochter wollte den König jedoch um keinen Preis heiraten. Sie suchte nach einem Vorwand und behauptete, ihr Brautkleid befinde sich bei einem Zauberer. Und ohne Brautkleid könne sie nicht heiraten. Erneut schickte der König Löwenzahn aus, um es zu holen. Nachdem er zahlreiche Gefahren bestanden hatte, brachte er der Königstochter eine versperrte Kiste. ‚Ich habe aber keinen Schlüssel‘, sagte diese. Doch es gelang Löwenzahn, den Schlüssel zu finden. Wie erstaunt waren der König und Löwenzahn aber, als sie sahen, was sich in der Kiste befand: nichts anderes als ein altes Schwert. Ihr Erstaunen wurde noch größer, als die Königstochter beiden befahl, niederzuknien und sich von ihr köpfen zu lassen. Denn derjenige, der von edlem Geblüt sei, würde danach wieder lebendig. Löwenzahn hatte nichts zu verlieren und kniete bereitwillig nieder. Der König weigerte sich jedoch rundheraus. Erst als die Königstochter ihn spöttisch fragte, ob er denn Angst habe, nicht von edlem Geblüt zu sein, kniete auch er endlich vor ihr hin, und die Königstochter köpfte nun beide. Und siehe da – Löwenzahn wurde sogleich wieder lebendig, der König aber blieb tot liegen. Darauf heiratete die Königstochter Löwenzahn, und das Volk jubelte dem neuen König zu. Denn alle hatten ihn mittlerweile liebgewonnen, und es gab wohl nur zwölf Menschen im Land, die ihm sein Glück missgönnten.

Der Neid seiner zwölf Brüder war mittlerweile ins Unermessliche gestiegen. Obwohl Löwenzahn ihnen allen eine hohe Stellung bei Hof verschaffte, hatten sie nur einen Gedanken: seine Vernichtung. Also bestachen sie mit viel Geld eine Hexe, die den jungen

König verzaubern sollte, wenn er wieder auf die Jagd ging. Und so geschah es auch: Löwenzahn kam von der nächsten Jagd nicht mehr zurück, und seine Diener erklärten der untröstlichen Königin, auf einmal sei er verschwunden.

Nicht nur die Königin, sondern das ganze Reich trauerte um den jungen König. Die Brüder aber waren froh, den lästigen Bruder endlich los zu sein, und einer von ihnen wagte es sogar, der Königin seine Hand anzubieten. Diese hatte die Bosheit der Brüder allerdings längst durchschaut, enthob sie ihrer Ämter und jagte sie vom Hof. Ehe sie die Stadt verließen, wollten sie aber noch den weißen Schimmel, der den König aus so vielen Gefahren errettet hatte, stehlen und ihn totschiagen. Das treue Pferd machte jedoch einen solchen Lärm, dass die Leute wach wurden und den Schimmel gerade noch retten konnten, während die zwölf Brüder das Weite suchten. Die Königin selbst brachte den Schimmel in den Stall zurück und erfuhr nun von ihm, dass der König nicht tot, sondern bloß verzaubert war.

Sogleich beschloss die Königin, sich gemeinsam mit dem Schimmel auf die Suche nach dem Verschollenen zu machen und ritt mit ihm davon. Unterwegs befahl das Pferd ihr, das Erste, was ihr gefiel, zu fangen. Und bald gelang es der Königin, eine Nachtigall zu fangen, die ihr besonders gefiel. Dann ritten sie weiter. Schließlich kamen sie zu einem Brunnen, und der Schimmel befahl der Königin, die Nachtigall dreimal unterzutauchen. Kaum hatte sie die Nachtigall zum ersten Mal untergetaucht, tauchten auch schon höllische Gestalten aus dem Brunnen auf, schnitten Fratzen, schnappten gierig nach der Königin und drohten, sie zu verschlingen. Sie ließ sich jedoch nicht davon beirren, und als sie die Nachtigall zum dritten Mal ins Wasser tauchte, stand auf einmal ihr Gemahl vor ihr und dankte ihr von ganzem Herzen, dass sie ihn erlöst hatte. Dann setzten sich beide auf den treuen Schimmel und ritten nach Hause, wo sie von ihrem Volk mit großem Jubel begrüßt wurden.

Die zwölf Brüder aber entgingen ihrer verdienten Strafe nicht. Der König machte sich auf die Suche nach ihnen und überraschte sie dabei, wie sie gerade um ein Feuer herum saßen und ihr Abendessen kochten. Sogleich warf er den Zauberstab, den er bei der Zauberin erbeutet hatte, ins Feuer. Darauf erhob sich an der Stelle, an der gerade noch seine Brüder gesessen waren, ein riesiger Felsen, der die zwölf unter sich begrub. Vergnügt ritt der König nach Hause und lebte mit seiner Königin lange Jahre in Glück und Frieden.

16 Der dumme Peter

Es war einmal ein Knabe, der wurde von allen nur „der dumme Peter“ genannt. Seine Eltern waren schon früh gestorben, und so war er aufgewachsen, ohne etwas gelernt zu haben. Er konnte nur alle möglichen Singvögel nachmachen; vor allem den Gesang der Lerche ahmte er täuschend nach.

Eines Tages hatte Peter einen gewaltigen Hunger, ging in ein Bauernhaus und bat um etwas zu essen. Die Bäuerin tischte ihm auf, was von ihrer Mahlzeit übrig geblieben war, und Peter setzte sich auf den Boden und aß. Plötzlich kam ein Reiter daher und fragte nach dem Weg zu der Burg, die der stärkste Riese der Welt bewohnte.

„Was wollt Ihr denn dort?“, fragte die Bäuerin, welche die Burg kannte.

Der Reiter erwiderte: „Ich will die goldene Schale holen, welche die Kraft hat, Kranke wieder gesund zu machen, wenn sie daraus trinken und Tote wieder zum Leben zu erwecken, wenn man die Schale an ihre Lippen hält. Und die diamantene Lanze, die alles vernichtet, was sie berührt.“

„Und wem gehört diese Burg?“, fragte Peter.

Die Bäuerin antwortete: „Dem Riesen, einem Zauberer. Es wohnt dort auch noch ein Bruder von ihm, der ebenfalls ein Zauberer ist.“

Der Reiter aber sagte: „Ich fürchte mich nicht vor dem Zauberriesen. Denn einer seiner Feinde ist auf meiner Seite und hilft mir. Er hat mir gesagt, was ich tun soll.“

„Und was hat er Euch gesagt?“, wollte Peter wissen.

„Er hat mir gesagt“, antwortete der Reiter, „ich müsse zuerst durch einen verzauberten Wald reiten. Mitten darin befindet sich eine Lichtung, auf der ein Apfelbaum voll goldener Früchte steht, von denen ich eine pflücken muss. Der Baum wird allerdings von einem Zwerg mit Flammenschwert bewacht. Danach komme ich zu einer Wiese mit einer lachenden Blume, die von einem Löwen bewacht wird. Diese Blume muss ich pflücken. Dann muss ich durch den Drachensee schwimmen und mit einem Riesen kämpfen, der eine Kugel hat, die nie ihr Ziel verfehlt. Ist mir das gelungen, komme ich in einen Lustgarten, muss dort aber allen Versuchungen widerstehen. Dann muss ich noch durch einen Fluss, an dessen anderem Ufer eine Frau wartet. Diese setze ich hinter mich aufs Pferd, und sie sagt mir dann, was ich weiter zu tun habe.“

Die Bäuerin zeigte dem Reiter den Weg, und bald war er hinter den Bäumen verschwunden. Da kam der Bauer nach Hause und fragte Peter, ob er bei ihm bleiben und das Vieh hüten wolle. Peter willigte ein und war von nun an Viehhirt.

Eines Tages sah er einen Riesen mit einer diamantenen Lanze vorbeireiten. ‚Das wird wohl der Zauberriese sein‘, dachte Peter. Hinter dem Riesen lief ein Fohlen her.

Ein paar Tage später sah er eines Abends einen alten Mann am Waldrand stehen. Peter ging auf ihn zu und fragte: ‚Wer seid Ihr?‘

Der Mann antwortete: ‚Ich bin ein mächtiger Zauberer, und mein Bruder ist ein Riese.‘ Dann zeichnete er mit einem Stock einige Kreise in den Sand, murmelte dazu ein paar Worte, und sogleich erschien das Fohlen, das Peter ein paar Tage zuvor gesehen hatte. Der Mann schwang sich auf dessen Rücken und jagte in den Wald davon. Das kam Peter sonderbar vor, er erzählte jedoch keinem Menschen, was er gesehen hatte. Er versuchte nun ebenfalls, das Fohlen herbeizuzaubern; er zeichnete einige Kreise in den Sand und murmelte dazu ein paar Worte, aber nichts geschah.

Als Peter den Riesen am nächsten Tage wieder in den Wald reiten sah, bekam er Lust, auch einmal zu jener Burg zu gehen und sein Glück zu versuchen. Das bedurfte jedoch einiger Vorbereitungen. Er beschaffte sich ein Zaumzeug und einen Strick, füllte einen Sack mit Federn und klebrigem Vogelleim und streute Brotstückchen auf den Weg. Zum Schluss packte er noch ein paar dicke Scheiben Speck in seine Tasche. Jetzt blieb ihm nur noch zu hoffen, dass der Riese am nächsten Tag wieder erscheinen würde.

Und tatsächlich ritt der Riese am nächsten Tag wieder vorbei, gefolgt vom Fohlen. Dieses witterte die Brotkrumen und blieb stehen, um sie zu fressen. Als der Riese sich auf seinem Pferd weit genug entfernt hatte, warf Peter dem Fohlen rasch das Zaumzeug über, schwang sich auf seinen Rücken und ließ sich von ihm durch den verzauberten Wald tragen.

Bald erreichten sie die Lichtung mit dem Apfelbaum, der tatsächlich von einem Zwerg mit Flammenschwert bewacht wurde. Als der Zwerg Peter sah, stieß er einen Schrei aus und zog sein Schwert. Peter aber nahm höflich seine Mütze ab und sagte zu ihm: ‚Ich will zur Burg, der Burgherr selbst hat mich zu sich bestellt.‘

‚Und wer bist du?‘, wollte der Zwerg wissen.

„Man nennt mich den dummen Peter“, antwortete dieser. „Ich bin ein Vogelfänger und muss zur Burg, um dort Spatzen zu fangen. Der Burgherr hat mir deshalb sogar sein Fohlen gegeben.“

Der Zwerg erkannte das Fohlen des Riesen und dachte, es müsse wohl alles seine Richtigkeit haben. Also sagte er zu Peter: „Nun, wenn du ein guter Vogelfänger bist, dann fang mir ein paar Spatzen.“

Peter tat nun so, als wolle er das Fohlen am Apfelbaum festbinden. Stattdessen band er den Strick jedoch an einem dicken Ast fest und rief dem Zwerg zu, er solle ihm helfen, das Fohlen zu bändigen. Kaum war der Zwerg näher gekommen und wollte das Fohlen am Zaumzeug packen, überwältigte Peter ihn und fesselte ihn an den Baum. Rasch pflückte er einen Apfel, ließ den gefangenen Zwerg zappeln und galoppierte davon.

Nachdem er eine Weile dahingeritten war, kam er auf eine Wiese mit vielen schönen Blumen, aus denen eine besonders schöne hervorstach. Das musste wohl die Blume sein, die der Reiter als „lachende“ bezeichnet hatte. Der Löwe, der diese Blume bewachte, stürzte sogleich herbei und begrüßte Peter mit weit aufgerissenem Maul und ohrenbetäubendem Gebrüll. Peter aber nahm höflich seine Mütze ab und fragte den Löwen, ob dies der Weg zur Burg sei.

„Und was hast du dort zu suchen?“, fragte der Löwe.

„Ich muss dem Burgherrn einen Sack Lerchen bringen“, antwortete Peter.

„Wie viele hast du denn?“, wollte der Löwe wissen und leckte sich die Lippen.

„Den ganzen Sack voll“, erwiderte Peter und zeigte dem Löwen den mit Federn und Vogelleim gefüllten Sack. Dabei drehte er dem Löwen den Rücken zu und fing an, den Gesang der Lerche nachzuahmen.

Nun glaubte der Löwe wirklich, dass der Sack voll lebender Lerchen sei, und er sagte zu Peter: „Zeig mir die Vögel. Ich will sehen, ob sie für unseren Herrn auch fett genug sind.“

„Das würde ich ja sehr gern“, gab Peter zurück, „aber wenn ich den Sack öffne, fliegen sie mir davon.“

„Dann lass mich wenigstens einen Blick hineinwerfen“, bat der Löwe.

Doch kaum hatte Peter den Sack ein klein wenig geöffnet, steckte der Löwe gierig seinen Kopf hinein und blieb zwischen dem klebrigen Vogelleim und den Federn stecken. Rasch pflückte Peter die lachende Blume und jagte auf dem Fohlen davon, ehe der Löwe sich wieder befreien konnte.

Bald danach kam er zum Drachensee. Er war erst ein kurzes Stück geschwommen, als er schon von Drachen umringt war, die ihn zu verschlingen drohten. Peter aber nahm schnell den mitgebrachten Speck aus der Tasche, warf jedem der Drachen ein Stück in den weit aufgerissenen Rachen und schwamm hurtig ans andere Ufer.

Dort angekommen, erblickte er sogleich den Riesen mit der Kugel, die nie ihr Ziel verfehlte. Seine Füße waren an einen Felsen gekettet, und in der Hand hielt er die Kugel. Der Riese hatte sechs Augen, doch zu Peters Glück waren die zwei Augen, die in seine Richtung wiesen, gerade geschlossen.

Peter stieg vom Fohlen, verbarg sich hinter einem Gebüsch und fing an, wie eine Lerche zu singen. Daraufhin fiel dem Riesen noch ein Auge zu. Nun ahmte Peter den Gesang der Nachtigall nach, und dem Riesen fielen zwei weitere Augen zu. Und als Peter zum Abschluss ein Liedchen auf seiner Rohrflöte spielte, schloss sich auch das letzte Auge des Riesen. Schnell eilte Peter zu dem Fohlen, führte es ganz langsam und vorsichtig am Riesen vorbei, damit dieser nur ja nicht aufwachte, und gelangte in den Lustgarten. Dieser war voll wunderbarer Früchte und schöner Blumen, und in jeder Ecke des Gartens standen gedeckte Tische mit den köstlichsten Speisen. Peter aber zog sich sogleich seine Mütze über die Augen und konnte so der Versuchung widerstehen.

Wenig später kam er zu dem Fluss, den er durchschwimmen musste. Und wie der Reiter erwähnt hatte, wartete am anderen Ufer tatsächlich eine Frau. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und ihr Gesicht war gelblich. „Komm näher“, sagte sie zu Peter, „damit ich mich hinter dich aufs Pferd setzen kann.“

Peter half ihr aufzusteigen und fragte: „Wie heißt Ihr denn?“

„Pest!“, antwortete die Frau. Peter erschrak fürchterlich und wollte sich wieder in den Fluss stürzen. Die Pest aber sagte: „Bleib nur sitzen, denn ich werde dir helfen, den Zauberriesen zu vernichten. Hör mir also gut zu: Sobald wir in der Burg sind, musst du ihm den Apfel geben, den du gepflückt hast. In dem Moment, wo der Riese davon kostet, berühre ich ihn, und er muss sogleich sterben.“

„Und wie komme ich in den Besitz der Lanze und der Schale?“, fragte Peter.

„Die lachende Blume, die du besitzt, öffnet dir alle Türen“, sagte die Pest. „Sogar die eiserne Tür zu dem Zimmer, in dem sich die Lanze und die Schale befinden.“

Endlich erreichten sie die Burg. Der Zauberriese saß im Burghof und rauchte eine Pfeife. Als er Peter erblickte, rief er: „Was, der dumme Peter reitet auf meinem Fohlen?“

„Ja“, antwortete dieser, „ich bin es. Dein Bruder gab mir das Fohlen, um dir zwei Geschenke zu bringen – nämlich einen Apfel und die Frau, die hinter mir auf dem Pferd sitzt.“ Peter stieg vom Pferd, half auch der Frau herunter und gab dem Riesen den Apfel. Dieser biss sogleich mit großem Genuss hinein. Da eilte die Pest zu ihm, berührte ihn an der Schulter, und der Riese sank tot zu Boden.

Peter streifte durch die Burg und sah sich überall um. Endlich fand er die eiserne Tür, hinter der sich die Lanze und die Schale verbargen. Kaum hatte er die Tür mit der lachenden Blume berührt, sprang diese auch schon auf, und endlich stand Peter vor der goldenen Schale und der diamantenen Lanze. Vorsichtig hob er beide auf, als auf einmal die Erde bebte. Die Burg verschwand, als hätte es sie nie gegeben.

Peter befand sich nun in einem dichten Wald. Als er ihn durchquert hatte, kam er zu einer belagerten Stadt. Es gelang ihm, sich hineinzuschmuggeln, und er erfuhr, dass der König demjenigen, der die Stadt vor den Feinden errettete, seine Tochter zur Frau geben würde.

Sogleich ließ Peter sich zum König bringen und erhielt die Erlaubnis, am Kampf teilzunehmen. Er stellte sich an die Spitze des Heeres, und jeder, den er mit seiner Lanze berührte, fiel tot zu Boden. War aber einer seiner Soldaten gefallen, so eilte er hin und hielt ihm die goldene Schale an die Lippen – und augenblicklich wurde der Tote wieder lebendig. Und so gelang es ihnen, den Feind zu besiegen.

Peter erhielt wie versprochen die Königstochter zur Frau und herrschte, nachdem der König gestorben war, weise und gerecht über das ganze Land.

17 Der Zaubertopf und die Zauberkugel

Vor langer Zeit lebte in einem Dorf ein armer Mesner, der sich und seine Familie nur mit Müh und Not durchbrachte. Seine Frau handelte mit Eiern, die sie in die nächstgelegene Stadt brachte und dort verkaufte. Mit dem Geld, das sie dafür erhielt, konnte sie etwas zu essen kaufen. Eines Tages brach jedoch ein Fuchs in den Hühnerstall ein und brachte alle Hühner bis auf eines um. Schweren Herzens beschloss die Frau, es zu verkaufen.

Am nächsten Morgen machte sie sich mit der Henne auf den Weg in die Stadt. Sie musste dabei über einen steilen Berg gehen und setzte sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich sprang aus dem Gebüsch ein Männchen hervor, das einen mächtigen weißen Bart hatte. Es fragte die erschrockene Frau, wohin sie unterwegs sei. Sie antwortete: „Ich gehe in die Stadt, um meine einzige Henne zu verkaufen.“

Das Männchen erwiderte: „Wenn du willst, gebe ich dir einen Topf für die Henne.“

Die Frau lachte über dieses Angebot und sagte: „Du brauchst nicht zu glauben, dass ich nicht weiß, was ein Topf wert ist und was eine Henne.“

Darauf entgegnete das Männchen: „Lach nicht zu früh. Es wird sich erst zeigen, ob die Henne oder der Topf wertvoller ist. Aber wenn du nicht tauschen willst, lass es bleiben, denn zwingen kann ich dich nicht.“

Die Frau dachte noch eine Weile nach und willigte schließlich in den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam nach einiger Zeit mit einem rußigen Topf zurück. „Mit diesem Topf kannst du alles herbeischaffen, was du nur wünschst“, sagte es zu der erstaunten Frau. „Stell ihn dazu nur an ein schattiges Plätzchen, deck ihn zu und sage: ‚Füll dich, Topf‘, und der Topf wird gehorchen. Hüte dich aber davor, ihn je zu reinigen oder von der Sonne bescheinen zu lassen.“

Die Frau nahm den Topf in Empfang, versprach, alle Vorsichtsmaßnahmen zu beachten und kehrte nach Hause zurück. Dort wollte sie sich gleich davon überzeugen, ob der Topf auch wirklich hielt, was das Männchen versprochen hatte. Sie stellte ihn an ein schattiges Plätzchen, deckte ihn zu und sagte: „Füll dich, Topf, mit Milch.“ Dann nahm sie den Deckel weg, und der Topf war bis an den Rand mit Milch gefüllt. Rasch ging sie zu ihrem Mann, um ihm von ihrem Glück zu erzählen.

Lange Zeit leistete der Topf der Familie gute Dienste. Aber nach jedem Gebrauch wurde er schwärzer und schwärzer, bis er schließlich wie Ebenholz glänzte. Also ging die Frau eines Tages her, rieb den schwarzen Topf blank und stellte ihn in die Sonne. Als er trocken war, glänzte er wie pures Gold. Die Frau war darüber sehr erfreut und wollte den Topf wieder zurück ins Zimmer tragen. Kaum hatte sie jedoch die Hand nach dem Topf ausgestreckt, erhielt sie einen so heftigen Schlag, dass sie bewusstlos zu Boden stürzte.

Als sie wieder zu sich kam, war der Topf verschwunden. Erst jetzt fiel ihr ein, dass sie gegen das Gebot verstoßen hatte, und statt im Überfluss zu leben, litten sie und ihre Familie wieder Not. Deshalb sagte die Frau eines Tages zu ihrem Mann, er solle auch einmal in die Stadt gehen – vielleicht begegne ihm dabei ja das Männchen.

Der Mesner ging zu seinem Nachbarn, kaufte ihm ein Lamm ab und trieb es in die Stadt. Als er zu dem Berg kam, ließ er sich an derselben Stelle nieder, an der sich vor einiger Zeit seine Frau ausgeruht hatte. Er blieb eine Weile sitzen, aber kein Männchen zeigte sich. Schließlich stand er auf und ging weiter, als es im Gebüsch plötzlich knackte und das Männchen vor ihm stand und ihn fragte, wohin er unterwegs sei.

Der Mesner bekreuzigte sich und antwortete mit zitternder Stimme: „Ich gehe in die Stadt, um das Lamm zu verkaufen.“

Daraufhin sagte das Männchen: „Die Mühe kannst du dir sparen. Denn heute sind so viele Schafe auf dem Markt, dass niemand dein Lamm beachten wird. Aber wenn du willst, gebe ich dir eine Kugel dafür.“

„Aus diesem Tausch kann nichts werden“, sagte der Mesner, „denn wenn ich mein Lamm verkaufe, kann ich mir genug Kugeln kaufen.“

Darauf entgegnete das Männchen: „Sei nicht so voreilig. Ich weiß nicht, ob du dir solche Kugeln kaufen kannst, wie ich sie besitze. Aber wenn du nicht tauschen willst, so behalte dein Lamm, ich brauche es nicht.“

Der Mesner dachte an den Topf und willigte schließlich in den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam nach einiger Zeit mit einer Kugel zurück, die aus Holz zu sein schien. Dann sagte es zum Mesner: „Wenn du wissen willst, was diese Kugel vermag, so lege sie auf den Boden und sage: ‚Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!‘ Hüte dich aber davor, Fenster und Türen offenstehen zu lassen, wenn du die Kugel benutzt.“

Der Mesner nahm die Kugel in die Hand, konnte sie jedoch kaum halten, so schwer war sie. Er wickelte sie in ein Tuch und eilte voller Freude nach Hause. Dort beschloss er, gleich einen

Versuch zu wagen, schloss alle Fenster und Türen, legte die Kugel auf den Boden und sagte: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!“ Die Kugel fing an immer schneller herumzurollen, bis sie sich schließlich teilte und zahlreiche kleine Männchen heraushüpften, die den Tisch mit goldenem Geschirr deckten und köstliche Speisen auftrugen. Danach verschwanden sie wieder in der Kugel. Der Mesner und seine Familie nahmen Platz und ließen es sich gut schmecken. Kaum waren sie fertig, teilte sich die Kugel erneut, und die Männchen räumten alles wieder ab und verschwanden mit dem goldenen Geschirr in der Kugel. Als alle drinnen waren, schloss sich die Kugel wieder.

Lange Zeit erfreuten sich der Mesner und seine Familie an der Kugel, und sie gingen mit ihr vorsichtiger um als mit dem Topf. Doch allmählich machten Gerüchte die Runde, dass der Mesner eine Zauberkugel besitze, Dies kam auch seinem Vorgesetzten, dem Abt, zu Ohren. Er bestellte den Mesner zu sich und fragte ihn, ob an den Gerüchten etwas dran sei. Anfangs wollte der Mesner nicht mit der Wahrheit herausrücken. Als der Abt ihm aber mit der Entlassung drohte, erzählte er schließlich alles. Daraufhin befahl der Abt dem Mesner, ihm die Kugel zu bringen. Diesem blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Und nachdem er dem Abt erklärt hatte, was mit der Kugel zu tun sei, schickte dieser ihn wieder weg. Nicht aber, ohne dem Mesner vorher noch zu versichern, dass er ihm eine einträglichere Stelle als die bisherige verschaffen wolle.

Diese ließ allerdings eine Ewigkeit auf sich warten, und der Mesner beschloss, noch einmal zum Berg zu gehen und das Männchen um eine andere Kugel zu bitten. Er kaufte deshalb zwei Ochsen und machte sich auf den Weg in die Stadt. Als er zum Berg kam, wollte er ausruhen. Doch kaum hatte er sich niedergesetzt, war auch schon das Männchen da. Es fragte ihn: „Kommst du wieder eine Kugel holen?“

„Ja“, antwortete der Mesner. „Ich möchte aber gern eine noch bessere haben, deshalb habe ich zwei Ochsen mitgenommen.“

„Die sollst du auch haben“, erwiderte das Männchen. Es verschwand und kam bald darauf mit einer etwas größeren Kugel zurück, als es die erste gewesen war. Es gab sie dem Mesner und sagte: „Du weißt ja, was du zu tun hast.“

Der Mesner bejahte und kehrte nach Hause zurück. Dort holte er seine Familie herbei, schloss alle Fenster und Türen, legte die Kugel auf den Boden und sagte: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!“ Die Kugel fing auch sogleich wie wild herumzurollen an, bis sie sich

schließlich teilte. Aber oh Schreck – statt der kleinen Männchen mit goldenen Schüsseln voller Essen kamen zwei Riesen mit ungeheuren Knüppeln heraus und prügelten so unbarmherzig auf alle ein, bis die ganze Familie bewusstlos auf dem Boden lag. Dann verschwanden die Riesen wieder in der Kugel. Als Erster kam der Mesner wieder zu sich. Und er beschloss, sich furchtbar an seinem Vorgesetzten zu rächen.

Also nahm er die Kugel und ging damit zum Abt. Er wurde allerdings nicht vorgelassen, weil dieser Gäste hatte. Das war dem Mesner sogar noch lieber, und er ließ dem Abt ausrichten, dass er nun eine weit bessere Kugel besitze. Sogleich wurde er zum Abt gerufen, der ihn aufforderte, das Kunststück vor der ganzen Gesellschaft zu zeigen. Der Mesner legte die Kugel auf den Boden und sagte: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!“ Im selben Moment fing die Kugel an herumzurollen, teilte sich, und die zwei Riesen fielen mit ihren Knüppeln über die wehrlosen Gäste her und verprügelten sie nach Strich und Faden, bis alle bewusstlos auf dem Boden lagen. Nur der Abt hatte die Besinnung nicht ganz verloren und flehte den Mesner an, den zwei Teufeln Einhalt zu gebieten. Der Mesner aber entgegnete: „Erst, wenn ich meine alte Kugel wiederhabe.“

Da zog der Abt einen Schlüssel hervor und sagte zum Mesner: „Dort drüben in dem Kasten – da ist die Kugel.“ Der Mesner sperrte den Kasten auf und nahm die Kugel heraus. Daraufhin zogen sich die beiden Riesen in die Kugel zurück, und der Mesner ging mit beiden Kugeln nach Hause.

Er benutzte die kleinere Kugel noch lange Zeit. Eines Tages hatte er seine Freunde zu sich eingeladen, und als alle beisammen waren, nahm er die Kugel, legte sie auf den Boden und sagte: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!“ Die Kugel fing an herumzurollen. Doch da trat jemand in die Stube, und die Kugel rollte durch die offene Tür ins Freie. Alle stürzten hinaus und liefen der Kugel nach, aber diese rollte immer schneller davon, bis sie sich schließlich teilte und unzählige kleine Männchen herauskamen. Sie trugen kleine Brocken von Gold in den Händen und eilten damit Richtung Berg, wo sie noch heute das Gold hüten.

Auch die andere Kugel war durch die offene Tür hinausgerollt und hatte sich ebenfalls geteilt. Allerdings kamen keine Männchen heraus, sondern eine Schar Riesen, die ebenfalls Richtung Berg eilten. Und dort halten sie sich noch heute auf.

18 Der Hirt und die Zwerge

Es war einmal ein König, dessen alter Schafhirt krank wurde und bald darauf starb. Da die Schafe auf keinen Fall ohne Hüter bleiben konnten, ließ der König im ganzen Land verkünden, dass er einen neuen Schäfer in Dienst nehmen werde. Und bald darauf kam auch wirklich ein junger Hirt in die Stadt, trat vor den König und sagte: „Ich habe gehört, dass Ihr einen neuen Schäfer braucht. Ich bin einer, und wenn Ihr wollt, hüte ich Eure Schafe.“ Der junge Mann gefiel dem König, und er befahl ihm, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Das tat der junge Hirt auch, und der König führte ihn in den Stall zu den Schafen, die recht mager aussahen. Denn sie waren schon eine Weile nicht mehr auf der Weide gewesen, und anderes Futter hatten sie nicht bekommen.

Der junge Schäfer nahm seine Flöte und seinen Hirtenstab und trieb die Herde zur Stadt hinaus. Als er die Stadt hinter sich gelassen hatte, machte er sich auf die Suche nach einem guten Weideplatz für seine ausgehungerten Schafe. Das war gar nicht so leicht, denn es war schon Spätherbst.

Nachdem er schon eine ganze Weile herumgezogen war, kam der Hirt mit seinen Schafen zu einem mächtigen Wald, vor dem sich eine Wiese ausbreitete, die mit üppigem Gras bedeckt war. Die hungrigen Tiere machten sich sogleich über das Gras her, und es schmeckte ihnen so gut, dass man ihnen förmlich beim Zunehmen zusehen konnte. Vergnügt setzte sich der Schäfer nieder, nahm die Flöte zur Hand und begann zu spielen. Er bemerkte nicht, dass unterdessen sieben Zwerge aus dem Wald gekommen waren. Der Schäfer sah sie erst, als sie schon ganz nahe herangekommen waren und um ihn heruntollten und zu seiner Musik tanzten. Der Hirt konnte sich gar nicht genug über die kleinen Wesen wundern, und da sie ihm gefielen, spielte er weiter, während sie tanzten. Auf diese Weise vertrieb er sich die Zeit und spielte den ganzen Tag für die Zwerge, bis die Nacht hereinbrach. Er unterhielt sich dabei so gut, dass er sogar auf sein Mittagessen vergaß.

Kaum war der erste Stern am Himmel erschienen, verschwanden die Zwerge wieder im Wald, und der Hirt trieb die nun wieder wohlgenährten Schafe fröhlich nach Hause.

Als der König die Schafe erblickte und sah, wie diese zugenommen hatten, war er hocherfreut. Als er sie jedoch zählte, fehlten sieben. Der Schäfer erschrak und konnte nicht sagen, wo die fehlenden Schafe hingekommen waren. Da die Herde aber so gut genährt war, vergab ihm der König. Doch über Nacht verloren die Schafe wieder an Gewicht und waren so

mager wie zuvor. Denn sie hatten das Gras einer Zauberwiese gefressen, dessen Wirkung nur bis Mitternacht anhielt.

Dennoch trieb der Hirt die Schafe am nächsten Morgen wieder auf die üppige Wiese, nahm sich jedoch vor, diesmal besser auf die Herde achtzugeben. Alles war wie am Tag zuvor. Die Schafe weideten, und der Schäfer spielte auf seiner Flöte. Bald tauchten auch die Zwerge wieder auf, tollten herum, tanzten und trieben den ganzen Tag ihren Schabernack.

Als der König am Abend die Schafe zählte, fehlten wiederum sieben. Diesmal nahm er es aber nicht so ruhig hin wie am Vortag. Zur Strafe bekam der Hirt keinen Lohn, und der König drohte, ihn fortzujagen, wenn so etwas noch einmal vorkam. Das machte dem Schäfer Angst, doch er führte seine Herde auch am dritten Tag auf denselben Weideplatz, weil er sich so am Treiben der kleinen Wesen erfreute.

Als er zur Wiese kam, warteten die Zwerge schon auf ihn und baten ihn, wieder für sie Flöte zu spielen. Der gutherzige Schäfer konnte ihnen die Bitte nicht abschlagen; er spielte, und die Zwerge tanzten und tollten herum.

Abends trieb der Schäfer seine Herde heim, aber oh Schreck – auch diesmal fehlten sieben Schafe. Daraufhin wurde der König so zornig, dass er zu ihm sagte: „Du hast bei mir ausgedient. Über Nacht kannst du noch bleiben, doch morgen Früh musst du die Stadt verlassen.“

Am nächsten Morgen verließ der Hirt traurig das Schloss, in dem er nur drei Tage gedient hatte. Er ging zum Weideplatz, warf sich schluchzend ins Gras und klagte: „Was fange ich nun an, ich armer Wicht, so ganz ohne Dienst und ohne Brot? Der Winter steht vor der Tür, und ich werde bestimmt verhungern.“ Er weinte und bereute es zutiefst, die Herde auf diese verhexte Wiese getrieben zu haben.

Plötzlich stand ein Zwerg vor ihm, der ganz in Grau gekleidet war, und sagte: „Beruhige dich und höre mir gut zu: Denn ich bin derjenige, der dir dreimal sieben Schafe gestohlen hat.“

„Du also bist der Schurke!“, schrie der Hirt und sprang auf. „Gib sie mir sofort zurück.“

Der Zwerg antwortete: „Ich habe die Schafe nicht mehr. Doch Sorge dich nicht – du wirst reichlich dafür entschädigt werden. Sieh mich an: Vor vielen Jahren habe ich anders ausgesehen, denn damals war ich der König der Zwerge. Ich will dir nun erzählen, wie ich die Herrschaft über mein Volk verloren habe. Der Drache, welcher der König der Schlangen ist, zog damals aus, um für den Winter eine bequeme und schöne Unterkunft zu suchen. Denn während des Winterschlafs sind die Schlangen starr wie Stein und deshalb schutzlos. Da hörte

das Ungeheuer von meinem prächtig ausgestatteten Zwergenberg und dem großen Schatz, den wir bewachen, und machte sich samt all seinen Schlangen in unser Reich auf. Meine Zwerge waren den Schlangen gegenüber wehrlos – einer nach dem anderen erhielt einen tödlichen Biss und starb unter Qualen. Nur mich und meine sieben Kinder verschonten die Schlangen, damit wir während ihres Winterschlafs über sie wachen und sie vor Gefahren beschützen. Sie nisteten sich bei mir ein und kehren seitdem jeden Winter zurück.

Statt meinem goldenen Gewand muss ich nun dieses graue hier tragen. Und weil ich den Menschen früher viele Wohltaten erwiesen habe, wurde ich von den Schlangen – die den Menschen feindlich gesinnt sind – verurteilt, ihnen Schaden zuzufügen. Darum musste ich dir dreimal sieben Schafe stehlen, während meine Kinder um dich heruntanzten und du unaufmerksam warst. Nun habe ich es jedoch satt, noch länger zu leiden und bitte dich, uns zu retten. Als Lohn sollst du den großen Schatz erhalten.“

„Das will ich gerne tun“, antwortete der Hirt. „Aber wie soll ich es anstellen?“

Der Zwerg sagte: „Folge mir“, und beide gingen in den Wald, in dessen Mitte sich ein mächtiger Berg erhob.

Als sie am Fuß des Berges angelangt waren, sagte der Zwergenkönig zum Schafhirten: „Steige auf den Berg hinauf. Dort am Gipfel steht ein Baum, und unter dem Baum liegt ein schwarzer Stein. Rolle ihn weg, grabe darunter ein Loch, und du wirst ein goldenes Kästchen erblicken. Darin befinden sich ein Schwert, ein weißes Tuch und ein Kristallgefäß mit einer Salbe. Dieses Kästchen bringe mir. Und nun geh, ich beschütze dich.“

Also stieg der Hirt auf den Berg, fand alles genau so vor, wie der Zwerg es gesagt hatte und kehrte mit dem Kästchen zum grauen Zwerg zurück. Doch als er es dem Zwergenkönig übergeben wollte, sagte dieser zu ihm: „Behalte es und reibe dich am ganzen Körper mit der Salbe in dem Kristallgefäß ein, damit dir das Gift der Schlangen nichts anhaben kann. Dann nimm das Schwert und das Tuch, verstecke dich im Gebüsch und warte auf die Schlangen. Denn heute ist der Tag, an dem sie kommen, um den Winter über im Berg zu schlafen. Sobald alle Schlangen drinnen sind, gehst zu der Stelle, an der die Schlangen im Berg verschwunden sind und pflückst ein Kraut, das dort wächst. Damit berührst du den Berg, der sich daraufhin öffnen wird, und kannst eintreten.

Um den Drachen zu töten, musst du auf seinen Rücken steigen, denn so kann er dir nichts antun. Nimm das Schwert in die rechte Hand, breite mit der linken das weiße Tuch über die Krone, die der Drache trägt, und nimm sie ihm weg. Sobald dies geschehen ist, wird der

Drache erwachen – und mit ihm auch die Schlangen, die sich auf dich stürzen werden. Aber teile mit dem Schwert nur kräftig aus und steige ja nicht vom Rücken des Drachen herunter. Weil der Drache dich nicht abschütteln kann, wird er mit dir davonfliegen. Sobald du unter dir Wasser siehst, schlage dem Drachen mit der in das weiße Tuch gewickelten Krone siebenmal auf den Kopf. Daraufhin wird der Drache ins Wasser stürzen, du jedoch wirst auf einem Schiff landen, das dich ans Ufer bringt. Bist du dort angelangt, wirf die Krone auf den Boden, zertritt sie und sage dabei: ‚Ich will bei den Zwergen sein!‘, und im nächsten Augenblick wirst du bei uns sein und deinen Lohn empfangen. Und jetzt leb wohl, sei mutig und vertraue auf unsere unsichtbare Hilfe.“ Mit diesen Worten verschwand der Zwergenkönig.

Der Schafhirt versteckte sich nun im Gebüsch und rieb sich am ganzen Körper mit der Salbe ein, wie der graue Zwerg ihm geraten hatte. Dann nahm er das Schwert in die rechte Hand und das weiße Tuch in die linke. So gerüstet, wartete er auf die Schlangen. Es dauerte auch nicht lange, und sie kamen unter lautem Zischen angekrochen, allen voran der Drache. Als er beim Berg ankam, riss er mit seiner Zunge ein Kraut aus und berührte damit den Berg. Dieser öffnete sich sogleich, und der Schlangenkönig kroch hinein. Eine unendliche Reihe von Schlangen folgte seinem Beispiel. Als die letzte Schlange im Berg verschwunden war, schloss sich der Felsen wieder.

Nun trat der Hirt aus seinem Versteck hervor, berührte mit dem Kraut den Felsen, wie er es beim Drachen gesehen hatte, und der Berg öffnete sich. Der Schäfer betrat das Innere des Berges, und nachdem er eine Reihe von prachtvollen Gängen und Gemächern durchschritten hatte, kam er in einen kostbar geschmückten Saal, dessen Wände aus Gold und obendrein reich mit Edelsteinen besetzt waren. Mitten im Saal stand ein kristallener Tisch, auf dem sich der Schlangenkönig zusammengerollt hatte. Die übrigen Schlangen schliefen um ihn herum am Boden.

Mutig schritt der Hirt über die Schlangen hinweg, stieg auf den Rücken des Drachen und nahm ihm die Krone weg. Kaum war dies geschehen, erwachte der Drache und streckte sich. Sogleich setzte sich der Hirt auf den Drachen, als wolle er auf ihm reiten. Der Drache spie zornig Feuer, und die Schlangen, die mittlerweile ebenfalls erwacht waren, stürzten sich auf den Hirten und wollten ihn beißen. Doch dieser schwang sein Schwert und schlug jeder Schlange, die in seine Nähe kam, den Kopf ab. Der Drache breitete seine Flügel aus, erhob sich mit großem Getöse in die Luft, brach durch den Berg und flog nun mit dem Hirten auf dem Rücken pfeilschnell über Berg und Tal. Als der Schäfer sich kurz umblickte, sah er, wie Flammen aus dem Berg schlugen und riesige Felsbrocken herabstürzten.

Sie waren schon eine Weile geflogen, da erblickte der Hirt unter sich plötzlich Wasser, schlug dem Drachen mit der Krone siebenmal auf den Kopf, und siehe da – der Drache stürzte unter fürchterlichem Gebrüll ins Wasser. Der Hirt aber landete, wie der Zwerg es vorhergesagt hatte, auf einem Schiff, das ihn ans Ufer brachte. Der Schäfer dachte an die Worte des Zwergenkönigs, warf die Krone auf den Boden, zertrat sie und sagte: „Ich will bei den Zwergen sein!“ Und schon stand er vor den rauchenden Trümmern des eingestürzten Berges mitten unter den jubelnden Zwergen, die ihn als ihren Retter begrüßten.

Der Zwergenkönig bedankte sich überschwänglich bei dem Schäfer und übergab ihm wie versprochen den großen Schatz. Der Hirt war nun mehr als reich, kaufte dem König, bei dem er drei Tage lang gedient hatte, sein Land ab, heiratete eine seiner Töchter und lebte viele Jahre lang glücklich und zufrieden bis an sein Ende.

Die Zwerge aber zogen in ein anderes Land und ließen sich dort nieder. Von den Schlangen waren die meisten von dem einstürzenden Berg erschlagen worden. Jene jedoch, denen es gelungen war zu entkommen, wurden von den Flammen so geblendet, dass sie alle blind wurden. Und das sind sie bis heute.

19 Wie ein Schafhirt reich wurde

Ein junger Hirt weidete seine Schafe auf einer Wiese in der Nähe eines Waldes. Es war ein heißer Sommertag, und die Herde verlief sich nach und nach in den Wald, um vor der Hitze geschützt zu sein. Der Hirt bemühte sich vergeblich, die Schafe wieder zusammenzutreiben. Schließlich wurde er so zornig, dass er die Herde sich selbst überließ und in die weite Welt hinauszog.

Da der Schafhirt das Gehen gewohnt war, dauerte es nicht lange, und er stand vor dem Tor der Hauptstadt, die er noch nie gesehen hatte. Alles dort erschien ihm wunderbar, und er blieb alle paar Meter mit aufgesperrtem Mund stehen und staunte. Unter anderem sah er einen Mann mit blauen Beinkleidern und weißem Rock. Verwundert fragte der Hirt einen Mann, der gerade vorüberging: „Freund, könnt Ihr mir sagen, wer der Herr mit blauen Beinkleidern und weißem Rock ist?“

„Das ist ein Soldat“, erwiderte der Gefragte.

„Ein Soldat? Was ist denn ein Soldat?“, wollte der Hirt wissen.

„Ein Soldat steht im Dienst des Königs. Er muss Wache stehen und in den Krieg ziehen“, sagte der Mann.

„Das würde mir auch gefallen“, meinte der Schafhirt. „Könnte ich wohl auch Soldat werden?“

„Freilich kannst du das“, lautete die Antwort. „Und Ihr kämt dem König gerade recht. Denn er braucht dringend Leute, weil es wahrscheinlich bald Krieg geben wird.“

Also ging der Hirt ins königliche Schloss und ließ sich anwerben. Schon am nächsten Tag schritt der frischgebackene Soldat stolz durch die Straßen der Hauptstadt und bildete sich eine ganze Menge auf seine Uniform ein. Kaum konnte er ein wenig mit dem Gewehr umgehen und sich auf Befehl einmal nach rechts, einmal nach links drehen, musste er auch schon Wache stehen, und zwar in der Nacht. Das hätte ihm eigentlich nichts ausgemacht, schließlich war er kein Hasenherz. Aber wie er von einem Kameraden hörte, stand dabei sein Leben auf dem Spiel. Der junge Soldat sollte nämlich genau in der Stunde vor Mitternacht beim sogenannten „Teufelsfelsen“ wachen. Zu dieser Stunde trieb der Teufel dort sein Unwesen und hatte schon so manchen Wache stehenden Soldaten in Stücke gerissen.

Der junge Soldat geriet völlig außer sich und überlegte, wie er dieser Gefahr entkommen könne. Doch wie er es auch drehte und wendete – ihm blieb wohl nur die Flucht. Während seine

Kameraden in der Kaserne ihr Mahl verzehrten, machte er sich unbemerkt reisefertig und verließ schleunigst die Stadt.

Er war noch nicht lange unterwegs gewesen, als er einem Greis begegnete, der ihn fragte, warum er es so eilig habe. Der junge Soldat war es gewöhnt, die Wahrheit zu sagen, und vertraute dem alten Mann an, was er vorhatte.

Daraufhin sagte dieser: „Mein Sohn, du begehst eine schändliche Tat, indem du wegläufst. Kehre zurück und stelle dich auf den gefürchteten Posten. Aber vergiss nicht, dein Bajonett mit Weihwasser zu besprengen und damit einen Kreis um dich zu ziehen. Folgst du meinem Rat, so wird dir kein Haar gekrümmt werden.“

Der junge Ausreißer nahm sich die Worte des Alten zu Herzen und kehrte in die Stadt zurück. Es hatte noch nicht elf geschlagen, als er sich beim Teufelsfelsen einfand. Er war dem Rat des Greises gefolgt und hatte sein Bajonett mit Weihwasser besprengt. Damit zog er jetzt einen Kreis um sich. Da er nun vor den Krallen und Zähnen des Teufels gefeit war, harrte er mutig der Dinge, die da kommen sollten.

Als die Uhr elf schlug, tauchte der Teufel auch wirklich auf und stürmte sogleich auf den Wache stehenden jungen Soldaten zu. Als er jedoch beim Kreis angelangt war, konnte er nicht weiter und schrie zornig: „Komm heraus, sonst zerreiße ich dich!“ Der junge Soldat aber gab weder eine Antwort, noch rührte er sich von der Stelle. Der Teufel rief noch zweimal das Gleiche, doch umsonst. Darauf sagte er ganz gelassen: „Du bist der Erste, der mir die Stirn geboten hat. Für diese Tat sollst du belohnt werden. Komm mit mir!“

Der junge Soldat besann sich kurz und folgte dem Teufel dann. Dieser ging rasch zu einem Felsen und schlug dort mit einer goldenen Rute auf den Stein. Der Felsen öffnete sich, und die beiden traten ins Innere ein. Der Teufel führte den erstaunten jungen Soldaten herum und zeigte ihm all die Schätze, die sich darin befanden: Gold, Silber und wunderschöne Perlen. Als die beiden sich voneinander verabschiedeten, sagte der Teufel zum jungen Soldaten: „Ich will dir drei wertvolle Dinge schenken, die dich reich machen werden. Hier hast du als Erstes die goldene Rute. Brauchst du Geld, so komm zu diesem Felsen und schlage damit auf den Stein. Daraufhin wird er sich öffnen, und du kannst dir von den Schätzen so viel nehmen, wie du brauchst. Das Zweite ist dieses Fläschchen hier. Es enthält eine Flüssigkeit, mit der du jedes Schloss öffnen kannst, sobald du es damit benetzt hast. Das Dritte ist diese schwarze Wurzel. Legst du sie auf ein Häuflein Geld, so trennt sich das rechtmäßig erworbene augenblicklich vom unrechtmäßig erworbenen.“ Und mit diesen Worten verschwand der Teufel.

Der junge Soldat wollte sich wieder auf seinen Posten begeben, doch dort stand schon ein anderer Wache. Da er sich nun ohne große Mühe genug Geld beschaffen konnte, kündigte er dem König den Dienst auf und führte von nun an ein bequemes Leben. Dabei vergaß er jedoch nie auf die Armen. So schenkte er etwa seinem Schuster, der sehr bedürftig war, jedes Mal, wenn dieser ihm die Stiefel putzte, einen Dukaten.

Eines Morgens sagte der nunmehr reiche Schafhirt zum Schuster, der ihm soeben die geputzten Stiefel gebracht hatte: „Ich habe dir schon viel Gutes getan, aber es ist noch zu wenig. Ich will dich zu einem reichen Mann machen. Komm also heute zu mir, sobald es dunkel geworden ist.“

Vor Freude außer sich, verließ der Schuster den Hirten und hatte nichts Besseres zu tun, als sogleich überall auszuposaunen, was für ein Glück ihm bevorstand.

Es kam, wie es kommen musste: Einer erzählte es dem anderen, und so machte die Nachricht in der ganzen Stadt die Runde, bis sogar der König davon erfuhr. Dieser ließ den Schuster zu sich rufen, und nachdem er sich alles erzählen hatte lassen, sagte er zu ihm: „Ich werde dich auch reich machen, wenn du mir deine Kleider borgst und mich heute an deiner statt mit dem Schafhirten gehen lässt.“ Der Schuster willigte ein und versprach, dem Hirten nichts von diesem Plan zu verraten.

Als die Nacht hereinbrach, begab sich der König in den Kleidern des Schusters zum Schafhirten, der ihn schon erwartete. Da es schon dunkel war, blieb der König unerkannt. Beide gingen nun in das Haus eines Kaufmanns, der für seine Unehrlichkeit bekannt war. Der Hirt besprengte mit dem Zauberwasser sämtliche Schlösser, die daraufhin aufsprangen. So gelangten sie bis zur Kasse. Nachdem er auch diese geöffnet hatte, legte der Schafhirt die schwarze Wurzel auf das Geld, und siehe da – fast die Hälfte des Geldes, nämlich das unrechtmäßig erworbene, flog heraus. Der Schäfer rief dem König zu: „Greif nur zu und nimm, so viel du kannst!“ Der König tat, wie ihm geheißen und fing das Geld mit beiden Händen auf. Kaum hatten sie das Haus des Kaufmanns wieder verlassen, sagte der verkleidete König: „Und jetzt gehen wir wohl in die königliche Schatzkammer, nicht wahr?“

Erstaunt sah der Hirt ihn an und sagte: „Hast du denn nicht genug, dass du noch mehr verlangst? Ich war noch nie in der Schatzkammer drinnen und gehe auch heute nicht hinein.“

Der König aber ließ ihm so lange keine Ruhe, bis der Hirt nachgab. In der Schatzkammer angekommen, legte der Hirt abermals die schwarze Wurzel auf das aufgehäufte Geld, doch nichts rührte sich. Der König wartete gespannt darauf, dass der Hirt ihm befehlen würde, nur

zuzugreifen, aber dieser schwieg. Und als der König die Hand ausstreckte und etwas Geld mitnehmen wollte, fuhr der Schafhirt ihn entrüstet an: „Lass das sofort bleiben, oder ich breche dir den Arm! Denn merk dir eins: Ich nehme nur unrechtmäßig erworbenes Geld.“

Gleich danach verließen sie die Schatzkammer und nahmen Abschied voneinander. Da sagte der Schafhirt zum vermeintlichen Schuster: „Weil du arm warst, wollte ich dich reich machen. Aber kaum hast du den Glanz des Goldes gesehen, wirst du auch schon habsüchtig. Von nun an gehen wir getrennte Wege. Erwarte nicht, dass ich dich weiterhin unterstütze.“

Am nächsten Tag ließ der König den Hirten zu sich rufen. Nachdem er ihm das Geheimnis der vorigen Nacht offenbart hatte, lobte er ihn für seine Ehrlichkeit. Er versprach auch, den Schuster für seine Dienste reich zu belohnen. Zum Schluss bat er den Schafhirten, die Armen weiterhin zu unterstützen, wie er es bisher getan hatte. Das tat dieser auch noch viele Jahre lang und machte auf diese Weise eine Menge Leute glücklich – und sich selbst auch. Als er schließlich den Tod herannahen spürte, vermachte er die drei Zauberdinge dem König. Denn er wusste, dass auch dieser viel Gutes damit tun würde.

20 Die drei Dosen

Es war einmal eine bettelarme, kränkliche Bäuerin, die hatte eine Tochter, die Annamirl hieß. Eines Tages, als Annamirl auf dem Weg in die Schule war, kam ihr ein alter Mann entgegen und bat sie um ein Stückchen Brot. Das Mädchen hatte Mitleid mit ihm und teilte das Brot, das die Mutter ihr mitgegeben hatte, mit dem Alten. Dieser freute sich so sehr über diese Gabe, dass er ihr drei wunderschöne Dosen schenkte. Dazu sagte er: „Nimm dies als Dank für deine Gutherzigkeit. Aber hüte dich, die Dosen zu öffnen, bevor drei Jahre um sind. Dann werden sie dir Glück bringen.“ Annamirl bedankte sich für das Geschenk, und der alte Mann verschwand.

Bald darauf starb Annamirls Mutter, und Annamirl musste ihrem Vater nun den Haushalt führen. Als die drei Jahre schon fast um waren, heiratete Annamirls Vater noch einmal, und eine Stiefmutter kam ins Haus. Nun begann für Annamirl eine schwere Zeit, denn ihre Stiefmutter hatte ständig etwas an ihr auszusetzen. Nie konnte Annamirl ihr etwas recht machen, egal, wie hart sie auch arbeitete und wie sehr sie sich bemühte. Dazu hielt ihre Stiefmutter sie auch noch möglichst kurz und gab ihr gerade genug zu essen, dass sie nicht verhungern musste. Sie zeigte ihrer Stieftochter auch sonst bei jeder Gelegenheit, dass sie im Haus nur geduldet war. Und wenn Annamirl die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, die sie aus Trauer um ihre verstorbene Mutter und aus Kummer über die Quälereien ihrer Stiefmutter weinte, so beschimpfte diese sie als Heulsuse und Schlimmeres.

Eines Tages rief die Stiefmutter Annamirl zu sich und befahl: „Mach mir ein Kleid, das heller strahlt als die Sonne!“ Da wusste Annamirl sich keinen Rat mehr und fing so heftig zu weinen an, dass es sogar einen Stein erbarmt hätte. Doch die Stiefmutter sagte nur: „Was heulst du dir denn schon wieder die Augen aus dem Kopf? Auf, auf – mach dich an die Arbeit. Denn bevor es Abend wird, muss das Kleid fertig sein!“

Da fielen Annamirl in ihrer Not die drei Dosen ein, die der alte Mann ihr geschenkt und die sie all die Jahre über in ihrer Truhe aufbewahrt hatte. Sogleich lief sie in ihr Zimmer, holte die erste Dose heraus und öffnete sie. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie ein wunderschönes Kleid herauszog, das tatsächlich heller strahlte als die Sonne!

Voll Freude lief sie mit dem Kleid zu ihrer Stiefmutter und überreichte es ihr. Diese warf nur einen kurzen Blick auf das Kleid, rümpfte die Nase und befahl Annamirl sodann: „Web mir das schönste Leinen, das die Welt je gesehen hat! Fünfzig Meter muss es lang sein und so fein, dass es sich durch einen Fingerring ziehen lässt.“

Diesmal lief Annamirl sogleich in ihr Zimmer, holte die zweite Dose aus der Truhe und öffnete sie. Und siehe da – diesmal zog sie ein Leinen hervor, das fünfzig Meter lang war und so fein, dass es sich mühelos durch einen kleinen Goldring ziehen ließ.

Erneut ging Annamirl damit voll Freude zu ihrer Stiefmutter. Als diese jedoch das feine Gespinst sah, wurde sie fuchsteufelswild. Denn sie glaubte, Annamirl habe das wunderbare Leinen tatsächlich selbst gewebt und ärgerte sich über die Geschicklichkeit des Mädchens. Zornig befahl sie Annamirl: „Bau mir ein Schloss aus Glas – so hoch wie der höchste Berg!“

Nun holte Annamirl die dritte und letzte Dose aus der Truhe und ging damit nach draußen. Sie wollte die Dose gerade öffnen, als diese ihr auf einmal aus der Hand fiel. Als sie am Boden auftraf, gab es ein Getöse, als würde die Welt untergehen. Erschrocken kniff Annamirl die Augen zusammen und hielt sich die Ohren zu. Doch als sie die Augen wieder öffnete, ragte dort, wo die Dose zu Boden gefallen war, ein Schloss ganz aus Glas empor, so hoch wie der höchste Berg.

Als ihre Stiefmutter das sah, kam sie aus dem Haus gerannt und stürmte die gläsernen Stufen des Schlosses hinauf. Kurz bevor sie oben angelangt war, rutschte sie jedoch aus, stürzte hinab und blieb mit gebrochenem Genick unten liegen.

Da stieg Annamirl selbst die gläsernen Stufen hinauf, und als sie oben angelangt war, kam ihr aus dem Schloss ein hübscher Prinz entgegen, der sie bat, seine Frau zu werden. Freudig willigte Annamirl ein.

Bald darauf wurde Hochzeit gefeiert, und Annamirl, die sich auch als Königin ihr gutes Herz bewahrte, wurde eine große und gütige Herrscherin und lebte mit ihrem Mann noch viele Jahre glücklich und zufrieden. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

21 Für einen Kreuzer hundert

Es war einmal eine Witwe, die aus ihrem Sohn einen guten Christen machen wollte. Deshalb bestand sie darauf, dass er regelmäßig in die Kirche ging. Eines Tages hörte der Knabe, wie der Pfarrer in seiner Predigt sagte: „Wer den Armen etwas gibt, den wird Gott reich belohnen und ihm das Hundertfache zurückgeben.“

Sogleich warf der Knabe einen Kreuzer in den Klingelbeutel und hoffte von nun an jeden Tag, dass Gott zu ihm kommen und ihm hundert Kreuzer zurückgeben würde. Nachdem er eine Weile vergeblich gewartet hatte, ging er zum Pfarrer und erzählte ihm alles. Der Pfarrer erklärte ihm, dass er die Worte seiner Predigt ganz falsch verstanden habe, doch damit wollte der Knabe sich nicht zufrieden geben. Um ihn loszuwerden, gab der Pfarrer ihm den Rat, er solle sich aufmachen und den lieben Gott suchen. Vielleicht würde er ihm ja begegnen, und dann würde Gott ihm bestimmt hundert Kreuzer zurückgeben.

Der Knabe ging sogleich nach Hause, schnürte sein Bündel, verabschiedete sich von seiner Mutter und machte sich auf den Weg.

Als es Abend geworden war, kam er zu einer Hütte. Er klopfte an die Tür und bat den Bauern um Brot und ein Nachtlager. Als dieser ihn fragte, wohin er denn unterwegs sei, antwortete der Knabe: „Ich will den lieben Gott suchen.“

Der Bauer wunderte sich, sagte dann aber: „Du sollst ein Abendessen und ein Nachtlager bekommen. Erfülle mir dafür nur eine Bitte: Wenn du dem lieben Gott begegnest, richte ihm einen Gruß von mir aus und frage ihn, warum mein Apfelbaum, der mir früher so viele Früchte geschenkt hat, jetzt keinen einzigen Apfel mehr trägt.“

Der Knabe versprach dem Bauern, es dem lieben Gott auszurichten und wanderte am nächsten Morgen weiter.

Gegen Abend kam er in eine große Stadt, in deren Mitte das königliche Schloss stand. Er ging hinein, erzählte vom Zweck seiner Reise und bat wieder um Brot und ein Nachtlager. Die Kunde von seinem Besuch drang bis zum König. Dieser ließ den Knaben zu sich rufen und sagte: „Du kannst gerne im Schloss übernachten, und auch ein gutes Nachtmahl sollst du bekommen. Nur eines sollst du dafür tun: Wenn du dem lieben Gott begegnest, richte ihm

einen Gruß von mir aus und frage ihn, warum das Wasser des Schlossbrunnens, das früher so heilsam und gut war, mittlerweile völlig verschmutzt ist und stinkt.“

Der Knabe versprach dem König, es dem lieben Gott auszurichten und wanderte am nächsten Morgen, nachdem er sich herzlich für alles bedankt hatte, weiter.

Am Abend, als er vom langen Gehen schon sehr müde war, kam er zu einem Kloster und klopfte an die Pforte. Auch hier bat er um Brot und ein Nachtlager und erzählte dem Torwarter, was er vorhatte.

Dieser berichtete es dem Abt des Klosters, der den Knaben daraufhin zu sich rufen ließ und zu ihm sagte: „Wir wollen dir gern ein Nachtlager bereiten, und auch an Essen soll es dir nicht fehlen. Aber falls du dem lieben Gott begegnest, richte ihm einen Gruß von mir aus und frage ihn, warum es in diesem Kloster, das früher so friedlich und still war, zu Mittag jetzt immer Zank gibt.“

Der Knabe versprach dem Abt, es dem lieben Gott auszurichten und wanderte am nächsten Morgen weiter. Es hatte jedoch die ganze Nacht geregnet, und noch immer goss es in Strömen. Der Knabe war schon bis auf die Haut nass geworden, als er ein gutes Stück vor sich einen Mann mit einem großen roten Regenschirm erblickte. Er beeilte sich, ihn einzuholen. Als es ihm schließlich gelungen war, bat er den Fremden, unter seinen Schirm schlüpfen zu dürfen. Dieser erlaubte es ihm gern, und als sie so dahingingen, erzählte ihm der Knabe, warum er sich auf den Weg gemacht hatte.

Der Fremde hörte ihm lächelnd zu und sagte schließlich: „Da kannst du noch lange weiterwandern, bis du den lieben Gott triffst. Aber ich habe einen Rat für dich: Kehre um und sage dem Bauern: ‚Früher hingen die Äste deines Apfelbaums über den Zaun, und die Armen konnten die Äpfel daran ernten und sich sattessen. Später hast du den Zaun jedoch nach außen gerückt, damit du die ganze Ernte für dich behalten kannst. Rücke den Zaun wieder an die frühere Stelle, dann wird der Baum erneut reiche Früchte tragen.‘ Sage das dem Bauern aber erst, nachdem er dir hundert Kreuzer versprochen hat.

Dem König sagst du Folgendes: ‚Das Wasser des Brunnens ist so schlecht geworden, weil niemand außer Euch und Eurem Hofstaat es mehr trinken darf. Erlaubt wieder allen, aus dem Brunnen zu trinken, und das Wasser wird so gut und heilsam sein wie zuvor.‘ Sage ihm das jedoch erst, nachdem er dir für diese Auskunft hundert Taler zugesagt hat.

Und dem Abt des Klosters sagst du: ‚Grund für die ganze Zwietracht ist der Koch. Schafft ihn euch so schnell wie möglich vom Hals, dann wird im Kloster rasch wieder Ruhe einkehren.‘ Sage ihm das aber erst, nachdem er dir versprochen hat, dir dafür hundert Gulden zu geben.“

Mit diesen Worten verschwand der Fremde, und der Knabe kehrte sogleich um und tat, wie dieser ihm geraten hatte. Und wirklich bekam er auf diese Weise viel mehr als den hundertfachen Lohn für seinen Kreuzer zurück.

22 Die Ziege und die Ameise

Ein Bauer hatte eine Ziege, die er über alles liebte. Eines Tages sagte er zu seinem älteren Sohn: „Geh die Geiß hüten. Aber behandle sie ja gut, sonst jage ich dich vom Hof!“ Der Knabe tat, wie ihm befohlen und ließ die Ziege Wiesen abfressen, Bäume abfressen, einen Teich aussaufen und überhaupt alles tun, wonach ihr der Sinn stand. Abends trieb er sie dann frohen Mutes nach Hause.

Kaum war er dort angekommen, fragte der Bauer die Ziege: „Na, Geiß, hast du heute genug gefressen und getrunken?“

Die Ziege antwortete: „Hab ein Blatt gefressen, hab ein Schlückchen Wasser getrunken, hab mich auf einen harten Stein gesetzt, mäh.“

Den Bauern machte diese Antwort so zornig, dass er seine Drohung wahr machte und seinen Sohn vom Hof jagte.

Am nächsten Tag schickte er seinen jüngeren Sohn mit der Ziege los. Doch obwohl dieser alles tat, um sie zufriedenzustellen, antwortete die Geiß abends auf die Frage des Bauern: „Hab ein Blatt gefressen, hab ein Schlückchen Wasser getrunken, hab mich auf einen harten Stein gesetzt, mäh.“

Daraufhin jagte der Bauer auch seinen jüngeren Sohn vom Hof. Dasselbe Schicksal teilten bald darauf auch seine Tochter und seine Frau. Denn auch sie konnten die Ziege nicht zufriedenstellen.

Nun kümmerte sich der Bauer selbst um seine Ziege. Er ließ sie Wiesen abfressen, Bäume abfressen, einen Teich aussaufen und überhaupt alles tun, wonach ihr der Sinn stand.

Doch als er am Abend nach Hause zurückkehrte, antwortete die Ziege auf seine Frage, ob sie denn auch genug gefressen und getrunken habe, wie gewöhnlich: „Hab ein Blatt gefressen, hab ein Schlückchen Wasser getrunken, hab mich auf einen harten Stein gesetzt, mäh.“

Kaum hatte der Bauer dies gehört, rief er, vor Wut und Zorn außer sich: „Du hast mich um meine drei Kinder und um meine Frau gebracht – dafür sollst du jetzt büßen!“ Er schürte ein Feuer, stellte einen Topf mit Erbsen auf den Herd und schickte sich an, die Ziege zu schlachten. Er stieß ihr ein Messer in den Hals und begann, sie zu scheren. Auf einmal breitete sich ein unangenehmer Geruch nach angebrannten Erbsen in der Küche aus, und der Bauer eilte zum Herd, um zu retten, was noch zu retten war.

Diese Gelegenheit nützte die Ziege und lief, teilweise geschoren und mit dem Messer im Hals, zur Tür hinaus. Sie lief so lange, bis sie einen Fuchsbau fand, dessen Bewohner sich gerade entfernt hatte, und freute sich, noch am Leben zu sein.

Als der Fuchs nach einer Weile zu seiner Behausung zurückkehrte, roch er, dass jemand sich in seiner Höhle aufhielt. Also blieb er vor dem Eingang stehen und fragte: „Wer ist in meinem Bau?“

Die Ziege antwortete mit kläglicher Stimme: „Eine arme Geiß, die von der Welt nix weiß, halb geschunden, halb geschoren, ein Messer im Kragen – kommst du herein, stech ich dir’s rein!“

Bei diesen Worten wurde dem Fuchs ganz bange zumute, und er entfernte sich traurig. Da begegnete er einer Kuh, die ihn fragte, was ihm denn fehle. Der Fuchs erzählte ihr nun, was ihm widerfahren war, und die Kuh bot ihm an, ihn zu seinem Bau zu begleiten. Aber auch sie fuhr erschrocken zurück, als die Ziege ihr drohte, ihr das Messer in den Leib zu rammen. Beide gingen jammernd fort, als ihnen eine Ameise über den Weg lief und sie fragte: „Was weint ihr denn, ihr seid doch beide groß und stark?“

Nun erfuhr auch die Ameise von der grausigen Geschichte, und der Fuchs schloss mit den Worten: „Ständig schreit sie: Kommst du herein, stech ich dir’s rein! Wie soll man sich da denn nicht fürchten?“

Nun ging die Ameise mit den beiden zum Fuchsbau und hörte, wie die Ziege ihnen drohte. Trotzdem betrat sie mutig die Höhle, setzte sich auf den Rücken der Ziege und kitzelte sie, so sehr sie konnte. Da sah die Geiß kein anderes Mittel, als den Fuchsbau zu verlassen und das Weite zu suchen.

23 Der Waldkater

Es war einmal ein Köhler, der hatte nichts als eine Frau und ein Kind, das erst ein paar Tage alt war. Dieses war noch nicht getauft, und der Köhler beschloss, sich um einen Paten umzusehen. Weil er im Wald wohnte, musste er dafür ins nächste Dorf gehen. Also machte er sich in seinem Sonntagsgewand auf den Weg.

Als er im Dorf angelangt war, ging er schnurstracks zum Haus des Richters, um diesen zu bitten, die Patenschaft für seinen kleinen Sohn zu übernehmen. Doch dieser entschuldigte sich grob und sagte, für so ein Gesindel wie den Köhler habe er kein Geld übrig. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte den Köhler zur Tür hinausgeworfen.

Auch bei den anderen Dorfbewohnern, die der junge Vater aufsuchte, erging es ihm nicht besser. Da das Kind aber schon am nächsten Tag getauft werden sollte, musste er unbedingt für einen Taufpaten sorgen. Er beschloss also, ins nächste Dorf zu gehen, das etwa drei Stunden entfernt war und am Rand eines großen Waldes lag. Auf dem Weg dorthin zog ein so schlimmes Gewitter auf, dass der Köhler sich tiefer in den Wald hineinbegeben musste, um nicht bis auf die Haut nass zu werden und obendrein sein Sonntagsgewand zu verderben.

Bis das Gewitter sich jedoch verzogen hatte, war die Nacht hereingebrochen, und der Köhler fand nicht mehr aus dem Wald hinaus. Er wollte sich, erschöpft und todmüde wie er war, gerade unter einen Baum legen, um dort die Nacht zu verbringen, als er nicht weit entfernt ein Licht brennen sah. Also nahm er seine letzten Kräfte zusammen, schleppte sich weiter und stand bald darauf vor einer großen Hütte. Als er an die Tür klopfte, rief von drinnen eine raue Stimme, neben der sich das Knurren eines Katers vernehmen ließ: „Wer da?“

„Ein armer Mann, der sich verirrt hat und um Herberge für eine Nacht bittet“, antwortete der Köhler.

„Wenn's weiter nichts ist, damit kann ich Euch schon dienen“, sagte die Stimme. Die Tür ging auf, und ein kräftiger Hüne trat heraus, gefolgt von einem schwarzen Kater, der so groß wie ein Kalb war. Der Mann führte den Köhler in die Hütte und fragte, was ihn zu so später Stunde derart tief in den Wald hinein führe. Der Köhler erzählte nun, dass er auf der Suche nach einem Taufpaten für seinen kleinen Sohn sei, aber überall abgewiesen worden war.

Deshalb habe er ins nächste Dorf gehen wollen und sich dabei verirrt.

Der Mann hatte aufmerksam zugehört und sagte: „Nun, wenn das alles ist, was Ihr wollt, kann ich Euch den Gefallen schon selber tun. Doch jetzt geht einmal schlafen, und alles Weitere besprechen wir dann morgen.“ Er überließ dem Köhler sein Bett, während er selbst sich mit dem Kater auf den Boden legte.

Am nächsten Morgen stand er früh auf, pflückte einen Strauß Blumen, die auf seinem Fensterbrett blühten, weckte den Köhler, spannte den schwarzen Kater vor seinen Wagen, und auf ging's zur Köhlershütte. Dort angekommen, nahmen sie das Kind und fuhren ins Dorf zur Taufe. Auf Wunsch des Paten erhielt der Köhlerssohn den Namen „Waldkater“. Danach fuhren sie gleich wieder zum Köhler nach Hause, wo der Fremde das Kind und den Blumenstrauß der Mutter übergab und mit seinem Kater zurück zu seiner Hütte im Wald fuhr.

Der Köhler erzählte seiner Frau nun, was vorgefallen war und sagte ihr den Namen des Kindes. Kaum hatte er jedoch den Namen „Waldkater“ ausgesprochen, fing seine Frau zu zetern an.

„Pfu Teufel!“, rief sie. „Das ist ja nicht einmal ein Name für einen Hund, geschweige denn für ein Kind. Bei dem Namen wird aus unserem Sohn bestimmt nie was Anständiges werden! Und den Strauß hätte sich der Kerl auch behalten können – ein paar Blumen als Lohn dafür, einen Waldkater als Kind zu haben! Ich hätte ihm den Strauß vor die Füße werfen sollen.“

Kaum hatte sie diese Wort ausgesprochen, fiel ihr der Blumenstrauß aus der Hand, als wäre ein Windstoß hineingefahren, und ein Haufen Dukaten rollte heraus. Das überraschte Ehepaar staunte nicht schlecht. Erfreut klaubten die beiden das Geld auf und sahen, dass es nicht weniger als tausend Gulden waren. Nun hatte aller Streit ein Ende, und aus Zorn wurde Freude. Sie priesen den edlen Wohltäter und überlegten, was sie mit dem vielen Geld wohl alles anfangen könnten. Der Mann wollte den ganzen Wald kaufen und das Köhlerhandwerk im Großen betreiben, aber seine Frau wollte unbedingt ein Herrenhaus haben. Endlich einigten sie sich darauf, einen Bauernhof zu kaufen. Das taten sie dann auch und lebten von nun an glücklich und zufrieden.

Der kleine Waldkater wuchs unterdessen heran, und wie seine Mutter vorausgesagt hatte, war aus ihm ein schlimmer Bub geworden. Er bekam daher mehr Schläge als zu essen. Also beschloss er eines Tages, heimlich das Weite zu suchen. Er wusste zwar selber nicht, wohin er gehen würde, aber das war ihm auch nicht so wichtig. Er rannte einfach geradewegs in den Wald hinein und immer weiter, bis er nicht mehr wusste, wo er war.

Als die Nacht hereinbrach, legte er sich sorglos unter einen Baum und schlief ein. Am nächsten Morgen sah er, dass ganz in der Nähe seines Lagerplatzes eine Hütte stand. Er ging hin und hämmerte an die Tür, um zu sehen, ob wohl jemand drinnen sei.

„Wer da?“, rief eine raue Stimme, neben der sich das Knurren eines alten Katers vernehmen ließ.

„Ich bin’s, der Waldkater“, antwortete der Knabe. „Mach schon auf, ich habe Hunger.“

Ein großgewachsener alter Mann öffnete die Tür, und ein riesiger schwarzer Kater wollte sich gerade auf den vorlauten Burschen stürzen, als Herr und Kater gleichzeitig ihr Patenkind erkannten, mit dem sie vor mehr als zwölf Jahren in die Kirche und zurück gefahren waren. Der Pate nahm ihn freundlich auf und fragte ihn, wie es ihm ergangen sei. Nachdem Waldkater ihm alles erzählt hatte, was er wusste, sagte der Pate: „Mein Kind, du bist jetzt in einem Alter, in dem man etwas lernen sollte. Wenn dich das Gärtnerhandwerk freut, so kannst du gleich bei mir bleiben. Ich bin schon alt, und bevor ich sterbe, will ich dich zu meinem Erben und Nachfolger einsetzen.“

Waldkater willigte gerne ein und wurde also Gärtner. Fünf Jahre blieb er bei seinem Paten im Wald und lernte neben der Gärtnerei noch viele andere nützliche Dinge. Doch schließlich wurde es ihm langweilig, und wie zuvor bereits seine Eltern verließ er nun auch seinen Taufpaten und machte sich heimlich aus dem Staub.

Er war schon ziemlich lange unterwegs gewesen, als er zu einem prächtigen Schloss kam. Dort klopfte er ans Tor und fragte, ob man vielleicht einen Gärtner gebrauchen könne. Tatsächlich wurde er sogleich als Hofgärtner aufgenommen.

Der König, dem das Schloss gehörte, hatte eine wunderschöne Tochter. Sie kam oft in den Garten, und der junge Gärtner gefiel ihr ganz außerordentlich. Die Hofbeamten beneideten ihn deswegen und überlegten, wie sie ihn loswerden könnten. Schließlich sagten sie ihm, der König habe gesehen, wie er die Prinzessin küsste und deshalb befohlen, ihn umzubringen. Als er das hörte, erschrak Waldkater und beschloss zu fliehen. Aber zuvor erzählte er der Königstochter, was geschehen war, und die beiden schworen, einander ein Jahr und einen Tag treu zu bleiben.

Und so verließ Waldkater das Schloss; da er des ewigen Herumziehens jedoch müde war, verdingte er sich gleich im nächsten Dorf als Gehilfe eines Schafhirten. Es dauerte nicht lange, und er stieg selbst zum Schafhirten auf, denn es war in der Tat eine Freude, seine Herde anzusehen, wenn er sie in der Früh auf die Weide trieb: Wie ein Regiment Soldaten

marschierten die Schafe in Reih und Glied daher; darüber hinaus hörten sie auf jeden Befehl von Waldkater. Wenn sie dann des Abends wieder zurück in ihren Stall getrieben wurden, marschierten sie ebenso ordentlich vor Waldkater her wie in der Früh auf dem Weg zur Weide. Und dazu spielte ihr Hirt so lustige Stücklein auf der Flöte, dass es eine Freude war. Das tat er aber nur wegen der Königstochter, an deren Gemächern die Schafe vorbeigetrieben wurden. Sie erschien immer am Fenster, wenn sie das Flötenspiel hörte. Doch Waldkater gab sich dabei nie zu erkennen und hüllte sich in seinen Mantel, wenn er am Schloss vorbeikam, damit die Höflinge ihn nicht entdeckten.

Auf diese Weise verging fast ein ganzes Jahr, ohne dass etwas Besonderes vorgefallen wäre. Am letzten Tag desselben trieb Waldkater seine Herde ungewöhnlich tief in den Wald hinein, als ihm auf einmal ein gewaltiger Riese entgegenkam und brüllte: „Was hast du Zwerg in meinem Garten zu suchen? Weißt du denn nicht, dass ich jeden, der mein Revier betritt, auffresse?“

„Meiner Seel, das wusste ich nicht“, sagte der zu Tode erschrockene Hirt und bat den Riesen, sein junges Leben zu schonen. Aber der Riese dachte gar nicht daran und brüllte ihn weiter an. Da sagte Waldkater: „Nun, wenn Ihr mich unbedingt umbringen wollt, so kann ich Euch wohl nicht daran hindern. Ich bitte Euch nur um eins: Erlaubt mir, noch einmal mein Lieblingslied zu spielen, dann will ich gerne sterben.“

„Meinetwegen“, sagte der Riese, „Musik habe ich immer gern gehört.“

Nun fing Waldkater so reizend, lieblich und traurig zu spielen an, dass der Riese darüber einschlief. Genau das hatte der Hirt beabsichtigt. Rasch zog er sein Hirtenmesser aus der Tasche und schnitt dem Riesen den Kopf ab. Doch kaum hatte er dies getan, verwandelte sich der Kopf in einen kleinen goldenen Apfel und der übrige Körper des Riesen in einen großen grünen Hügel.

Schon wollte Waldkater seine Herde heimtreiben, als er Lärm hörte. Da tauchte auch schon eine Schar Räuber auf und ließ sich auf der anderen Seite des Hügel nieder. Sie machten ein Feuer, um Fleisch zu braten, und unterhielten sich aufgereggt. Vorsichtig schlich Waldkater sich an und hörte, dass sie beratschlagten, wie sie in der folgenden Nacht, in der die Prinzessin Hochzeit mit einem Prinzen feiern sollte, das Schloss zu plündern und alle ermorden wollten. Nachdem sie sich geeinigt hatten, wie sie das anstellen sollten, aßen und tranken sie und entfernten sich wieder.

Kaum waren sie fort, schnitt Waldkater den goldenen Apfel entzwei und schrieb auf, was er von den Räufern erfahren hatte. Er schrieb auch, dass er der Gärtner sei und was er und die Königstochter einander geschworen hatten. Dann trieb er seine Herde heim und spielte dazu auf der Flöte.

Die Königstochter erschien wie gewöhnlich am Fenster, und Waldkater nützte die Gelegenheit und warf ihr die beiden Apfelhälften zu. Nun erkannte die Königstochter Waldkater und freute sich sehr, ihn zu sehen. Sie las die Botschaft, die auf den Apfelhälften stand, beschloss jedoch, die Sache vorerst noch geheim zu halten.

Am nächsten Morgen aber sagte sie zum König: „Vater, verschiebe meine Hochzeit, denn der heutige Tag ist ein Unglückstag; ich hatte einen schrecklichen Traum, der mich vor meiner Hochzeit warnte. Mir träumte nämlich Folgendes: Wir saßen froh und vergnügt beim Hochzeitsfest zusammen, als wir auf einmal hörten, wie jemand ‚Feuer!‘ rief. Denn das ganze Schloss stand in Flammen. Daraufhin drangen Räuber in den Saal ein und ermordeten alle Gäste. Als sie auf uns zukamen, wachte ich schweißbedeckt und am ganzen Körper zitternd auf.“

Der König sah darin gleich ein vom Himmel gesandtes Zeichen. Er verschob die Hochzeit, ließ im ganzen Schloss Wachen aufstellen, sämtliche Säle festlich erleuchten und alles so vorbereiten, als würde tatsächlich Hochzeit gefeiert werden. Gegen Mitternacht kamen tatsächlich die Räuber daher und waren schon im Begriff, das Schloss in Brand zu setzen und die Säle zu plündern, als die Wachen aus ihren Verstecken hervorkamen und alle gefangen nahmen.

Nun gestand die Königstochter ihrem Vater die Wahrheit. Und da der König Waldkater nicht nur sein Leben, sondern auch das seiner Tochter und des ganzen Hofstaates verdankte, willigte er gern in die Heirat der beiden ein. Und nun fehlte nichts mehr zu ihrem Glück, solange sie lebten.

24 Die geraubte Königstochter

Es lebte einst ein mächtiger König, der eine ebenso reiche wie schöne Frau hatte. Diese gebar ihm ein Mädchen. Als aber der Tag der Taufe herannahte, wusste der König nicht, wen er zur Taufpatin nehmen sollte. Da erschien am Vorabend der Taufe eine Zauberin, die sich anbot, die Patenschaft zu übernehmen. Die Eltern willigten freudig ein, denn sie dachten, dass die Patin ihrem Kind zahlreiche Gaben mitgeben werde. Sie wurden in ihren Hoffnungen auch nicht enttäuscht, denn die Zauberin beschenkte die kleine Königstochter tatsächlich verschwenderisch. Doch sie sprach auch ein Verbot aus: Bis das Mädchen zwölf Jahre alt war, durfte sie das Schloss auf keinen Fall verlassen. Sollte sie dies doch tun, so würde es sie ins Unglück stürzen.

Das Mädchen war bereits elf Jahre alt geworden, als sie ihren Vater an einem schönen Sommertag bat, mit ihm auf die Jagd gehen zu dürfen. Sie bat ihn so flehentlich, dass er nicht widerstehen konnte und schließlich einwilligte. Doch kaum hatte die Königstochter das Schloss verlassen, erschien draußen ein Mann auf einem geflügelten Pferd, ergriff das Mädchen und erhob sich mit ihm in die Lüfte. Der König rief um Hilfe, aber das Pferd war schon zwischen den Wolken verschwunden, und von der Königstochter war keine Spur mehr zu sehen. Der König berichtete seiner Frau, was vorgefallen war, und beide waren zutiefst verzweifelt.

Ein paar Tage später kam die Zauberin, die vom Unglück der Prinzessin erfahren hatte, zu den trauernden Eltern. Sie konnte ihnen zwar nicht helfen, da sie über den Teufel, der das Mädchen entführt hatte, keine Macht hatte. Sie wusste jedoch von einer Möglichkeit, wie ihre Tochter gerettet werden könnte: Wenn ein Jüngling es wagte, in die Hölle zu gehen und die drei Wasser des Lebens, der Schönheit und der Liebe zu holen, würden außer ihrer eigenen Tochter noch zwei andere Prinzessinnen erlöst werden.

Der König ließ nun im ganzen Land verkünden, dass derjenige, der seine Tochter aus den Klauen des Teufels errette, diese zur Frau bekommen würde. Aber niemand meldete sich.

Es war schon einige Zeit vergangen, als endlich doch ein junger Bauernbursche ins Schloss kam, der sein Glück versuchen wollte. Der König gab ihm genug Geld mit, damit es ihm auf seiner Reise an nichts fehlen würde, und der Bursche brach guten Mutes auf.

Er war schon längere Zeit gewandert, als er zu einer uralten Frau kam, deren Gesicht so runzlig war, dass man ihre Gesichtszüge kaum mehr erkennen konnte. Auf seine Frage, ob er hier auf dem richtigen Weg zur Hölle sei, kreischte sie entsetzt: „Was hast du denn dort zu suchen? Lass von deinem Vorhaben ab, denn der Teufel wird dich bestimmt auffressen, wenn er dich erblickt!“ Doch der junge Bauer ließ sich nicht abhalten. Daraufhin gab ihm die Alte eine Rute und sagte: „Wenn du damit um dich schlägst, können dir die Ungeheuer, die in der Hölle hausen, nichts anhaben.“ Der Bauernbursche bedankte sich und ging weiter.

Da begegnete er einem Hahn, der ihn fragte, wohin die Reise gehe. Er erwiderte: „Ich will in die Hölle, um die geraubte Königstochter zu retten.“ Der Hahn riet ihm dringend davon ab. Als der junge Bauer jedoch nicht von seinem Vorhaben abließ, lud der Hahn ihn in seine Behausung ein, um dort einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Als sie dort ankamen, gab ihm der Hahn drei Federn und sagte: „Steck die Federn an deinen Hut, und du wirst vor den wilden Bestien in der Hölle sicher sein.“ Der junge Bauer dankte ihm und ging, durch die Erfrischungen gestärkt, fröhlich und voller Zuversicht weiter.

Nach einiger Zeit traf er eine alte Frau. „Ist das hier der richtige Weg zur Hölle?“, fragte er. Sie bejahte, gab ihm ein großes Schwert und sagte: „Das wirst du dort gut gebrauchen können.“ Dann fügte sie noch hinzu: „Wenn du zur Höllenpforte kommst, werden zwei Schlangen dich fragen, wer du bist. Du darfst darauf keinesfalls antworten, sondern musst jeder der Schlangen mit deiner Rute auf den Kopf schlagen. Sollten sie dir den Eintritt dann noch immer verwehren, so stecke eine von den drei Federn, die du von dem Hahn erhalten hast, auf die Rute und berühre damit die Zungen der beiden Schlangen. Daraufhin werden sie zischend davongekriechen.“ Der junge Bauer dankte ihr und eilte weiter, um die Hölle noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Als er dort angekommen war, traf alles genauso ein, wie die alte Frau es vorhergesagt hatte. Er befolgte ihren Rat, und die beiden Schlangen krochen zischend davon. Er trat durch die Pforte und kam in einen langen, nur spärlich beleuchteten Gang, in dem sich Drachen, Schlangen und andere scheußliche Ungeheuer tummelten. Doch er hieb mit der Rute, die er von der uralten Frau bekommen hatte, um sich und konnte sie sich auf diese Weise und geschützt von den Hahnenfedern vom Leibe halten.

Der Gang führte zu einem großen Garten, in dessen Mitte ein prächtiges Schloss stand. Die Mauern waren verschwenderisch mit Gold und Silber verziert und schimmerten und glänzten. Der Bauernbursche wusste nicht, ob er stehen bleiben oder ins Schloss gehen sollte. Schließlich entschloss er sich, einzutreten. Er war schon durch mehrere reich ausgestattete

Zimmer gegangen, als er endlich zu einem kam, aus dem Frauenstimmen zu vernehmen waren. Er ging hinein und sah drei Prinzessinnen, die über sein Erscheinen höchst erstaunt waren. Als er ihnen erzählte, warum er gekommen war, waren sie zwar sehr erfreut, fürchteten jedoch, dass er sein Ziel nicht erreichen würde. Denn der Teufel, sagten sie, war ein Menschenfresser und würde den Bauernburschen bestimmt nicht verschonen. Aber vielleicht würde es ihnen mit vereinten Kräften ja gelingen, ihn zu überlisten.

Nach längerem Nachdenken beschlossen die drei Prinzessinnen, dass jede von ihnen der Reihe nach den Bauernburschen eine Nacht unter dem Strohsack ihres Bettes verstecken würde. Denn untertags ging der Teufel seinen Geschäften nach und hielt sich nie im Schloss auf.

Gesagt, getan. Als es Abend wurde, versteckte die erste Prinzessin den Bauernburschen unter dem Strohsack ihres Bettes. Sie war gerade damit fertig geworden, als der Teufel in Gestalt eines Drachen hereinkam und schrie: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch! Wenn ihr mir nicht sagt, wo es sich befindet, so fresse ich euch alle drei.“

„Oh“, sagte die Prinzessin, „du irrst dich. Die Wildbretkammer steht offen, und es ist das frisch geschossene Wild darin, das riecht.“

Der Teufel ließ sich dadurch besänftigen und legte sich schlafen. Als er am nächsten Morgen aufgebrochen war, kroch der Bauernbursche aus seinem Versteck hervor, und die Prinzessinnen zeigten ihm das Schloss.

Am Abend versteckte ihn die zweite Prinzessin unter ihrem Strohsack. Als der Teufel nach Hause kam, schrie er wieder wütend: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch!“

„Oh, was denkst du denn“, sagte die zweite Prinzessin, „heute wurde ein Kalb geschlachtet, und das riechst du.“

Auch diesmal ließ sich der Teufel damit besänftigen.

Am dritten Abend versteckte die dritte Prinzessin den jungen Bauern, und als der Teufel nach Hause kam und wieder Menschenfleisch roch, erwiderte sie: „Ach nein, das ist nur die Einbrennsuppe, die verbrannt ist.“

Der Teufel ließ sich abermals beschwichtigen und legte sich schlafen. Am nächsten Morgen verschwand er wieder, um seinen Geschäften nachzugehen.

Dadurch, dass der Bauernbursche bei jeder der drei Prinzessinnen eine Nacht unter dem Strohsack zugebracht hatte, waren sie erlöst, und die vier beschlossen, miteinander zu fliehen.

Bevor sie aufbrachen, nahm der junge Bauer aber die drei Wasser des Lebens, der Schönheit und der Liebe mit sich, und jede der Prinzessinnen musste eines davon aufbewahren. Sie nahmen die Kutsche des Teufels und spannten sein geflügeltes Lieblingspferd an. An der Höllenpforte wachten wieder zwei Schlangen und fragten die vier, wer sie seien, doch sie antworteten nicht. Stattdessen schlug ihnen der Bauernbursche mit seiner Rute wieder auf den Kopf, und die Schlangen gaben den Weg frei.

Nachdem sie die Hölle hinter sich gelassen hatten, fuhren sie einige Zeit in schnellem Trab dahin, bis sie in einen Wald kamen und sich dort verirrt. Die Nacht brach bereits herein, und sie irrten noch immer herum. Endlich kamen sie zu einem großen Haus, und der Bauernbursche freute sich, dass sie eine Unterkunft für die Nacht gefunden hatten. Die Prinzessinnen wussten jedoch, dass der Teufel sich gern und oft in diesem Haus aufhielt und fürchteten um ihr Leben.

Daraufhin führte der Bauernbursche die drei Prinzessinnen zu einer nahe gelegenen Höhle und ging allein zu dem Haus. Er hoffte nämlich, den Teufel dort anzutreffen und mit seinem Schwert zu töten. Beim Eingang entdeckte er eine Schlange, die das Tor bewachte. „Ist der Teufel zu Hause?“, fragte er. Sie nickte, ließ ihn aber nicht eintreten. Da hieb er ihr mit dem Schwert den Kopf ab. Kaum war dies geschehen, erschien der Teufel in Drachengestalt selbst vor der Tür, und ein harter Kampf begann. Doch letztlich behielt der Bauernbursche die Oberhand. Nach seinem Sieg eilte er zu den Prinzessinnen, um ihnen die frohe Botschaft zu überbringen.

Danach fuhren die vier weiter und erreichten bald die Hütte der alten Frau, von welcher der junge Bauer das Schwert erhalten hatte. Die Alte bat den Bauernburschen, er möge ihr einen Tropfen vom Wasser des Lebens schenken, und dieser erfüllte ihr die Bitte gern. Sie benetzte mit diesem Tropfen ihr Gesicht, und statt der alten Frau stand nun eine ganz junge vor dem Bauernburschen. Gleichzeitig fing es heftig zu donnern und zu blitzen an, und anstelle der ärmlichen Hütte ragte ein herrlicher Palast empor. Die junge Frau dankte ihm für ihre Erlösung und bewirtete ihn und seine drei Begleiterinnen aufs Beste.

Am nächsten Tag setzten sie ihre Reise fort und erreichten am Abend die Behausung des Hahns. Dieser war über die Erlösung der drei Prinzessinnen höchst erfreut und bat den jungen Bauern, nun auch ihn zu erlösen. Er brauche dazu nur die drei Federn, die er dem Bauernburschen gegeben hatte, wieder dort zu befestigen, wo sie fehlten. Der junge Bauer tat, wie ihm geheißen, und kaum war er damit fertig, gab es einen heftigen Knall. Anstelle der schäbigen Behausung des Hahns stand eine prachtvolle Burg da, und der verwunschene Hahn

war wieder in einen Prinzen zurückverwandelt worden. Auch er dankte dem Bauernburschen für seine Erlösung, und dieser fuhr mit den drei Prinzessinnen weiter, bis sie die Hütte der uralten Frau erreichten, die ihm die Rute gegeben hatte. Auch diese erlöste er, indem er die vier Ecken ihres Häuschens mit der Rute berührte. Auf einmal stand ein entzückendes Schlösschen da, und die Alte erwies sich als junge Prinzessin.

Am nächsten Tag erreichten sie das Königsschloss. Wie sehr sich der König und seine Frau freuten, als sie ihre Tochter wieder in die Arme schließen konnten, lässt sich gar nicht sagen. Sogleich wurden Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Auch die Zauberin und die beiden anderen Prinzessinnen, die der Bauernbursche ebenfalls erlöst hatte, waren unter den Hochzeitsgästen. Die beiden Prinzessinnen kehrten bald danach heim zu ihren Eltern. Der Bauernbursche und die Königstochter aber lebten noch lange glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

25 Die wunderbare Rettung

Vor vielen Jahren lebte ein König, der über ein großes Reich herrschte. Eines Tages traf er Vorbereitungen zu einer großen Jagd. Da das Jagdrevier aber jenseits des Meeres lag und die Jagd auch mit vielen Gefahren verbunden war, sagte er beim Abschied zu seiner Frau: „Diese Jagd wird sehr lange dauern, und es kann sein, dass ich dabei umkomme. Kehre ich also binnen zehn Jahren nicht zurück, kannst du davon ausgehen, dass ich nicht mehr am Leben bin. Nach Ablauf dieser Frist sollst du dir dann einen anderen Gemahl wählen.“ Schweren Herzens willigte die Königin ein und ließ ihren Mann ziehen.

Nachdem der König mehrere Tage ohne besondere Zwischenfälle übers Meer gefahren war, landete er mit zwanzig seiner Getreuen und zwanzig Pferden in seinem Jagdrevier. Sie streiften umher und hatten eine erfolgreiche Jagd. Doch eines Tages verirrten sie sich in einem Zauberwald und fanden nicht mehr heraus.

Es gab in dem Wald auch kein Wild, weshalb der König und seine Gefährten große Not litten. Schließlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Pferde zu töten und zu essen, um nicht zu verhungern. Nur das Pferd des Königs ließen sie am Leben. Es half jedoch alles nichts. Nach und nach verhungerten neunzehn der zwanzig Männer, bis nur noch der König und einer seiner Getreuen übrig waren. Die beiden berieten sich, wie sie aus dem Wald herauskommen könnten. Der letzte Mann, der dem König noch geblieben war, wusste, dass in diesem Wald ein ungeheurer Vogel hauste, der zwölf Köpfe hatte. Er fasste deshalb einen sonderbar anmutenden Plan: Das eine Pferd, das sie noch besaßen, sollte getötet und der König in dessen Haut eingenäht werden; nur sein Schwert und ein Messer solle er behalten. Sein Gefährte aber, dem der Hungertod gewiss war, würde sich nach dem Einnähen töten.

Der König wollte anfangs von diesem Plan nichts wissen, willigte nach langem Hin und Her aber schließlich doch ein, und alles geschah so, wie sein letzter Getreuer es vorgeschlagen hatte. Dieser nähte den König am Gipfel eines Berges, der sich mitten im Wald erhob, in die Pferdehaut ein und tötete sich danach selbst.

Der König befand sich mehrere Stunden lang in einer äußerst unbequemen Lage, bis der Vogel endlich kam. Dieser hob den Pferdekadaver auf, als wäre er eine Feder und flog damit davon, ohne zu wissen, was sich darin verbarg. So flog er mehrere Stunden dahin, bis er sich in einem anderen Wald im Wipfel einer riesigen uralten Eiche niederließ und die Beute in sein

Nest legte. Dort warteten schon seine hungrigen Jungen, die ebenfalls zwölf Köpfe hatten. Danach flog der Vogel wieder davon.

Als der König bemerkte, dass der Vogel weg war, zückte er rasch sein Messer, schnitt die Pferdehaut durch, kroch heraus und tötete sämtliche Jungen. Dann stieg er schnell vom Baum und verbarg sich in der Nähe. Er hatte auch allen Grund zur Eile, denn er hatte sich gerade erst versteckt, als der Vogel wieder zurückkam. Das Geschrei, das dieser ausstieß, als er seine toten Jungen erblickte, war unbeschreiblich; dazu peitschte er mit seinen Flügeln die Luft, dass es wohl meilenweit zu hören war.

Das Geschrei lockte einen Löwen an. Kaum hatte der Vogel diesen jedoch bemerkt, als er sich auch schon wütend auf ihn stürzte, da er ihn für den Mörder seiner Jungen hielt. Es wäre dem Löwen wohl schlecht ergangen, wäre der König ihm nicht zur Hilfe geeilt. Doch selbst mit vereinten Kräften gelang es ihnen nicht, den Vogel zu bezwingen – denn kaum hatte der König ihm mit seinem Schwert einen Kopf abgeschlagen, wuchs ihm ein neuer. Erst nach großen Anstrengungen gelang es dem König und dem Löwen, den Vogel zu besiegen.

Der König dachte, der Löwe würde sich jetzt wohl auf ihn stürzen. Zu seiner großen Verwunderung ließ dieser sich aber wie ein Hund zu seinen Füßen nieder und leckte ihm die Hände. Nun zogen die beiden gemeinsam weiter, und der Löwe versorgte den König mit Wild. Schließlich kamen sie an einen Fluss, in dem siedend heißes Wasser floss. Der König wollte ein Floß bauen, um damit den Fluss hinabzufahren. Er nahm sein Schwert zur Hand, fällte Bäume und begann mit der Arbeit. Währenddessen jagte der Löwe im Wald und versorgte den König so reichlich mit Essen, dass sogar noch etwas für die Reise übrig blieb.

Als das Floß fertig und der König reisefertig war, fehlte nur noch der Löwe. Da beschloss der König, ohne ihn loszufahren, denn er traute dem Löwen noch immer nicht so recht. Er stieg also rasch aufs Floß und stieß sich vom Ufer ab, aber in dem Moment kam der Löwe mit einem Tier im Maul von der Jagd zurück. Als er den König auf dem Floß sah, stutzte er ein kurz, besann sich jedoch nicht lange, tat einen ungeheuren Satz und landete auf dem Floß. Allerdings nur mit den Vorderfüßen, sein Hinterteil landete im heißen Wasser, sodass er sich tüchtig verbrannte. Das hatte zur Folge, dass ihm dort die Haare ausfielen, weshalb die Löwen bis zum heutigen Tag hinten ganz kurz behaart sind. Nach einiger Anstrengung gelang es ihm dann aber doch, sich aufs Floß zu hieven, und er warf dem König einen Blick zu, der diesem durch Mark und Bein ging. Doch großmütig vergab der Löwe dem König seinen Verrat. Sie fuhren zusammen auf dem Floß, und wenn ihnen die Nahrung ausging, hielten sie an, und der Löwe ging auf die Jagd.

Sie waren schon eine ganze Weile unterwegs gewesen, aber nur durch unbewohnte Gegenden gekommen, als sie nach langer Zeit in der Ferne endlich ein Haus erblickten. Als sie näher kamen, stellte sich heraus, dass es sich dabei um ein Wirtshaus handelte. Sie gingen hinein, trafen dort jedoch nur den Wirt an, dem die eigenartige Kleidung des Königs auffiel, denn dieser war in Tierfelle gehüllt; auch über seinen Begleiter wunderte er sich.

Der König fragte den Wirt, wie das Land hieß, in dem er sich befand, und es stellte sich heraus, dass er nicht mehr allzu weit von seinem Schloss entfernt war; aber die zehn Jahre waren beinahe herum. In der Schankstube entdeckte er an der Wand ein Schwert, das sich von selbst bewegte und das er um jeden Preis haben wollte. Da er jedoch kein Geld hatte, um es zu kaufen, nahm er es, als der Wirt kurz hinausging, von der Wand und hängte stattdessen sein eigenes Schwert hin. Dann verließ er mit dem Löwen das Wirtshaus, um mit dem Floß weiterzufahren. Sie hatten erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als sie nicht mehr weiterkamen, da der Fluss voller Schlingpflanzen war. Da befestigte der König das Schwert vorne am Floß, und es bewegte sich von selber hin und her und zerschnitt die Schlingpflanzen. Nach ein paar Tagen erreichten sie am letzten Tag vor Ablauf der Frist endlich das Schloss des Königs.

Die Königin hatte all die Jahre in Angst und Sorge verbracht. Denn das Schiff, das den König mit seinen zwanzig Gefährten ins Jagdrevier gebracht hatte, war zurückgekommen und hatte das Verschwinden des Königs gemeldet. Deshalb hatten die Fürsten und Großen des Reiches sie gedrängt, sich rasch einen anderen Gemahl zu erwählen, doch ihre Antwort war immer gewesen: „Kommt er binnen zehn Jahren nicht zurück, so werde ich mir einen wählen, früher nicht.“ Die Fürsten aber hatten ihr die ganze Zeit über gedroht, denn sie wollten nicht von einer Frau regiert werden. Und endlich, als die zehn Jahre schon fast um waren, hatte sie eingewilligt, sich zu vermählen. Die Trauung sollte am letzten Tag vor Ablauf der zehn Jahre stattfinden. Der Bräutigam war gerade mit den Fürsten eingetroffen, um sich in die Kirche zu begeben, als die Heirat durch das Erscheinen des Königs verhindert wurde. Der Bräutigam und die Fürsten widersetzten sich und wollten den König töten, doch dieser zog sein Schwert, das so fürchterliche Verheerungen anrichtete, dass die Fürsten sich ihm beugten und um ihr Leben flehten.

Der König lebte mit seiner Frau noch lange und glücklich, und der Löwe blieb ihm immer ein treuer Gefährte. Als der König gestorben war, weigerte er sich, Nahrung zu sich zu nehmen und starb schließlich auf dem Grab seines Herrn.

26a Der verstoßene Sohn

Es lebte einst ein Ehepaar, das einen Sohn hatte. Dieser war noch recht klein, als seine Mutter starb. Nicht lange danach heiratete sein Vater wieder. Die junge Stiefmutter hatte aber einen unversöhnlichen Hass auf ihren Stiefsohn, weil dieser das Ebenbild seiner verstorbenen Mutter war. Sie hasste ihn so sehr, dass sie ihren Mann bat, den Sohn aus dem Haus zu entfernen, sonst könne sie nicht länger mit ihm zusammenleben.

Nach langem Widerstreben willigte der Vater schließlich ein und führte seinen Sohn in einen entlegenen Wald. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, sagte der Vater zu seinem Sohn: „Warte hier einen Augenblick. Ich fürchte, wir haben uns verirrt, und ich will versuchen, den Weg wiederzufinden.“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und der Knabe wartete, wie der Vater es von ihm verlangt hatte. Stunde um Stunde verging, bis er begriff, dass sein Vater ihn im Wald ausgesetzt hatte.

Er irrte noch eine Weile herum, und als es Nacht wurde, kletterte er auf einen hohen Baum. Von dort sah er nicht weit entfernt ein großes Feuer. Eilig stieg er vom Baum herab und ging in die Richtung, wo er das Feuer gesehen hatte. Als er dort ankam, traf er auf einen alten Riesen, der in die Flammen starrte. Zuerst erschrak der Knabe; doch in seiner Not nahm er all seinen Mut zusammen, ging beherzt auf den Riesen zu und bat ihn, bei ihm bleiben zu dürfen. Der Alte fragte verwundert, wie er in diese Wildnis gekommen sei. Der Knabe erzählte ihm alles, und der Riese behielt ihn bei sich und brachte ihm das Weidwerk bei.

So vergingen einige Jahre, und aus dem Knaben wurde ein Jüngling. Als er eines Wintermorgens auf die Jagd gehen wollte, sagte der alte Riese zu ihm, er dürfe jegliches Wild jagen – nur keinen Raben. Der Jüngling hatte schon alle möglichen Tiere erlegt, aber noch nie einen Raben. Jetzt verspürte er auf einmal große Lust, einen solchen zu schießen. Und wirklich traf er an diesem Tag auch einen. Als er zu dem toten Vogel trat, um ihn aufzuheben, sah er im Schnee drei Blutstropfen und eine schwarze Feder liegen und sagte bei diesem Anblick zu sich: „Ich möchte eine Frau mit einer Haut so weiß wie Schnee, Lippen so rot wie Blut und Haar so schwarz wie eine Rabenfeder.“

Als er heimkehrte, bereute er den Schuss jedoch und gestand seinem Ziehvater, dass er gegen sein Verbot verstoßen hatte. Der Alte war anfangs böse auf ihn, doch weil der Jüngling ihm sein Vergehen so freimütig gestanden hatte, schwand sein Zorn rasch. Nun vertraute sein

Ziehsohn ihm auch an, was ihm beim Anblick des geschossenen Raben durch den Kopf gegangen war.

Der Alte lächelte bei diesen Worten und sagte: „Eine solche Frau kannst du wohl haben, wenn du meinen Rat befolgst. Geh um Mitternacht zu dem Teich auf der Lichtung. Dort werden um diese Zeit drei junge Frauen baden, die Kronen tragen. Sie legen diese aber ab, bevor sie ins Wasser steigen. Sobald sie drinnen sind, tue Folgendes: Schleich dich an, stiehl der Ersten die Krone und lauf heim, ohne dich umzusehen.“

Der Jüngling tat alles genauso, wie der Alte ihm geraten hatte. Doch als er mit der Krone davonlaufen wollte, verfolgte ihn die junge Frau, der diese gehörte und schrie ihm nach, er solle stehen bleiben und sich umdrehen. Der Jüngling dachte nicht mehr an die Worte seines Ziehvaters und blieb stehen. Gerade als er sich umdrehen wollte, versetzte ihm die junge Frau einen derben Schlag und entriss ihm die Krone. Betrübt kehrte der Jüngling mit leeren Händen wieder nach Hause zurück.

Am nächsten Tag erging es ihm mit der Zweiten genauso. Am dritten Tag aber nahm er der Dritten die Krone weg und lief damit nach Hause, ohne stehen zu bleiben und sich umzusehen. Die junge Frau folgte ihm und wurde seine Gattin.

Eine Zeit lang lebten sie friedlich und vergnügt zusammen. Eines Tages aber wurden sie zu einer Hochzeit eingeladen. Es wurde getanzt, und die junge Frau tanzte von allen am besten und erregte die Bewunderung aller Anwesenden. Als sie dies merkte, bat sie ihren Mann, ihr doch nur für diesen einen Tag die Krone zurückzugeben. Ihr Mann erfüllte ihr diesen Wunsch, aber kaum hatte seine Frau die Krone aufgesetzt, flog sie auch schon pfeilschnell davon.

Der junge Mann vermisste seine Frau schrecklich. Als er es ohne sie nicht mehr aushielt, verabschiedete er sich von seinem Ziehvater, nahm seinen Wanderstab und zog aus, um seine geliebte Frau zu suchen.

Er war schon eine ganze Weile gewandert, als er auf einmal in einen dunklen Wald kam und dort drei Teufel sah, die sich heftig zankten. Er fragte die Teufel, worüber sie denn so uneins seien, und sie erzählten ihm Folgendes: Ihr Vater sei gestorben und habe ihnen bloß drei Dinge hinterlassen – eine Keule, mit der man jeden in eine Steinsäule verwandeln könne; einen Hut, der den, der ihn aufsetze, unsichtbar mache; und einen Mantel, der jeden, der ihn

an habe, an den von ihm gewünschten Ort bringe. Sie könnten sich jedoch nicht einigen, wer von ihnen was bekommen solle, denn jeder wolle alles haben.

Daraufhin schlug der junge Mann ihnen vor, ihr Schiedsrichter zu sein. Alle drei sollten auf den gegenüberliegenden Berg gehen und warten, bis er ihnen ein Zeichen gäbe. Auf das hin sollten sie dann zu ihm laufen, und derjenige, der als Erster bei ihm ankam, sollte alle drei Dinge erhalten. Die Keule, der Hut und der Mantel aber müssten unterdessen bei ihm bleiben.

Die Teufel nahmen den Vorschlag gerne an und gingen zu dem Berg. Als sie jedoch auf das verabredete Zeichen warteten, verwandelte der junge Mann alle drei in Steinsäulen. Dann zog er mit seinen erbeuteten Zauberdingen weiter. Als es Nacht geworden war, wickelte er sich in den Mantel, legte sich unter einen Baum und wünschte sich, am nächsten Morgen vor der Haustür seiner geliebten Frau zu erwachen.

Als er am nächsten Tag aufwachte, lag er tatsächlich nicht mehr unter dem Baum, sondern vor einem fremden Haus. Da öffnete sich die Tür, und eine schöne Frau trat heraus, in der er sogleich die seine erkannte. Überglücklich schloss er sie in seine Arme, und sie lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

26b Witi

Ein armer Bauer hatte drei Söhne, zwei gescheite und einen dummen. Dieser hieß Hans und wurde von seinen Brüdern immer gehänselt. Eines Tages sagte der Vater zu ihnen: „Meine lieben Söhne, ihr seid jetzt alt genug – geht in die Welt hinaus und schaut euch ein wenig um. Wer von euch das Beste nach Hause bringt, der bekommt den Hof.“

„Soll sein“, meinten die beiden älteren, „aber den Hans kannst du gleich daheimbehalten.“

„Wer weiß“, sagte der Vater, „die Dummen haben oft Glück.“

Also verließen alle drei Söhne ihr Zuhause. Vor dem Dorf trennten sie sich, und der dumme Hans ging allein seines Weges. Als die Abenddämmerung anbrach, kam er in einen tiefen Wald. Weil es schon dunkel war, stieß er ständig gegen einen Baum. Also setzte er sich hin. In der Finsternis wurde ihm ganz jämmerlich zumute, und er fing zu weinen an. Auf einmal hörte er jemanden wunderschön singen. Er stand auf und ging der Stimme nach. Da sah er einen Teich und ein Haus, in dem Licht brannte, und als er näher kam, entdeckte er ein Meerfräulein. Dieses gab ihm zwei Fische, die er sich braten sollte. Dann sagte es: „Mein lieber Hans, stell dich mitten in diesen Teich und schrei dreimal ‚Witi!‘. Du darfst dich allerdings nicht fürchten, denn daraufhin wird ein großer Mann kommen. Als ich ihn zum letzten Mal sah, hatte er zwei rote Federn auf seinem Hut. Wenn er die Federn noch immer hat, so bitte ihn um eine davon; hat er eine rote und eine schwarze Feder, so bitte ihn um die schwarze. Er wird sie dir wohl geben, denn du bist ja ein Sonntagskind.“

Hans tat, wie ihm befohlen und brachte dem Meerfräulein eine rote Feder. Darüber freute sie sich so sehr, dass sie Hans zum Lohn einen schönen Wagen schenkte, der ganz von selber fuhr und dazu kein Pferd brauchte. Und wenn man zu ihm „Pick an!“ sagte, so blieb alles an der silbernen Deichsel kleben.

Danach sagte das Meerfräulein zu Hans: „Du bist ein Sonntagskind, und wenn du sehen willst, wie es im Himmel zugeht, so brauchst du nur um Mitternacht dreimal ‚Witi!‘ rufen. Und schon kommt der Wilde Jäger und nimmt dich mit, um dir alles zu zeigen.“

„Schon recht“, sagte Hans, setzte sich auf seinen Wagen und fuhr los. Um Mitternacht kam er zu einem Kreuzweg, rief dreimal „Witi!“, und der Wilde Jäger kam auf die Erde geritten. Er hatte einen feuerroten Mantel an, trug ein glühendes Messer am Gürtel und hielt ein silbernes Beil in der linken Hand. Sein Schimmel war so weiß, dass ein sanftes Leuchten von ihm ausging. Die Augen der beiden Hunde, die den Wilden Jäger begleiteten, glühten.

Der Wilde Jäger ließ Hans hinter sich aufsitzen, und beide ritten durch die Lüfte immer höher hinauf. Da schaute Hans aber! Zuerst sah er den Sonnwendfeuermann, wie er Regen und Wind machte. Nach einer Weile wurde es dann auf einmal so hell, dass Hans vor lauter Glitzern und Flimmern die Augen wehtaten. Die Engel sangen, und alles um ihn herum war aus Gold und Silber. Schließlich sah Hans sogar den lieben Gott, der ein goldenes Gewand trug und einen schneeweißen Bart hatte, der ihm bis zur Mitte reichte. Vor lauter Schauen vergaß Hans alles um sich herum und wollte für immer dortbleiben. Doch der Wilde Jäger ritt weiter, und Hans musste mit.

Nun ritten die beiden tief, tief hinunter, bis sie zu einem schwarzen Tor kamen, das von selbst aufging. Dahinter war es stockfinster, bis auf das Licht von großen Feuern, und Weinen und Wehklagen waren zu hören. Hans sah Leute, die einen Pflug ziehen mussten, während Teufel mit Ochsenköpfen auf sie einhieben. Das war die Strafe dafür, dass sie ihr Lebtag lang das Vieh gemartert hatten. Wieder andere saßen an einem Tisch, auf dem lauter gute Sachen lagen, aber sobald sie etwas essen wollten, wurden die Speisen in ihrer Hand zu Gold, sodass sie auf ewig Hunger leiden mussten.

Danach kehrten sie wieder auf die Erde zurück, und der Wilde Jäger ritt davon. Hans ging zu seinem Wagen auf und fuhr weiter. Auf einer Brücke traf er eine Obsthändlerin, die unbändig zu lachen anfing, als sie das Gefährt ohne Pferd fahren sah. Das verdross Hans, und er rief: „Pick an!“ Und sogleich blieb die Obsthändlerin samt ihrem Obststand an der Deichsel kleben. Das Gleiche geschah auch zwei Bäckern, die mit ihren Backblechen aufeinander einschlugen, einem Kesselflicker und einer Pfarrersköchin. Alle blieben an der Deichselstange kleben.

Hans fuhr weiter, bis er in eine große Stadt kam. In dieser lebte ein König mit seiner schönen Tochter, die immerzu traurig war und niemals lachte. Doch als Hans mit seinem „Pick an!“-Wagen am Königsschloss vorbeikam, musste die Prinzessin so lachen, dass sie fast nicht mehr aufhören konnte. Der König war darüber so froh, dass er sie Hans zur Frau gab und ihn zu seinem Nachfolger machte.

Eine Weile danach fuhr Hans mit seiner Frau in einer Kutsche, die von prächtigen Rossen gezogen wurde, zu seinem Vater. Überglücklich schloss dieser seinen Sohn und seine Schwiegertochter in die Arme und sagte zu Hans' Brüdern, die schon vor einiger Zeit unverrichteter Dinge nach Hause zurückgekehrt waren: „Seht ihr, ich hab's ja gleich gewusst, dass der Hans das Beste nach Hause bringen wird.“

27 Die zwei Schwestern

In einem Dorf lebte eine Frau, die von niemandem gemocht wurde, weil sie so stolz und hartherzig war. Sie hatte zwei Töchter, von denen die ältere ganz wie die Mutter war, doch die jüngere wurde von allen – außer ihrer Mutter und ihrer Schwester – geliebt, weil sie freundlich, gütig und hilfsbereit war. Um die ungeliebte Tochter loszuwerden, beschloss die Mutter eines Tages, sie zu fremden Leuten in Dienst zu schicken.

Obwohl die jüngere Schwester zu Hause so schlecht behandelt wurde und ihre prunksüchtige ältere Schwester sie ständig verspottete, fiel es ihr nicht leicht, sich von ihrer Familie zu trennen. Als sie aber sah, dass ihre Mutter sich auch durch inständiges Bitten nicht von ihrem Entschluss abbringen ließ, schnürte sie ihr Bündel und ging weinend fort.

Sie war schon eine Weile dahingewandert, als sie an einem Backofen vorüberkam, der ganz zersprungen und bereits am Zerfallen war. Da sie es von zu Hause gewohnt war, solche Schäden selbst auszubessern, holte sie Lehm aus einer Grube, verschmierte die Löcher und Sprünge und ging erst weiter, als der Backofen wieder heil und ganz war. Bald darauf kam sie zu einem Birnbaum, dessen obere Wurzeln nackt waren und dessen Blätter verdorrten und abfielen, weil die Erde staubtrocken war. Sie bedeckte die Wurzeln mit Erde, holte aus dem nächstliegenden Teich Wasser und goss den Baum reichlich. Dasselbe tat sie bei einem Apfelbaum, der gleich daneben stand. Sie ging weiter und kam zu einem Brunnen, dessen Wasserzulauf völlig verstopft war. Sogleich machte sie sich an die Arbeit und säuberte den Brunnen, bis wieder Wasser im Überfluss hervorsprudelte.

Als sie weiterwanderte, kam sie schließlich zu einer Hütte, in der eine alte Frau wohnte. Das Mädchen fragte, ob sie in ihre Dienste treten könne. Die alte Frau dachte eine Weile nach und willigte schließlich ein – allerdings nur unter einer Bedingung: Das Mädchen dürfe die Töpfe, die in der einen Kammer stünden, niemals berühren. Ferner müsse sie beim Kehren den Staub in einer alten, den darunterliegenden Unrat aber in einer neuen Kiste aufbewahren.

Und so trat das Mädchen bei der alten Frau in Dienst. Sie wurde von ihrer Dienstherrin allerdings sehr kurzgehalten und bekam nur wenig zu essen. Doch dieses Wenige teilte sie mit einem kleinen Hund und mit einer Katze, welche die Alte ihr zur Pflege übergeben hatte. Schon bald hatte sich das Mädchen durch ihre Aufmerksamkeit und ihren Fleiß das Vertrauen der alten Frau und durch ihre sorgsame und liebevolle Zuwendung die Anhänglichkeit der

beiden Tiere erworben. Daher beschloss ihre Dienstherrin, eine kleine Reise zu unternehmen und dem Mädchen für diese Zeit die Verantwortung für den Haushalt zu übertragen.

Nachdem die alte Frau aufgebrochen war, hörte das Mädchen in der ersten Nacht an der Tür ein unheimliches Kratzen und Schreien. Als der Lärm nicht und nicht aufhören wollte, überlegte sie, ob sie aufmachen solle oder nicht. In ihrer Angst fragte sie die beiden Tiere, und diese gaben ihr durch Gebärden zu verstehen, dass sie die Tür besser nicht öffnen solle. Eine Stunde nach Mitternacht verstummte der Lärm, und es war wieder ruhig. Dieser Lärm wiederholte sich ein ganzes Jahr lang Nacht für Nacht, und da die alte Frau nicht mehr zurückkam, beschloss das Mädchen, nach Hause zurückzukehren. Aber sowohl der kleine Hund als auch die Katze versuchten, sie daran zu hindern und wollten nicht mitgehen. Also entschloss sie sich, noch eine Weile in der Hütte zu bleiben.

Da kehrte eines Tages die alte Frau zurück und freute sich sehr, wie ordentlich und zuverlässig das Mädchen sich um den Haushalt gekümmert hatte. Und sie fragte sie, ob sie noch länger bei ihr dienen oder nach Hause zurückkehren wolle. Das Mädchen wählte Letzteres und packte ihr Bündel. Da führte die Alte sie in die Kammer, in der die Töpfe standen, und sagte: „Ich kann dir nur geben, was du selbst gesammelt hast. Hier sind die zwei Kisten – such dir eine davon aus.“

Das Mädchen nahm die alte Kiste, weil sie dachte, es sei ohnehin egal, welche sie nähme – schließlich war ja in beiden bloß Staub und Unrat. Als die alte Frau hinausging, hob das Mädchen aus Neugierde die Deckel von den Töpfen. Doch wie erschrak sie, als daraus arme Seelen herausflogen, die dem Mädchen freudig dankten. Rasch deckte sie die Töpfe wieder zu, nahm die Kiste und ging mit dem kleinen Hund und der Katze fort.

Kurz danach bemerkte die alte Frau, was mit ihren Töpfen geschehen war und eilte dem Mädchen hinterher. Sie war ihr bereits sehr nahe gekommen, als sich zwischen ihr und dem Mädchen plötzlich eine unüberwindliche Schlucht auftat. Die Alte machte einen Umweg und heftete sich dem Mädchen erneut an die Fersen. Sie hatte sie schon fast eingeholt, als ein undurchdringliches Gebüsch zwischen ihnen emporwuchs und sie am Weiterkommen hinderte. Also kehrte sie erschöpft nach Hause zurück und ließ von der weiteren Verfolgung ab.

Auf dem Rückweg kam das Mädchen nun zu dem Brunnen und sagte: „Lieber Brunnen, ich habe dein Wasser wieder zum Sprudeln gebracht. Könntest du mir bitte etwas davon geben?“ Da sprudelte aus dem Brunnen purer Wein, und sie trank in bedächtigen Zügen; dann füllte sie noch ihre Feldflasche, die sie dem kleinen Hund umhängte. Gestärkt ging sie weiter und

kam bald darauf zu dem Birnbaum, an dem eine Menge Früchte hingen, und sagte zu ihm: „Liebes Bäumchen, ich habe dich gepflegt, gib mir bitte ein paar Birnen.“ Da kam ein Wind auf, und die schönsten Früchte des Baumes fielen herab; einige davon aß sie, die anderen gab sie in die Kiste. Nachdem sie auch den Apfelbaum um ein paar Äpfel gebeten hatte, ging sie weiter. Nach einer Weile kam sie zu dem Backofen, der noch genauso unbeschädigt und schön dastand, wie sie ihn zurückgelassen hatte und in dem ein Feuer zu brennen schien. Ihn bat sie um Brot. Und bald war auch alles, worum sie gebeten hatte, da. Nachdem sie und ihre beiden Gefährten sich sattgegessen hatten, nahm sie noch einiges von dem köstlichen Essen mit, verstaute es in ihrer Kiste und ging geradewegs nach Hause.

Als sie dort ankam und erzählte, was sie alles erlebt hatte und was sie als Lohn für ihre treuen Dienste bekommen hatte, da lachten ihre Mutter und ihre Schwester sie aus und wollten den Staub sehen. Doch als das Mädchen die Kiste öffnete, war diese zum Erstaunen aller bis obenhin voller Gold. Staub, Birnen, Äpfel, Brot – alles war aus Gold. Aber das war nicht das einzige Wunder: Obendrein stellte sich heraus, dass der Hund ein verwunschener Prinz und die Katze seine verzauberte Schwester waren. Die drei beschlossen, gemeinsam in die Heimat des Prinzen und der Prinzessin zurückzukehren. Dort wurden sie von den übergelücklichen Eltern der erlösten Geschwister begrüßt, und schon bald wurde Doppelhochzeit gefeiert: Der Prinz vermählte sich mit dem Mädchen und seine Schwester mit ihrem Bräutigam, der all die Jahre auf sie gewartet hatte.

Voll Neid auf ihre jüngere Tochter schickte die Mutter nun auch ihre Lieblingstochter in die Welt hinaus, um dort ihr Glück zu machen. Diese nahm denselben Weg wie zuvor ihre Schwester. Als sie zum Backofen kam, war dieser zerfallen; sie bemühte sich jedoch nicht, ihn mit Lehm zu verputzen, wie es ihre Schwester getan hatte, sondern ging einfach weiter. Das Gleiche tat sie beim Apfel- und beim Birnbaum und beim Brunnen.

Endlich kam sie bei der alten Frau an. Diese nahm sie in ihren Dienst und befahl ihr, das Gleiche zu tun wie ihre Schwester. Und auch der älteren Schwester übergab sie einen kleinen Hund und eine Katze zur Pflege. Doch obwohl die beiden Tiere schmeichelten und baten, bekamen sie von dem hartherzigen Mädchen nichts zu essen. Auch mit dem Kehren der Zimmer nahm sie es nicht so genau, und den Staub und Unrat warf sie entweder fort oder wahllos in die neue oder alte Kiste. Kein Wunder, dass ihre Dienstherrin mit dem Mädchen alles andere als zufrieden war und ihr nie erlaubte, das Haus zu hüten.

Eines Tages führte die alte Frau das Mädchen zu den beiden Kisten und sagte zu ihr: „Nimm dir, was du gesammelt hast, entweder die alte oder die neue Kiste.“ Das Mädchen nahm die neue Kiste und brach mit dem kleinen Hund und der Katze auf.

Als sie zum Brunnen kam, sagte sie: „Brunnen, gib mir Wein.“ Aus dem Brunnen sprudelte jedoch bloß schlammiges Wasser; dennoch füllte sie einige Flaschen damit, weil sie glaubte, es würde schon Wein daraus werden, sobald sie wieder zu Hause war. Dann ging sie weiter und kam zu dem Apfelbaum; aber auf ihre Aufforderung hin fielen nur steinharte Früchte zu Boden, und beim Birnbaum erging es ihr nicht besser. Dennoch legte sie so viele ungenießbare Äpfel und Birnen in die Kiste wie möglich, weil sie hoffte, alles werde zu Gold werden. Nun kam sie zu dem Backofen, wo ihr schon ihre Mutter entgegenkam; im Ofen brannte ein tüchtiges Feuer, und schon schwelgte das Mädchen in Vorfreude auf die erhofften Leckerbissen und verlangte vom Backofen Braten und Kuchen. Während sie ungeduldig wartete, öffnete sie voll Neugierde die Kiste. Doch wie entsetzt war sie, als sie sah, dass es darin von Teufelchen nur so wimmelte. Auch der kleine Hund und die Katze verwandelten sich in Teufel und halfen den anderen, die hartherzige Mutter und ihre ebenso hartherzige, eitle und träge Tochter in den Backofen zu werfen. Es gelang den beiden nur mit knapper Not, zu entkommen.

So verschieden war das Schicksal zweier Schwestern, die zwar auf demselben Weg, aber auf ganz verschiedene Weise ihr Glück suchten.

28 Moriandl, Zuckerkandl

Es waren einmal ein Bauer und eine Bäuerin. Sie hatten zwei Kinder, einen Knaben namens Zuckerkandl und ein Mädchen namens Moriandl. Sie waren eine glückliche, zufriedene Familie, und nichts störte den häuslichen Frieden. Das sollte jedoch nicht so bleiben. Denn die Mutter starb, und mit ihrem Tod kamen Elend und Jammer ins Haus.

Der Bauer war Schweinehändler und musste deswegen oft weite Reisen unternehmen, um seine Schweine zu verkaufen. Die beiden Kinder waren noch zu klein, als dass man sie sich selbst hätte überlassen können. Und da ihr Vater sie keinen fremden Leuten anvertrauen wollte, heiratete er erneut.

Doch die neue Frau war scheinheilig und hinterlistig. Solange der Bauer daheim war, las die Stiefmutter den Kindern jeden Wunsch von den Augen ab; war er hingegen auf Reisen, quälte sie die beiden ununterbrochen. Sie mussten die härtesten Arbeiten verrichten und bekamen dafür mehr Schläge als zu essen.

Das ging etwa ein Jahr so. Beklagten sich die Kinder beim Vater über das grausame Verhalten der Stiefmutter, so glaubte er ihnen nicht. Denn wenn er zu Hause war, verhielt sich seine Frau den Kindern gegenüber ja ganz anders.

Allerdings hegte die Stiefmutter – die mittlerweile selbst einen Knaben zur Welt gebracht, der wegen seiner roten Locken Glühwürmchen hieß – eine geheime Furcht: Sie hatte Angst, dass Zuckerkandl und Moriandl sich später, wenn sie größer waren, an ihr rächen würden. Denn die beiden Kinder hatten den Bauernhof von ihrer Mutter geerbt. Und sobald sie volljährig waren, würde er ihnen gehören. Als Erstgeborene würden Zuckerkandl und Moriandl überdies nach dem Tod ihres Vaters auch dessen Vermögen erben, und Glühwürmchen würde leer ausgehen.

Als nun eines Tages auch noch ein Brief mit einer Testamentsabschrift eintraf, in der stand, dass Moriandl und Zuckerkandl als Alleinerben ihrer Tante eingesetzt worden waren und bei Erreichen der Volljährigkeit deren überaus stattliches Vermögen erhalten sollten, lief der Stiefmutter endgültig die Galle über. „Die Hundsbrut kriegt eines Tages wirklich alles“, sagte sie zornig, „während für mein liebes Glühwürmchen nur ein paar Brosamen abfallen werden. Aber so weit wird es nicht kommen – das schwöre ich bei meinem Leben!“

Sie überlegte lange hin und her, wie sie das anstellen würde. Doch solange sie auch nachdachte, sie fand keine andere Lösung, als Moriandl und Zuckermandl zu beseitigen. Um die beiden in Sicherheit zu wiegen, behandelte sie sie von nun an zuvorkommender als je zuvor – und zwar auch dann, wenn ihr Mann fort war.

Schon bald musste der Vater für einen Monat verreisen, was den Plänen der Stiefmutter sehr entgegenkam. Sie wartete nur auf einen günstigen Moment, um sich die beiden verhassten Stiefkinder vom Hals zu schaffen. Doch Zuckermandl, der ein gescheiter Bursche war, fiel das veränderte Verhalten seiner Stiefmutter bald auf. Eines Tages hatte er eine böse Vorahnung, und ihm wurde so bang ums Herz, dass er sie bat, seine Großmutter besuchen zu dürfen, die ein Stück entfernt wohnte.

Seine Stiefmutter erlaubte es ihm mit Freuden, denn um zum Haus seiner Großmutter zu gelangen, musste er über den sogenannten Saufgraben gehen. Das war eine tiefe Schlucht, die ihren Namen den verunglückten Betrunkenen zu verdanken hatte, die über den schmalen Weg gegangen und in die Schlucht gestürzt waren.

Zuckermandls Großmutter verdiente sich ihren Lebensunterhalt damit, dass sie Met ausschenkte. Und da ihr Enkel das süße Getränk heiß liebte, gab sie ihm jedes Mal, wenn er zu Besuch kam, ein Gläschen davon zu trinken. Daher hoffte die Stiefmutter, dass er davon betrunken genug werden würde, um das Gleichgewicht zu verlieren und in die Schlucht zu stürzen.

Sie hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn Zuckermandl ging zu seiner Großmutter und erzählte ihr, wie schlecht die Stiefmutter seine Schwester und ihn behandelte. Er erzählte ihr auch von seiner bösen Vorahnung und bat sie, ihn bis zur Rückkehr seines Vaters bei sich zu behalten. Die Großmutter ahnte gleich, was die Stiefmutter im Schilde führte und beschloss, diese auf die Probe zu stellen.

Nun war am Tag zuvor der Sohn eines Dachdeckers, der ungefähr so alt war wie Zuckermandl, bei der Arbeit vom Dach gestürzt und dabei ums Leben gekommen. Die Großmutter sorgte dafür, dass er in den Saufgraben gelegt wurde, damit es so aussah, als wäre Zuckermandl hineingestürzt. Ihren Enkel aber versteckte sie in ihrem Haus.

Als Moriandl erfuhr, dass ihr Bruder ums Leben gekommen war und man seine Leiche im Saufgraben gefunden hatte, wurde sie vor lauter Trauer schwerkrank. Die Stiefmutter – die sich heimlich die Hände rieb, weil ihr böser Plan vermeintlich so gut aufgegangen war – tat so, als wäre sie darüber sehr betrübt. Sie lief von einem Kräuterweiblein zum nächsten, um

für die kranke Stieftochter Medizin zu besorgen. Als sie wieder nach Hause kam, sagte sie zu Moriandl: „Mein Herzchen, dir kann geholfen werden. Die alte Mirl hat mir ein Mittel genannt, das ganz bestimmt hilft. Steige in den Dörröfen und klaube Zwetschken und Birnen ein. Du kannst davon auch so viel essen, wie du willst.“

Das gefiel Moriandl sehr gut, denn sonst durfte sie, wenn sie in dem großen Ofen arbeiten musste, keine einzige Zwetschke oder Birne essen. Sie stieg also in den Dörröfen, obwohl er ihr fürs Dörren von Früchten ungewöhnlich heiß vorkam, und klaubte Zwetschken und Birnen ein. Doch in der Hitze, die dort herrschte, brach ihr am ganzen Körper der Schweiß aus. Sie wollte nach draußen und frische Luft schnappen, aber die Ofentür war versperrt. Verzweifelt hämmerte Moriandl gegen die Tür, bis die Kräfte sie verließen und sie das Bewusstsein verlor.

Als die Stiefmutter sich sicher war, dass ihre ungeliebte Stieftochter tot war, holte sie die Leiche aus dem heißen Ofen und bettete sie in einen Sarg. Dann rannte sie zeternd und schluchzend durchs Dorf, rief alle Leute zusammen und teilte ihnen unter Tränen mit, dass ihr liebes, gutes Kind, die Moriandl, gestorben sei.

Bald danach kam der Vater nach Hause und brach vor Schmerz über den Tod seiner beiden Kinder zusammen. Er konnte ja nicht wissen, dass Zuckerkandl noch am Leben war und von seiner Großmutter versteckt wurde.

Als Zuckerkandl vom Tod seiner Schwester erfuhr, brach er in Tränen aus und machte sich Vorwürfe, dass er sie nicht vor der Stiefmutter beschützt hatte. Ohne dass jemand ihn dabei sah, ging er auf den Friedhof, um dort am Grab seiner Schwester zu beten. „Moriandl!“, rief er. „Moriandl, warum bist du gestorben?“ Auf einmal war die Stimme Moriandls zu hören, die „Zuckerkandl!“ rief. Da wurde ihm so unheimlich zumute, dass er schauernd die Flucht ergriff.

Atemlos rannte er zu seiner Großmutter und erzählte ihr, was ihm Seltsames widerfahren war. Daraufhin sagte diese zu ihm: „Geh morgen noch einmal auf den Friedhof und rufe nach deiner armen Schwester. Wenn die Stimme dir antwortet, so bleibe tapfer stehen und frage: ‚Was willst du, liebe Schwester?‘“

Am nächsten Tag ging Zuckerkandl tatsächlich wieder auf den Friedhof. Er rief: „Moriandl!“ Und unheimlich tönte es zurück: „Zuckerkandl!“ Zuckerkandl bekreuzigte sich und fragte: „Was willst du, liebe Schwester?“

Da antwortete die vertraute Stimme seiner Schwester: „Lieber Bruder, die Stiefmutter hat mich in den heißen Dörröfen gesperrt und umgebracht. Geh zum Vater und tröste ihn. Sag ihm, dass seine Frau nur auf unser Geld und auf den Hof aus ist. Darum habe ich so jung sterben müssen. Oh weh, oh weh!“

Die Wehrufe verhallten, und Moriandls Stimme verstummte. Zuckerkandl lief zu seiner Großmutter zurück und erzählte ihr alles. Dann ging er zu seinem Vater, der seinen totgeglaubten Sohn überglücklich in die Arme schloss. Doch wie sehr erschrak nun die Stiefmutter, als ihre Ränke ans Licht kamen! Denn Zuckerkandl erzählte seinem Vater nun alles, was er wusste und verschwieg auch nicht, was auf dem Friedhof geschehen war. Da wurde der Bauer von einer schrecklichen Wut ergriffen. Er schleppte seine Frau vor den Richter, und das Gericht verurteilte sie zum Tode.

29 Die drei Eier

Es lebten einmal zwei Schwestern, von denen jede eine kleine Tochter hatte. Als eine der beiden Schwestern starb, nahm die andere das Kind der Verstorbenen zu sich. Sie war aber selbst arm, und Brot und Kleidung reichten kaum für sie selbst und ihre Tochter. Sie verlangte von ihrer Nichte deshalb, dass sie fast die ganze Hausarbeit machte und sich so ihren Unterhalt verdiente.

Eines Tages schickte sie das Mädchen mit einem Krug zu einer nahe gelegenen Quelle, um Wasser zu holen. Doch das Mädchen stolperte und zerbrach dabei den Krug. Ihre Tante wurde deswegen furchtbar zornig und sagte zu ihr: „Du darfst erst dann wieder zurückkommen, wenn du mir einen neuen Krug bringst.“

Das Mädchen weinte und bat, bleiben zu dürfen. Ihre Tante ließ sich jedoch nicht umstimmen, und das Mädchen musste die ärmliche Hütte verlassen.

Sie war schon einige Stunden gegangen, als sie zu einem Baum kam, unter dem eine Frau saß, welcher der Kopf abgeschlagen worden war. Das Mädchen staunte, und ihr Erstaunen wurde noch größer, als die Frau sie fragte: „Bemerkst du irgendetwas Ungewöhnliches an mir?“ Das Mädchen sagte „Nein“ und ging weiter.

Bald danach kam sie zu einem anderen großen Baum, unter dem abermals eine Frau ohne Kopf saß. Auch diese stellte dem Mädchen die Frage, ob ihr etwas Ungewöhnliches auffalle. Das Mädchen antwortete wieder mit Nein und ging schnell weiter, denn sie war schon hungrig und durstig.

Da kam sie erneut zu einem Baum, unter dem eine Frau saß. Diese hatte ihren Kopf aber noch. Das Mädchen bat die alte Frau um Brot, doch diese sagte: „Geh in die Hütte, die am Ende des Feldes steht. Du wirst dort einen Topf mit Reis vorfinden. Iss davon, so viel du magst. Kommt jedoch eine schwarze Katze vorbei, so gib auch ihr etwas von dem Reis.“

Das Mädchen ging in die Hütte, wo auch wirklich ein Topf voll Reis stand. Sie aß den Reis und gab auch der schwarzen Katze etwas davon. Als sie fertiggegessen hatte, trat die alte Frau in die Hütte, führte das Mädchen in eine Kammer, in der eine Menge Eier auf einem Tisch lagen, und erlaubte ihr, sich drei Eier zu nehmen – aber nur solche, die nicht redeten. Danach sollte das Mädchen unter jedem Baum, wo eine Frau gesessen war, ein Ei zerschlagen. Das

Mädchen nahm die drei kleinsten Eier, weil dies die einzigen waren, die nicht sprachen, und ging fort.

Als sie zum ersten Baum kam, tat sie, wie die Alte ihr befohlen hatte und zerschlug ein Ei. Da stand auf einmal ein Wasserkrug vor ihr, der genauso aussah wie der, den sie zerbrochen hatte. Als sie beim nächsten Baum das zweite Ei zerschlug, verwandelte es sich in einen Wagen samt Pferden. Und als sie beim dritten Baum das dritte und letzte Ei zerschlug, wurde daraus ein Kästchen mit Gold. Das Mädchen fuhr nun mit dem Wagen zu ihrer Tante, brachte ihr den Krug, kaufte sich ein Landhaus und lebte von nun an in Frieden für sich allein.

Ihre Tante aber wurmte es, dass ihrer Nichte so ein Reichtum in den Schoß gefallen war. Also schickte sie ihre Tochter weg, damit auch sie ihr Glück mache.

Das Mädchen nahm denselben Weg wie ihre Cousine, und tatsächlich saß unter dem ersten Baum wieder eine Frau, der man den Kopf abgeschlagen hatte. Als sie das Mädchen fragte, ob sie an ihr etwas Ungewöhnliches bemerke, antwortete dieses: „Ja, du hast keinen Kopf.“

Auch unter dem nächsten Baum saß eine Frau ohne Kopf, und wieder antwortete das Mädchen auf deren Frage, ob ihr etwas Ungewöhnliches auffalle: „Ja, du hast keinen Kopf.“

Als sie zum dritten Baum kam, saß darunter wieder die alte Frau, die ihren Kopf noch hatte. Das Mädchen bekam von ihr die Erlaubnis, den Reis zu essen, wurde aber ermahnt, auch der schwarzen Katze etwas davon zu geben. Das Mädchen dachte jedoch gar nicht daran und aß den ganzen Reis allein auf. Dann forderte die alte Frau sie auf, sich drei Eier zu nehmen, die nicht redeten. Das Mädchen nahm die drei größten und ging fort.

Nun wollte sie wissen, was in den Eiern wohl drin wäre. Sogleich schlug sie ein Ei auf, doch es war leer. Daraufhin warf sie das zweite Ei wütend zu Boden. Es zerbrach, und ein geflügelter Drache kroch daraus hervor. Erschrocken wollte das Mädchen die Flucht ergreifen, kam dabei jedoch zu Sturz, und das dritte Ei zerbrach. Da kam eine Frau ohne Kopf zum Vorschein, die sich auf den Drachen setzte und mit ihm davonflog.

Alles, was dem Mädchen also geblieben war, waren drei zerbrochene Eier. Das war die Strafe für ihren Geiz und ihre Gier.

30 Der Wunderbaum

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Einer davon war allerdings sehr dumm und wurde daher von allen nur der dumme Hans genannt. Alles, was er unternahm, missglückte ihm. Er war also ein rechter Pechvogel.

Eines Tages wuchs in dem Dorf, in dem der Bauer und seine Söhne lebten, auf einmal ein seltener Baum, ohne dass jemand vorher einen Samen in die Erde gelegt hätte. Er wuchs so rasch, dass er nach ein paar Tagen bereits turmhoch war, und nach einigen Wochen verlor sich der Wipfel schon in den Wolken. Die Dorfbewohner waren neugierig und wollten gerne wissen, wohin man wohl käme, wenn man an dem Baum emporkletterte. Aber keiner traute sich, es tatsächlich zu versuchen.

Die Kunde von dem Baum drang bis zur Königstochter, die unbedingt eine Frucht davon haben wollte. Sie versprach, denjenigen, der es wagen würde, sich auf die Reise zu machen, fürstlich zu belohnen. Daraufhin meldeten sich zwar eine ganze Menge Abenteuerlustige, doch keinem gelang es, bis ganz nach oben zu gelangen, denn nach dem zweiten oder dritten Tag gaben sie alle auf. Jeder nahm übrigens mehrere Paare hölzerner Schuhe mit, die sie von Zeit zu Zeit hinunterwarfen, um ein Lebenszeichen von sich zu geben. Einige allerdings warfen weder Schuhe nach unten noch kamen sie zurück. Die Leute nahmen also an, dass ihnen wohl etwas zugestoßen sein musste. Da verließ die anderen der Mut, und schließlich wollte sich keiner mehr auf die gefährliche Reise machen.

Auch die zwei Brüder von Hans hatten den waghalsigen Versuch gemacht, bis zum Wipfel des Baumes zu gelangen, es war ihnen jedoch ergangen wie den anderen. Daraufhin beschloss nun auch Hans, sich auf die Reise den Baum hinauf zu machen, und er nahm zwölf Paar hölzerner Schuhe, Proviant und eine Spitzhacke mit. Es kümmerte ihn nicht viel, dass alle ihn auslachten. Die Leute dachten, Hans würde spätestens am nächsten Tag wieder zurückkommen. Sie staunten deshalb nicht schlecht, als sie bloß seine Schuhe herabfallen sahen, die ganz durchlöchert waren. Ebenso ging es die folgenden Tage, und da die Schuhe mit einem immer heftigeren Aufprall am Boden landeten, schloss man daraus, dass Hans immer höher hinaufkam.

Wie aber erging es Hans auf seiner Reise? Nun, er war schon einige Tage geklettert, als er eines Abends keinen passenden Platz zum Schlafen fand. Da entdeckte er im Baum eine Höhle, in der ein Licht schimmerte. Er trat ein und sah eine hässliche alte Frau, die ihn jedoch

freundlich aufnahm, ihm etwas Gutes kochte und ihm einen Schlafplatz zuwies. Als Hans sie fragte, wie weit es noch bis zum Wipfel sei, erwiderte sie: „Mein lieber Bub, da hast du’s noch weit. Ich bin erst der Montag. Bevor du ganz oben anlangst, musst du noch zum Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag. Und wenn du den hinter dir hast, wirst du schon sehen, was kommt.“

Am nächsten Tag machte sich Hans erneut auf den Aufstieg, und nachdem er wieder mehrere Tage geklettert war, gelangte er zu einer zweiten Höhle, in der sich eine Hexe aufhielt, die noch viel hässlicher als der Montag war und sich Dienstag nannte. Vor dieser fürchtete Hans sich anfangs; als sie ihm aber versprach, für ein gutes Nachtmahl zu sorgen, schwand seine Furcht. Als er am nächsten Morgen seine Reise fortsetzen wollte, warnte ihn die Hexe, ja nicht beim Mittwoch einzukehren, denn das sei ein hässlicher Mann, der Menschen nicht ausstehen könne. Hans befolgte ihren Rat und kam glücklich am Mittwoch vorbei. Die nächsten Höhlen wurden vom Donnerstag, vom Freitag und vom Samstag bewohnt – lauter alte Frauen und eine hässlicher als die andere. Doch alle waren sie gastfreundlich, und Hans setzte seinen Weg am nächsten Morgen immer gestärkt und ausgeruht fort.

Als Hans den Samstag hinter sich gelassen hatte, hatte er keine Schuhe mehr, und seine Spitzhacke, mit der er sich immer festhielt, war schon stumpf; auch die Lust am Klettern hatte er mittlerweile verloren. Umkehren wollte er allerdings auch nicht, da er schon sehr hoch oben war, und so blieb ihm nichts übrig, als seine Reise fortzusetzen.

Schließlich kam er zu einer steinernen Wand, in die der Stamm des Baumes hineinzuwachsen schien. Er entdeckte darin eine kleine Tür, öffnete sie und trat auf eine große Wiese. Hier ließ er sich erschöpft niederfallen und ruhte sich von den Strapazen aus. Als er sich wieder etwas erholt hatte, richtete er sich auf und erblickte vor sich eine Stadt, die ganz aus Gold war. Ein so starkes Leuchten ging von ihr aus, dass er die Augen schließen musste. Da fiel sein Blick auf seine Spitzhacke, die neben ihm lag, und siehe da – ihr hölzerner Stiel hatte sich in Gold verwandelt. Als er sich umsah, bemerkte er, dass am Wipfel des Baumes, an dem er emporgeklettert war, lauter goldene Früchte hingen. Selbst die Tiere, die auf der Wiese umhersprangen, waren aus Gold. Mit einem Wort: Alles hier war aus Gold.

Hans glaubte, im Himmel zu sein und beschloss, für immer dort zu bleiben. Doch man erzählt sich, dass er nach einer Weile schließlich doch wieder hinunterkletterte und alles erzählte, was er im Wipfel des Baumes erlebt und gesehen hatte. Und dass die Königstochter, der er eine goldene Frucht mitbrachte, ihn tatsächlich fürstlich entlohnte.

31 Die sieben Rehe

Es war einmal ein Graf, dessen größtes Vergnügen es war, dem Wild nachzujagen. Dabei entfernte er sich oft sehr weit von seinem Gefolge. Eines Tages, als er wieder auf der Jagd war, erspähte er in der Ferne ein weißes Reh, das blitzschnell über eine Lichtung lief. Eiligst setzte er ihm auf seinem Pferd nach und verfolgte es bis tief in den Wald hinein. Er war zu schnell, als dass ihm einer seiner Diener hätte folgen können, und die Jagdgesellschaft verlor ihn rasch aus den Augen. Doch niemand machte sich Sorgen, denn der Graf war schon oft allein auf Jagd gewesen und häufig erst am nächsten oder übernächsten Tag zurückgekehrt.

Doch diesmal war es anders, denn der Graf verirrte sich im Wald und fand nicht mehr heraus. Und obwohl er sein Jagdhorn ertönen ließ, dessen Klang weit trug, kam niemand herbei. Dennoch gab er nicht auf und verfolgte das Reh weiterhin. Ross und Reiter waren von der Jagd schon erschöpft, als das Reh auf eine schöne Waldwiese trat. Zum großen Erstaunen des Grafen standen dort noch sechs andere Rehe, die ebenfalls weiß waren. Eines davon war jedoch etwas größer als die anderen und trug ein goldenes Halsband. Der Graf feuerte mehrere Male seine Pistole auf dieses Reh ab; aber so gut er auch zielte, kein einziger Schuss traf. Die sieben Rehe liefen nun weiter, und der Graf folgte ihnen.

Schließlich gelangten sie zu einem großen Schloss, das unbewohnt zu sein schien. Auf jeder Seite des Tores hielten jedoch zwei riesige Löwen Wache. Als die Rehe zum Tor kamen, öffnete es sich wie von Geisterhand geöffnet. Die Rehe und der Graf sprengten hindurch, und danach schloss sich das Tor wieder von selbst. Nun befand sich der Graf in einem großen viereckigen Hof, in dem sich ein weiteres Tor befand, das dem ersten gegenüberlag. Auch dieses öffnete sich von selbst, und die sieben Rehe liefen hindurch, worauf sich das Tor umgehend wieder schloss.

Nun war der Graf im Hof eingeschlossen. Er begab sich in die oberen Stockwerke und sah sich die Zimmer und Säle an. Die Wände waren aus Gold und reich verziert. Auch die Betten, Tische und Sessel waren aus Gold. In einem kleineren Gemach hing ein großer Spiegel mit einem breiten goldenen Rahmen, hinter dem eine Pergamentrolle steckte. Als der Graf sie entrollte, las er Folgendes: „Wer die verzauberte Königstochter befreit, dem winkt als Lohn ihre Hand und dazu ein ganzes Königreich. Aber zuvor muss er ein mächtiges Gespenst bezwingen, das um Mitternacht unter fürchterlichem Gepolter durchs Schloss geistert, bis es nach einer Stunde wieder verschwindet.“

Den Grafen schauderte, als er dies las. Doch er war gut bewaffnet und beschloss, es mit dem Ungeheuer aufzunehmen. Bis Mitternacht war es noch eine Weile hin, und der Graf legte sich in eines der goldenen Betten. Sein Schwert und seine zwei geladenen Pistolen legte er auf einen Tisch, der gleich neben dem Bett stand.

Er hatte noch nicht lange geschlafen, als er hörte, wie etwas mit fürchterlichem Kettengerassel die Stiege heraufkam. Kurz darauf trat ein riesiger Mann ins Zimmer, der mitten auf der Stirn ein großes Auge hatte. Von diesem Auge ging ein so starkes Leuchten aus, dass das ganze Zimmer davon erhellt wurde. Er war von Kopf bis Fuß beharrt und schleppte etliche Ketten mit sich, mit denen er einen Heidenkrach veranstaltete.

Kaum hatte der Graf das Gespenst erblickt, sprang er auf und hieb dem Ungeheuer mit seinem Schwert den Kopf ab. Bevor der Kopf auf dem Boden aufschlug, sagte er dem Grafen aber noch, er möge dem Reh mit dem goldenen Halsband einen Kuss geben. Danach verstummte er für immer. Der Graf jedoch legte sich wieder ins Bett und schlief die ganze restliche Nacht.

Als er am nächsten Morgen in den Hof ging, hatten sich dort die sieben Rehe, die ihn am Vortag hierher geführt hatten, versammelt. Er näherte sich ihnen und küsste das größte der Rehe – und siehe da, auf einmal standen sieben weißgekleidete Mädchen vor ihm, von denen eines besonders schön war und ein goldenes Halsband trug. Sie dankte dem Grafen dafür, dass er sie erlöst hatte und erzählte ihm, dass sie eine Königstochter sei. Das Gespenst hatte sie und ihr gesamtes Gefolge in Rehe verwandelt. Sie erzählte ihm auch, dass sie schon viele Ritter ins Schloss geführt hatte, aber keiner von ihnen hatte das Gespenst bezwingen können.

Wie versprochen, heiratete die Königstochter ihren Retter, und die beiden lebten glücklich und zufrieden miteinander. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

32 Der erlöste Zwerg

Ein Tagelöhner ging eines Morgens in den Wald, um Holz zu sammeln. Da kam ihm ein Bettler entgegen, der mühselig auf Krücken daherhumpelte und wissen wollte, wie weit es noch bis zum nächsten Dorf sei.

Der Tagelöhner antwortete: „Etwa eine halbe Stunde, du wirst dafür allerdings wohl eine Stunde brauchen.“

Der Bettler dankte ihm und fragte: „Willst du mir einen Dienst erweisen?“

„Recht gern“, antwortete der Tagelöhner, „aber nur, wenn ich dadurch nicht zu viel Zeit verliere. Denn ich muss dringend Holz sammeln, um mir das Brot für heute zu verdienen.“

„Das soll deine geringste Sorge sein“, erwiderte der Bettler. „Wenn du tust, worum ich dich bitte, wirst du Geld in Hülle und Fülle haben.“

„Und was muss ich dafür tun?“, fragte der Tagelöhner.

Der Bettler antwortete: „Geh um Mitternacht auf den Felsen, der sich am Ende des Waldes erhebt, und klopfe dort dreimal mit einem Stein auf die Erde. Daraufhin wird ein Zwerg erscheinen. Töte ihn mit dem Stein – aber nimm dich in Acht: Denn wenn du den Zwerg nicht gleich mit dem ersten Schlag tötetest, so werden deine Bemühungen vergeblich sein. Du brauchst dir übrigens keine Sorgen zu machen: Gerätst du in Gefahr, so musst du nur folgende Worte sagen:

„Helft und kommt,
wenn es mir frommt.“

Wiederhole dieses Sprüchlein dreimal, und dir wird stets geholfen werden. Wenn du deinen Auftrag erfüllt hast, so kehre auf demselben Weg wieder zurück. Ich werde dich durch einen Pfiff wissen lassen, dass ich ganz in deiner Nähe bin. Alles Weitere wirst du dann schon erfahren.“

Der Tagelöhner hatte zwar so seine Bedenken, aber als er an die Belohnung dachte, die dabei für ihn herausschaute, machte er sich schließlich doch frohen Mutes auf den Weg. Um sich die Zeit bis Mitternacht zu vertreiben, stieg er auf eine Anhöhe und entdeckte nicht allzu weit entfernt ein Schloss. Er beschloss, es aufzusuchen und stand bald darauf vor dem geöffneten Tor. Er trat ein und setzte sich im Schlosshof auf eine steinerne Bank, um sich etwas auszuruhen. Nach einer Weile wollte er aufstehen und sich wieder auf den Weg machen. Da

spürte er, wie ihn etwas auf seinem Sitz festhielt. Egal, wie sehr er auch versuchte, aufzustehen – es gelang ihm einfach nicht. In seiner Angst erinnerte er sich an das Sprüchlein, das der Bettler ihm verraten hatte, und er rief dreimal:

„Helft und kommt,
wenn es mir frommt.“

Da erschien ein kleines Mädchen und sagte, er müsse ein Stück von der steinernen Bank abschlagen, dann könne er davon loskommen. Dann verschwand die Kleine wieder. Der Tagelöhner hatte allerdings bloß sein Taschenmesser bei sich. Als er dem Stein damit einen Hieb versetzte, spaltete sich das Messer in zwei Teile, und aus jedem Teil wurde ein Ei. Den Tagelöhner verließ der Mut, und er warf die Eier gegen die steinerne Bank. Zu seiner Verblüffung blieben sie unversehrt, dafür lag aber ein Stück von der Bank auf der Erde, und der Tagelöhner konnte aufstehen. Er steckte die wunderbaren Eier in seine Tasche und betrat das Schloss, um nachzusehen, wer hier wohl wohnte.

Im ersten Stock sah er eine große Tür, die offen stand und in einen geräumigen Saal führte. Darin saß ein Riese an einer reichgedeckten Tafel. Als der Riese den Tagelöhner erblickte, hieß er ihn herzlich willkommen und lud ihn ein, das Mahl mit ihm zu teilen. Verlegen setzte dieser sich an den Tisch. Der Riese war sehr gesprächig und erzählte ihm von seinen Abenteuern, wobei er sich fortwährend seiner ungeheuren Stärke rühmte. Er prahlte damit, dass er imstande sei, einen Eichenschrank mit einem Schlag zu zertrümmern. Dabei hieb er um sich und traf seinen Gast so heftig am Kopf, dass dieser bewusstlos zu Boden sank.

Als der Tagelöhner endlich wieder zu sich kam, befand er sich zu seinem Erstaunen nicht im Speisesaal des Riesen, sondern ganz in der Nähe des Felsens, wo er den Zwerg töten sollte. Er beschloss, hier zu warten, bis die Sonne untergegangen war. Da vernahm er auf einmal Gesang, der immer näher kam, und der Tagelöhner verbarg sich in einem Gebüsch, um zu sehen, von wem er stammte. Da erschien auch schon ein Zug von Zwergen, die herumhüpften und sangen. Einer von ihnen war größer als die anderen, und die anderen tummelten sich fröhlich um ihn herum.

„Das muss ihr König sein“, dachte sich der Lauscher. „Vielleicht ist es ja sogar derjenige, den ich um Mitternacht töten soll.“ Beherzt trat er aus seinem Versteck hervor, ging auf den Zwergenkönig zu und sagte zu ihm: „Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu besprechen.“ Der Zwerg gab den anderen einen Wink, und der Gesang verstummte. Der Tagelöhner führte ihn etwas abseits und sagte: „Ich habe schon seit einer Weile auf dich gewartet, weil ich dir sagen möchte, dass ein böser Zauberer euch aus eurer Behausung vertreiben und euch all eure

Schätze rauben will.“ Der Zwerg wollte Näheres wissen, der Tagelöhner entgegnete jedoch bloß: „Fürs Erste kann ich dir nicht mehr sagen. Komm aber um Mitternacht zu dem Felsen dort drüben. Wenn ich dreimal auf die Erde klopfe, sollst du allein und ohne jede Begleitung erscheinen.“ Der Zwergenkönig versprach, pünktlich zu sein und zog dann mit seiner munteren Gesellschaft weiter.

Nun wusste der Tagelöhner allerdings nicht, wann genau es Mitternacht sein würde. Er sagte daher dreimal sein Sprüchlein auf, und es erschien ein Knabe, der zu ihm sagte: „Mitternacht ist, sobald du ein dumpfes Rauschen vernimmst.“ Der Knabe war noch nicht lange verschwunden, als der Tagelöhner ein eigentümliches Rauschen hörte. Da nahm er einen Stein, klopfte dreimal auf die Erde, und der Zwerg erschien.

Als dieser grüßte und wissen wollte, was es mit dem bösen Zauberer auf sich hatte, versetzte ihm der Tagelöhner mit dem Stein einen solchen Schlag auf den Kopf, dass er tot niedersank. Im selben Augenblick ertönte ein gellender Pfiff, und statt des erschlagenen Zwerges stand ein blühender Jüngling vor ihm, der ihm gar nicht genug für seine Erlösung danken konnte. Auch sein ganzes Gefolge umringte ihn nun, und alle freuten sich, dass sie ebenso wie ihr Herr endlich erlöst worden waren.

Nun erzählte der Jüngling dem Tagelöhner, was ihm zugestoßen war: „Ich bin der Sohn eines Königs und wurde samt meinem Gefolge in früher Jugend von einem bösen Zauberer geraubt. Nicht lange danach kam ein anderer Zauberer zu meinem betrüben Vater und versprach, uns zu erlösen. Auch du hast ihn getroffen – es ist der Bettler, der dich hierhergeschickt hat, weil er wusste, dass ich in einen Zwerg verwandelt worden war.“

Sie gingen zusammen weiter und trafen im Wald bald den mächtigen Zauberer, der nun wieder seine wahre Gestalt angenommen hatte. Dieser begrüßte sie, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum Königshof. Der König war überglücklich, das sein Sohn endlich erlöst worden war und schenkte dem Tagelöhner als Dank einen großen Beutel mit Goldstücken. Und der Zauberer sorgte auch noch dafür, dass diese von niemandem gestohlen werden konnten.

So wurde aus dem armen Tagelöhner ein reicher Mann, und er lebte noch viele Jahre vergnügt bis an sein Ende.

33 Besenwurf, Bürstenwurf, Kammwurf

Auf einem Schloss lebte einst ein Graf, dessen Frau ein goldenes Kreuz auf der Stirn hatte. Ihre Tochter Adelheid hatte dasselbe Zeichen auf der Stirn. Als sie zwanzig Jahre alt war, starb ihre Mutter plötzlich. In ihrer Trauer und ihrem Schmerz schlossen der Graf und seine Tochter sich in ihre Gemächer ein und ließen nur noch selten jemanden zu sich.

Nach einem Jahr rief der Graf seine Tochter zu sich und sagte zu ihr: „Liebes Kind, du weißt, wie sehr ich deine Mutter geliebt habe. Aber ich kann nicht ohne Gemahlin leben. Deshalb ziehe ich morgen in die weite Welt hinaus und suche eine Frau, die wie deine selige Mutter ein goldenes Kreuz auf der Stirn hat. Finde ich binnen Jahr und Tag keine, auf die das zutrifft, so werde ich dich heiraten.“

Bestürzt vernahm Adelheid diese Worte und kehrte schweigend in ihr Gemach zurück. Am nächsten Morgen reiste ihr Vater ab und versprach, binnen Jahr und Tag zurückzukehren.

Adelheid dachte lange über die Worte ihres Vaters nach und fragte sich, ob es wohl möglich wäre, dass er tatsächlich eine Frau mit einem Kreuzzeichen auf der Stirn fand. Da fiel ihr ein, dass ihre Mutter ihr einmal erzählt hatte, außer ihr und Adelheid habe niemand auf der ganzen Welt ein solches Kreuz auf der Stirn.

Also beschloss Adelheid, das väterliche Schloss zu verlassen. Denn lieber wollte sie sich ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit verdienen als den Frevel zu begehen, ihren Vater zu heiraten. Sie weihte nur einen Diener namens Gotthold ein, der ihr treu ergeben war, und traf Vorbereitungen für ihre Abreise. Ihren Schmuck, ihr Gold und ihre Kleider nahm sie mit. Mitten in der Nacht brach sie mit ihrem Diener auf, und sie fuhren so lange, bis sie in eine große Stadt kamen. Dort mietete Adelheid ein Häuschen und zog dort mit ihrem Diener ein.

Da sie beschlossen hatte, sich ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, suchte Gotthold in der Stadt einen Dienst für seine Herrin. Er erfuhr, dass im Schloss des Fürsten Adolf ein Küchenmädchen gesucht wurde. Also ging er zum Koch und fragte ihn, ob dieser seine Nichte – als die er die Grafentochter ausgab – in Dienst nehmen wolle. Der Koch war damit einverstanden, und erfreut kehrte der treue Diener zu seiner Herrin zurück, um ihr die gute Nachricht mitzuteilen.

Adelheid färbte sich das Gesicht, den Hals und die Hände mit Ruß, verbarg ihr goldenes Kreuz und ihr schönes Haar unter einem großen Kopftuch, zog statt ihrer prachtvollen

Gewänder alte, schmutzige, zerrissene Kleider an und meldete sich beim Koch. Sie bekam eine kleine Kammer zugewiesen, in der sie schlief und ihre Sachen aufbewahrte.

Die Zeit verging, und allmählich gewöhnte Adelheid sich an den Dienst, auch wenn sie die schwere Arbeit anfangs nicht gewohnt war. Den Fürsten hatte sie bis dahin noch nicht zu Gesicht bekommen. Doch eines Tages lud dieser alle seine Freunde und Bekannten zu einem großen Ball ein.

Am Morgen des Balltages kehrte Adelheid gerade die Treppe. Da kam der Fürst, ohne dass sie ihn bemerkte, herauf und warf den Kehrichteimer um, sodass seine Stiefel ganz schmutzig wurden. Adelheid lief davon, weil sie Angst hatte, bestraft zu werden. Aber noch ehe sie sich aus dem Staub machen konnte, riss ihr der zornige Fürst den Besen aus der Hand und warf ihn ihr hinterher.

Als sich abends die Säle allmählich mit Menschen füllten, ging Adelheid zum Koch und bat ihn, sich den Ball ansehen zu dürfen. Dieser erwiderte jedoch: „Nein, nein, das kann ich dir auf gar keinen Fall erlauben. Wenn das dem Fürsten zu Ohren käme!“ Adelheid bat aber so lange, bis er endlich nachgab und es ihr erlaubte.

Adelheid ging nun in Gottholds Häuschen, kleidete sich um, wusch sich den Ruß ab und fuhr in einer prächtigen Kutsche zum Schloss des Fürsten. Als die Gäste den prunkvollen Wagen sahen, liefen ihr alle entgegen und riefen: „Schaut nur – was für eine schöne Fremde!“ Auch Fürst Adolf eilte herbei, half Adelheid galant aus der Kutsche und geleitete sie die Treppe hinauf. Den ganzen Abend musste sie mit ihm tanzen, und auch an der Tafel saß sie neben ihm. Nach dem Essen fragte er sie, wie sie heiße und woher sie sei. „Ich heiße Adelheid und bin aus Besenwurf“, antwortete die Grafentochter darauf.

Um Mitternacht verließ sie den Ball, schlich sich unbemerkt in ihre kleine Kammer, zog sich schnell wieder um und färbte sich Gesicht, Hals und Hände wieder mit Ruß.

Am nächsten Morgen suchte der Fürst auf all seinen Landkarten Besenwurf, konnte es jedoch nirgends finden. Er wollte die schöne junge Frau unbedingt wiedersehen; da er aber nicht wusste, wo sie wohnte, so lud er seine Freunde und Bekannten zu einem zweiten Ball ein.

Am Morgen des zweiten Balltages bürstete Adelheid eben Kleider aus, als der Fürst die Treppe heraufkam. Sie hatte ihn nicht kommen sehen und drehte sich erschrocken um. Dabei fiel ihr die Bürste aus der Hand und dem Fürsten auf die Zehen. Zornig hob dieser die Bürste auf und warf sie nach der bestürzten Grafentochter.

Abends erlaubte ihr der Koch wieder, sich den Ball anzusehen, und alles war wie beim ersten Mal. Der Fürst sagte zu ihr, dass er Besenwurf nirgends habe finden können, worauf Adelheid erwiderte: „Da könnt Ihr auch lange suchen – ich habe schließlich Bürstenwurf gesagt.“

Wieder tanzten sie den ganzen Abend miteinander, und wieder verließ Adelheid um Mitternacht den Ball.

Am nächsten Morgen suchte der Fürst auf seinen Landkarten Bürstenwurf, konnte aber auch diesen Ort nirgends finden. Um die schöne Fremde wiederzusehen, lud er seine Freunde und Bekannten nun zu einem dritten Ball ein, der noch glänzender als die beiden ersten sein sollte.

Am Ballabend, als das Fest gerade begonnen hatte, kämmte sich Adelheid gegen ihre Gewohnheit im Schloss die Haare. Der Fürst, missmutig, dass die fremde Dame noch nicht da war, ging eben die Treppe hinunter, als Adelheid den Kamm fallen ließ. Fürst Adolf hob ihn auf und warf ihn dem vermeintlichen Küchenmädchen an den Kopf.

Adelheid eilte zu Gottholds Häuschen, kleidete sich rasch um und kehrte ins Schloss zurück. Wieder tanzte sie den ganzen Abend lang mit Fürst Adolf. Als sie an der reichgedeckten Tafel saßen, sagte der Fürst zu Adelheid, dass er auch Bürstenwurf nirgends habe finden können. Darauf erwiderte sie: „Das glaube ich gern – ich habe ja auch Kammwurf gesagt.“ Er wollte das nicht glauben, doch sie stritt so lange mit ihm, bis er nachgab. Auch diesmal verließ Adelheid um Mitternacht wieder den Ball, zuvor jedoch steckte der Fürst ihr heimlich einen Ring an den Finger.

Am nächsten Morgen fühlte der Fürst sich nicht wohl und befahl dem Koch, ihm eine Suppe zu kochen. Dieser gab in der Küche Bescheid, und Adelheid bat ihn, selbst die Suppe kochen zu dürfen. Der Koch aber sagte: „Wenn du etwas in die Suppe tust, was nicht hineingehört, werde ich dafür bestraft werden.“ Worauf sie entgegnete: „Ich werde nichts Unrechtes hineintun.“ Also kochte sie die Suppe und warf unbemerkt den Ring hinein, den der Fürst ihr am Abend zuvor an den Finger gesteckt hatte.

Der Fürst nahm sich selbst von der Suppe und hörte dabei etwas klirren. Er rührte mit dem Suppenschöpfer herum und fischte schließlich den Ring heraus. Verwundert ließ er den Koch rufen und fragte ihn, wer die Suppe gekocht habe. „Das Küchenmädchen“, war die Antwort. Daraufhin befahl der Fürst dem Koch, dieses sogleich zu holen.

In aller Eile zog Adelheid das Kleid an, das sie am Abend zuvor getragen und in ihrer Kammer aufbewahrt hatte, und als der Fürst sie erblickte, erkannte er in ihr seine Tanzpartnerin wieder. Nun musste Adelheid ihm haarklein alles erzählen, und der Fürst war

so entzückt von ihr und ihrem Mut, dass er sie bat, seine Frau zu werden. Freudig willigte Adelheid ein, und bald darauf wurde Hochzeit gefeiert.

Unterdessen war Adelheids Vater heimgekehrt. Wie seine Tochter befürchtet hatte, hatte er keine Frau mit einem goldenen Kreuz auf der Stirn finden können. Doch da Adelheid schon verheiratet war, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen.

34 Der klingende Baum, der sprechende Vogel und das goldene Wasser

Es war einmal ein junger Königssohn, der nach dem Tod seines Vaters König wurde. Bald darauf heiratete er, da er eine Königin an seiner Seite haben wollte. Er wählte sich jedoch eine andere Frau zur Gemahlin, als seine Mutter für ihn vorgesehen hatte. Und ohne es zu wissen, zog er sich damit die Feindschaft seiner Mutter zu.

Nicht lange nach der Hochzeit musste der junge König in einen Krieg ziehen, der drei Jahre dauern sollte. Als er aufbrach, war seine Frau guter Hoffnung und schenkte schließlich zwei schönen Knaben das Leben.

Nun sah die Mutter des Königs die Stunde der Rache gekommen. Sie schrieb ihrem Sohn, dass zwei Missgeburten geboren worden waren; allerdings erwähnte sie in dem Brief nicht, wer diese zur Welt gebracht hatte. Der junge König schrieb zurück, die Mutter der beiden solle in den Hungerturm gesperrt und die zwei Missgeburten auf dem See ausgesetzt werden. Daraufhin ließ die Mutter des Königs ihre ungeliebte Schwiegertochter in den Hungerturm sperren. Die zwei Knaben aber ließ sie in einem Körbchen auf dem See aussetzen.

Ihre bösen Pläne wurden jedoch vereitelt. Denn täglich erschien ein Engel im Hungerturm und versorgte die junge Königin mit Nahrung. Und auch die beiden Knaben wurden auf wundersame Weise gerettet. Denn in der Nähe des Schlosses gab es einen schönen Garten, und als der Gärtner zum See ging, um Wasser zu holen, fand er das Körbchen und sah die zwei Knaben. Voll Freude lief er zu seiner Frau und sagte: „Jetzt hat uns der liebe Gott also doch noch Kinder geschenkt!“ Er zog sie auf, als wären sie seine eigenen, und als die beiden heranwuchsen, brachte er ihnen das Gärtnerhandwerk bei.

Nach drei Jahren kehrte der König schließlich aus dem Krieg heim, und als seine Frau nicht herbeieilte, um ihn zu begrüßen, fragte er sogleich, wo sie denn sei. Da teilte ihm seine Mutter mit, dass er ja selbst befohlen habe, sie in den Hungerturm zu sperren, weil sie zwei Missgeburten das Leben geschenkt hatte. Der König glaubte seiner Mutter, vor allem, als sie ihm genau beschrieb, wie die Kinder ausgesehen hatten: Der eine Knabe habe einen Ochsenkopf gehabt und der andere einen Pferdekopf.

Ab da fand der König jedoch keine Ruhe mehr. Als er eines Abends am Hungerturm vorüberging, sah er ganz oben ein Leuchten. Er ging zum Turmwächter und ließ sich die

Schlüssel geben. Als er zu der Zelle kam, wo er das Leuchten gesehen hatte, blickte er durchs Schlüsselloch und sah seine Frau und einen Engel, der neben ihr stand. Er öffnete die Tür, und der Engel verschwand. Der König fiel seiner Frau um den Hals und bat sie unter Tränen um Verzeihung. Dann fragte er sie, ob es wahr sei, dass sie zwei Missgeburten zur Welt gebracht habe. Als sie dies verneinte, kehrte er mit ihr ins Schloss zurück und warf seine böse Mutter in den Hungerturm, in den diese ihre Schwiegertochter so lange eingesperrt hatte.

Der König tat nun alles, um herauszufinden, was mit seinen beiden Söhnen geschehen war. Doch er konnte nicht das kleinste Bisschen über sie in Erfahrung bringen.

Der alte Gärtner war unterdessen gestorben, und weil die zwei Knaben, die er an Kindes statt angenommen hatte, ihr Handwerk so gut verstanden, holte der König sie als Gärtner für den Schlossgarten. Darüber freuten sich die beiden Brüder sehr und wollten dem König zum Dank etwas ganz Besonderes schenken. Sie beschlossen daher, ihm für seinen Garten den klingenden Baum, den sprechenden Vogel und das goldene Wasser zu verschaffen. Schon viele hatten versucht, in den Besitz dieser drei Dinge zu gelangen, aber bis jetzt war dies noch keinem gelungen.

Der um eine Stunde ältere Bruder machte sich als Erster auf den Weg. Als er einen Einsiedler traf, fragte er diesen, ob er schon einmal von diesen drei Dingen gehört habe und ob er wisse, wie er sie wohl in seinen Besitz bringen könne.

Der Einsiedler sagte: „Es sind schon Hunderte zu mir gekommen, die mich das Gleiche gefragt haben wie du. Doch keiner von ihnen ist je zurückgekehrt, weil sie dem Vogel nicht gehorcht haben.“

Der junge Gärtner bat den Einsiedler, er möge ihm den Weg zeigen und versprach ihm, dem Vogel zu gehorchen.

„Auf diesem Weg“, sagte der Einsiedler und deutete in die Richtung, „gehst du so lange weiter, bis du den Baum klingen hörst.“

Der Jüngling tat, wie ihm geheißen, und nachdem er drei Tage gegangen war, hörte er wirklich das Klingen des Baumes. Bevor er jedoch zu dem Baum kam, musste er ein Feld überqueren, das voller Steine war, die wie Menschen aussahen.

Auf einmal hörte er eine Stimme, die sagte: „Guten Morgen, junger Mann, was willst du?“

Er blickte sich um und sah den sprechenden Vogel, der in einem Körbchen auf dem klingenden Baum saß. „Ich will dich“, sagte der junge Gärtner, „den klingenden Baum und das goldene Wasser.“

Daraufhin sagte der Vogel: „Brich dir einen Ast ab und nimm mich samt dem Körbchen vom Baum. Dann geh zu dem Felsen hinüber. Dort liegt ein Schlüssel. Nimm ihn und schließe die Tür im Felsen auf. Fülle das Gefäß, das du im Inneren des Felsens findest, mit dem goldenen Wasser. Wenn du den Felsen wieder verlässt, darfst du dich aber nicht umdrehen, sondern musst einfach weitergehen.“

Doch kaum war der junge Gärtner wieder ins Freie getreten, folgten ihm die menschenähnlichen Steine und schrien: „Bruder, nimm mich mit!“ Als er das Geschrei hörte, drehte er sich um und wurde auf der Stelle in Stein verwandelt.

Sein Bruder wartete unterdessen ungeduldig und mit bangem Herzen auf ihn, und als der Ältere nicht zurückkam, machte er sich ebenfalls auf den Weg. Auch er traf den Einsiedler und fragte diesen, ob er seinen Bruder gesehen habe und ob er den Weg zu dem klingenden Baum kenne.

„Oh ja“, antwortete der Einsiedler, „er hat mich nach dem Weg gefragt wie du. Aber ich habe ihn nie wiedergesehen. Er wird dem Vogel wohl nicht gehorcht haben, und deswegen ist er nicht mehr zurückgekehrt.“

„Welchen Weg muss ich nehmen, um zu dem klingenden Baum zu kommen?“, fragte der jüngere Bruder.

Der Einsiedler zeigte ihm den Weg und sagte ihm das Gleiche, was er seinem Bruder gesagt hatte.

Nachdem er drei Tage gegangen war, hörte der Jüngling das Klingen des Baumes und kam zu dem Feld mit den Steinen. Als er diese sah, dachte er, es seien Menschen und berührte sie; es waren aber wirklich bloß Steine. Der Vogel wünschte ihm einen guten Morgen und fragte ihn, was er wolle. „Ich will dich“, sagte der jüngere Bruder, „den klingenden Baum und das goldene Wasser.“

Er musste nun das Gleiche tun wie zuvor sein Bruder. Als er aus dem Inneren des Felsens wieder ins Freie trat, folgten ihm die menschenähnlichen Steine und schrien: „Bruder, nimm

mich mit!“ Er aber ging einfach weiter und kümmerte sich nicht um das Geschrei, obgleich es immer lauter wurde.

Auf einmal wurde ihm jedoch so ängstlich zumute, dass er zu Boden sank. Aber er drehte sich noch immer nicht um. Bald erholte er sich wieder, und als er aufstand, sah er, dass Hunderte Menschen, die er erlöst hatte, um ihn herumstanden. Zu seiner großen Freude erblickte er unter ihnen auch seinen Bruder, und glücklich fielen die beiden einander in die Arme. Danach kehrten sie mit dem Ast des klingenden Baumes, dem Vogel und dem goldenen Wasser nach Hause zurück.

Als sie im Schlossgarten ankamen, sagte der Vogel zu ihnen: „Pflanzt den Ast in die Erde, grabt daneben eine kleine Grube und stellt das Gefäß mit Wasser hinein; mich aber hängt mit dem Körbchen an den Ast und begeht euch zur Ruhe. Bis morgen früh wird alles so sein, wie ihr es euch wünscht.“

Als die Brüder in der Früh erwachten, hörten sie schon das Klingen des Baumes, und das goldene Wasser floss über einen hohen Felsen herab. Der König, der das Klingen ebenfalls vernahm, fragte, was das denn sei; doch niemand konnte es ihm sagen. Da ging er selbst in den Garten hinunter und staunte nicht wenig, als er den Baum, das Wasser und den Vogel sah. Er bewunderte deren Schönheit und freute sich daran.

Da sagte der Vogel: „Aber eines ist nicht schön.“

„Und was ist das?“, wollte der König wissen.

Der Vogel antwortete: „Dass der König seine Söhne als Gärtner für sich arbeiten lässt.“

„Wie meinst du das?“, fragte der König verwundert.

Da erzählte ihm der Vogel, der alles wusste, was in der Welt vor sich ging, was geschehen war. Der König und die Königin freuten sich unbändig darüber, ihre beiden Söhne wiedergefunden zu haben, und nun fehlte nichts mehr zu ihrem Glück.

35 Die zwei Schustersöhne

Einmal ging ein Schuster fischen und fing drei Karpfen, von denen jeder aber nur ein paar mickrige Kilo wog. Auf dem Heimweg verlor er einen Fisch, der daraufhin „Halt an!“ rief. Der Schuster sagte: „Dich mag ich nicht, weil du schreien kannst“, ließ den Karpfen liegen und ging weiter. Mit dem zweiten Fisch geschah dasselbe. Als er jedoch auch den dritten verlor und wieder sagte, er wolle ihn nicht, da bat der Fisch: „Nimm mich mit nach Hause, es wird dein Schaden nicht sein.“

„Was kannst du mir schon nützen, du armseliger Fisch?“, antwortete der Schuster.

Doch der Karpfen erwiderte: „Nimm mich nur mit nach Hause und tue, was ich dir sage: Schneide mir als Erstes den Bauch auf. Du wirst darin auf der einen Seite einen Klumpen Gold und auf der anderen einen Stein finden. Grabe den Stein unter einem Baum ein. Das Gehirn gib deiner Frau, und sie wird dir zwei Knäblein mit goldenen Haaren gebären. Den Kopf gib deinem Pferd, und es wird dir zwei Fohlen mit goldenen Mähnen schenken. Die Schwanzflosse aber gib deinem Hund, und er wird zwei Welpen mit goldenem Fell bekommen.“

Der Schuster nahm den Fisch und trug ihn nach Hause. Dort tat er, wie dieser ihm geheißen hatte, und es geschah wirklich alles so, wie der Fisch es versprochen hatte. Da der Schuster durch den Klumpen Gold wohlhabend geworden war, konnte er seine beiden kleinen Söhne, denen er die Namen Hans und Seppl gab und die einander sehr ähnlich sahen, in die Schule schicken. Eines Tages begegnete er zufällig dem Schullehrer, und dieser fragte ihn, warum er seine beiden Söhne nicht in die Schule schicke. Der Schuster wunderte sich sehr über diese Frage, und als er nach Hause kam, fragte er Hans und Seppl, wo sie denn in die Schule gingen. Diese antworteten, sie dürften es ihm erst sagen, wenn sie zwölf Jahre alt wären.

Die beiden lernten eifrig, und als sie zwölf Jahre alt geworden waren, sagten sie ihrem Vater, dass sie bei dem Baum in die Schule gegangen waren, unter dem er damals den Stein vergraben hatte.

Nun wollten die beiden Knaben in die weite Welt hinausziehen und verlangten von ihrem Vater, jedem von ihnen ein Pferd und einen Hund mitzugeben. Aber ihr Vater wollte nichts davon wissen, weil er seine Söhne gerne noch länger bei sich behalten hätte. Doch es dauerte nicht lange, und die beiden nahmen sich eines Nachts jeder ein Pferd mit goldener Mähne und einen Hund mit goldenem Fell und ritten auf und davon.

Als sie schon ziemlich weit geritten waren, sagte Hans: „Mein lieber Seppl, wir müssen uns jetzt trennen. Denn wir sehen und erleben immer beide das Gleiche, und das kann so nicht weitergehen. Ich steige jetzt auf diese hohe Eiche hinauf und mache zwei Wege ausfindig.“ Gesagt, getan. Als er oben angelangt war, sah er in der Ferne ein Licht, stieg wieder vom Baum herunter und sagte zu seinem Bruder: „Diesen Weg hier nehme ich, und jenen dort kannst du nehmen. Damit wir aber wissen, wie es dem anderen geht, stecken wir jeder eine Rose auf diese Eiche. Kommt nun einer von uns zurück, und die Rose des anderen ist welk, so weiß er, dass der andere krank ist; ist sie jedoch verdorrt, so weiß er, dass der andere gestorben ist.“ Nun trennten sich die beiden, und jeder machte sich allein auf den Weg.

Hans war noch nicht lange unterwegs gewesen, als er zu einem Wirtshaus kam. Er fragte den Wirt, was es Neues gebe. „Was soll es schon geben?“, antwortete dieser. „Nicht viel, außer dass unser König gerade ein Turnier abhält, wo jeder mit den Verehrern seiner drei Töchter kämpfen kann. Und wer einen davon besiegt, bekommt die jeweilige Tochter zur Frau und wird obendrein König.“

„Sieh mal einer an“, dachte sich Hans, „ich kann ja auch fechten – daran nehme ich teil.“ Er ließ sein Pferd und seinen Hund beim Wirt, tauschte seine schönen Kleider gegen ein zerlumptes Gewand, das er sich vom Hausknecht lieh und begab sich zum Turnierplatz, wo das Turnier bereits begonnen hatte. Viele Männer hatten schon mit dem Verehrer der ältesten Königstochter gekämpft, doch keinem war es gelungen, ihn zu bezwingen. Nun war nur noch Hans übrig.

Als der Höfling den zerlumpten Herausforderer sah, lachte er und sagte zu seinen Freunden: „Na, mit dem werde ich bald fertig sein.“ Aber Hans war geschickter als er und durchbohrte seine Schulter mit dem Degen. Als die Königstochter sah, dass dieser zerlumpfte Jüngling ihr Mann werden sollte, sagte sie zu ihrem Vater: „Den mag ich nicht.“ Und zu Hans sagte sie: „Bist du stattdessen mit 500 Gulden zufrieden?“

„Oh ja, warum denn nicht?“, antwortete dieser. „Es gibt ja noch zwei andere Schwestern.“ Dann nahm er das Geld in Empfang.

Nun betrat der Verehrer der mittleren Königstochter den Turnierplatz, wurde aber von keinem bezwungen. Auch dieser Höfling musterte Hans verächtlich, als er in seinen Lumpen vortrat. Zur Strafe für seine Überheblichkeit hieb Hans ihm den linken Arm ab. Weil auch die mittlere Königstochter ihn nicht zum Mann haben wollte, bekam er wieder 500 Gulden, die er mit den Worten „Es gibt ja noch eine Schwester“ fröhlich einstrich.

Jetzt war der Verehrer der jüngsten Königstochter an der Reihe. Auch er besiegte alle seine Gegner – bis auf den letzten, Hans. Dieser blieb nämlich auch diesmal siegreich und hieb dem Höfling einen Fuß ab. Diesmal war es jedoch anders als die beiden Male zuvor. Denn der jüngsten Königstochter gefielen die goldenen Haare und das rotwangige Gesicht des Jünglings, und sie willigte ein, seine Frau zu werden.

Man wollte Hans nun schöne Kleider geben, doch er wies sie dankend zurück. Er bat um die Erlaubnis, sich kurz entfernen zu dürfen, kehrte in das Wirtshaus zurück, zog wieder seine schönen Kleider an und ritt mit seinem Pferd und dem Hund zum Schloss zurück. Wie staunten da alle, als sie den künftigen jungen König auf seinem Pferd mit der goldenen Mähne daherreiten sahen, während sein Hund mit dem goldenen Fell daneben herlief und die goldenen Locken des Jünglings in der Sonne glänzten. Da sahen die beiden älteren Schwestern, worauf sie verzichtet hatten, und der Neid fraß sie.

Bald darauf feierten die jüngste Königstochter und Hans Hochzeit, und das junge Paar genoss die ersten Wochen seiner Ehe. Der Neid der ältesten Schwester wurde jedoch so groß, dass sie begann, finstere Pläne zu schmieden, um den jungen König zu beseitigen. Schließlich ging sie zu einer Hexe, die in einem großen Wald außerhalb der Stadt hauste, und fragte diese, ob sie nicht ein Mittel wisse, den jungen König loszuwerden.

„Gib mir 300 Gulden“, sagte die Hexe, „und veranstalte eine Jagd in diesem Wald. Dann will ich schon dafür sorgen, dass niemand ihn je wieder zu Gesicht bekommt.“

Die älteste Königstochter ging auf diesen Vorschlag ein und ließ eine Jagd veranstalten. Die Hexe setzte sich in einem entlegenen Teil des Waldes auf einen hohen Baum. Als der junge König vorüberritt und die alte Frau dort oben sitzen sah, rief er ihr zu: „Was tust du da oben? Steig herab!“

„Ach, mein Herr“, antwortete die listige Alte, „ich traue mich nicht, der Hund könnte mich beißen.“

„Steig nur herab“, erwiderte Hans, „der Hund tut dir nichts.“

„Ach nein, mein Herr“, wiederholte die Hexe, „lieber nicht. Er wird mich bestimmt beißen. Aber nehmt die Rute, die ich Euch gleich hinabwerfe, und schlagt damit um euch, damit der Hund davonläuft.“

Der junge König tat, worum sie ihn gebeten hatte, doch im selben Augenblick verschwand er samt seinem Pferd und seinem Hund.

Die Nachricht von seinem Verschwinden verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt, und groß war die Trauer um den jungen König.

Hans' Bruder Seppl hatte unterdessen seine eigenen Abenteuer bestanden. Eines Tages kam er zu der hohen Eiche zurück, wo er sich von Hans getrennt hatte, um nachzusehen, wie es seinem Bruder wohl ging. Da sah er zu seinem Entsetzen, dass Hans' Rose verdorrt war. ‚Armer Hans‘, dachte er sich, ‚du hast also sterben müssen. Doch ich will wenigstens herausfinden, wo und wie du ums Leben gekommen bist.‘ Und er schlug denselben Weg ein, den Hans gegangen war, nachdem sie sich getrennt hatten.

Als er in die Stadt kam, waren sämtliche Fenster schwarz verhängt, und alles war in Trauer. Als er in das Wirtshaus einkehrte, in dem sein Bruder vor dem Turnier seine Kleider zurückgelassen hatte, fragte er den Wirt, was dies zu bedeuten habe. ‚Wie könnt Ihr bloß fragen?‘, sagte der Wirt. ‚Wisst Ihr denn nicht, dass unser junger König verschwunden ist? Aber mir scheint, Ihr stellt Euch nur dumm – denn Ihr selbst seid ja der König!‘

Da ahnte Seppl, dass der junge König wohl sein Bruder Hans sein musste. Er ging daher ins Schloss und wurde dort mit großer Freude empfangen, weil alle glaubten, der König sei endlich zurückgekehrt. Doch Seppl selbst war todtraurig, denn er wusste ja, dass Hans gestorben war. Auch die Frau seines Bruders war überglücklich, ihn zu sehen – denn auch sie hielt ihn für Hans – und fragte ihn, warum er so traurig sei. Da sagte Seppl, er sei nicht der junge König, sondern sein Bruder.

Die älteste Königstochter war gleich, nachdem Seppl ins Schloss gekommen war, in den Wald geeilt, um die Hexe zur Rede zu stellen und ihre 300 Gulden zurückzuverlangen. Denn schließlich war der junge König ja wieder zurückgekehrt.

‚Du Närrin‘, sagte die Alte zu ihr, ‚das ist ja sein Bruder! Veranstalte nur wieder eine Jagd, dann ich will schon dafür sorgen, dass auch er verschwindet.‘

Und wirklich brachte es die neidische Schwester zuwege, dass man erneut eine Jagd veranstaltete.

Als Seppl nun zu der Stelle kam, wo sein Bruder verschwunden war, rief er der auf dem Baum sitzenden Alten zu, sie solle herabsteigen. Diese erwiderte wieder: ‚Ach, mein Herr, ich traue mich nicht, der Hund könnte mich beißen.‘

Doch Seppl antwortete: „Wenn du nicht von selber herabsteigst, du alte Hexe, dann hole ich dich mit einer Kugel herunter! Du hast meinen Bruder verzaubert. Mache ihn augenblicklich wieder lebendig, oder du bist des Todes.“

Da bekam die Alte es mit der Angst zu tun und bat Seppl, er möge sie nur herabsteigen lassen, dann werde sie seinen Bruder gleich wieder lebendig machen. Als sie vom Baum herabgeklettert war, schlug sie mit einer Rute dreimal auf die Erde, und auf einmal lagen der junge König, sein Pferd und sein Hund dort, alle tot. Nun berührte sie jeden der Reihe nach mit der Rute, und alle drei wurden wieder lebendig.

Voll Freude fielen die beiden Brüder einander um den Hals und kehrten gemeinsam in die Stadt zurück. Es herrschte großer Jubel, als der junge König wieder zurückkehrte, und die jüngste Königstochter schloss ihren Gemahl übergücklich in die Arme. Seppl beschloss, bei seinem Bruder am Königshof zu bleiben, und alle lebten glücklich und vergnügt bis an ihr Ende.

36 Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neunundvierzig

Es lebte einst ein König, der hatte eine schöne Tochter. Von weit und breit kamen Prinzen an seinen Hof, um um ihre Hand anzuhalten. Doch sie wollte um keinen Preis heiraten. Deshalb ließ sie sich von ihren Freiern ein Rätsel aufgeben; konnte die Prinzessin es lösen, bedeutete dies für den Bewerber um ihre Hand den Tod. Auf diese Weise waren schon zahlreiche Prinzen, die waghalsig genug gewesen waren, die Prinzessin heiraten zu wollen, hingerichtet worden.

Auch ein Königssohn aus einem Nachbarland hörte von der wunderlichen Prinzessin und beschloss, sein Glück zu versuchen. Er erzählte aber nur seinem alten Diener, der ihn begleiten sollte, von seinem Vorhaben und verbot diesem, seinem Vater etwas davon zu sagen. Schon am nächsten Morgen wollte er abreisen. Der Diener war dem alten König jedoch treu ergeben und verriet ihm den Plan. Daraufhin ließ der König seinen Sohn zu sich rufen, um ihn davon abzubringen. Doch der Prinz ließ sich nicht umstimmen. Also beschloss der König, seinen Sohn zu vergiften. Denn besser, er starb von der Hand seines Vaters als von Henkershand.

Am nächsten Morgen stand der Prinz früh auf und schwang sich auf sein Pferd. Er wollte die Burg verlassen, ohne seinem Vater Lebewohl zu sagen, weil er befürchtete, dieser würde ihn sonst zurückhalten. Da erschien der König überraschend am Burgtor und reichte seinem Sohn zum Abschied einen Becher. Der Prinz aber ahnte Böses und goss das Getränk heimlich über Kopf und Hals seines Pferdes. Dann rief er seinem Vater einen Abschiedsgruß zu und ritt, gefolgt von seinem Diener, davon.

Nachdem sie eine Weile geritten waren, kamen sie in einen großen Wald, der kein Ende zu nehmen schien. Auf einmal machte das Pferd des Prinzen einen fürchterlichen Satz. Der Prinz verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden, und das Pferd stürzte tot nieder. Denn das Gift hatte Kopf und Hals des Tieres völlig zerfressen. Nun musste der Prinz sich also ein Pferd mit seinem Diener teilen, und die beiden ritten weiter, bis sie zu einer Lichtung kamen. Dort sahen sie eine Schar wild aussehender und bis an die Zähne bewaffneter Männer, die um eine Grube herum standen.

Der Prinz und sein Diener wollten sich unbemerkt in den Wald zurückziehen, doch man hatte sie bereits entdeckt. Einer der Räuber trat hervor und fragte sie freundlich, wohin die Reise gehe. Als der Prinz ihnen sagte, was er vorhatte, lachten ihn die Räuber aus. „Bleib lieber bei

uns“, sagten sie zu ihm. „Wir haben gerade unseren Hauptmann begraben, und wenn du willst, kannst du an seine Stelle treten.“

„Wer weiß, wozu es gut ist“, dachte sich der Prinz und nahm das Angebot an. Abgesehen davon hätten er und sein Diener wohl auch nicht viel gegen neunundvierzig Räuber – denn so viele waren es – ausrichten können. Und so wurde er von der Räuberbande zu ihrem neuen Anführer auserkoren.

Sie brachen auf und zogen durch den Wald, bis sie in ein entlegenes, wildes Tal kamen und dort vor einem Felsbrocken stehen blieben. Einer der Räuber betätigte eine geheime Feder, und sogleich drehte sich der Stein wie eine Tür in ihren Angeln und gab den Blick auf einen Gang frei. Sie traten ein, und der anfangs enge und niedrige Gang wurde immer breiter und war von zahlreichen Fackeln und Lampen erleuchtet. Er mündete in eine geräumige Höhle, von der etliche weitere Gänge abzweigten, die wiederum zu kleineren Höhlen führten. Mitten in der Höhle stand ein langer Tisch, der reich gedeckt war. Die Räuber nahmen Platz, aßen und tranken nach Herzenslust und zogen sich dann in ihre Gemächer zurück.

Ein paar Räuber blieben allerdings bei ihrem neuen Hauptmann, um ihm ihre Reichtümer vorzuführen. Sie zeigten ihm die Schatzkammer, die Waffenkammer und die Stallungen, denn sie hatten auch Pferde. Als er alles gesehen hatte, musste er schwören, sie niemals zu verlassen. Würde er es dennoch tun, so wäre es um ihn geschehen.

Am nächsten Morgen machten sich die Räuber auf, um wie gewöhnlich auf Raubzug zu gehen. Ihren Hauptmann samt seinem Diener ließen sie aber zurück, damit diese sich ausruhen konnten. Dem Diener war angesichts ihrer Lage alles andere als wohl, und er sann auf einen Ausweg. Denn er wusste genauso gut wie sein junger Herr, dass es von hier kein Entkommen gab. Also bat er ihn, die Höhle verlassen zu dürfen und versprach dem jungen Prinzen, bald wieder zurückzukehren.

Er strich eine ganze Weile durch den Wald und kam schließlich durch Zufall zu der Stelle, wo das vergiftete Pferd lag. Da sah er, dass neben dem Kopf des Tieres zwölf tote Raben lagen, die wahrscheinlich von dem vergifteten Kadaver gefressen hatten. Und plötzlich wusste er, wie es ihm vielleicht gelingen würde, seinen Herrn und sich von der Räuberbande zu befreien. Er nahm sein Jagdmesser, schnitt die vergifteten Teile des Pferdekadavers ab und steckte sie samt den verendeten Raben in seine Jagdtasche. Wieder zurück in der Höhle, weihte er den jungen Prinzen in seinen Plan ein und schärfte ihm ein, ja nichts von dem Wildbret zu essen, das er den Räubern auftischen würde. Dann machte er sich daran, mit dem Fleisch, das er aus dem Wald mitgebracht hatte, ein köstliches Mahl zuzubereiten.

Bald darauf kamen die Räuber heim und waren lustig und guter Dinge, weil sie einen guten Fang gemacht hatten. Müde setzten sie sich zu Tisch und ließen es sich schmecken. Doch das Essens bekam ihnen gar nicht gut. Einer nach dem anderen wurde von unerträglichen Bauchkrämpfen ergriffen und erlag bald darauf dem Gift.

Um die Räuber zu täuschen, taten auch der junge Prinz und sein Diener so, als hätten sie entsetzliche Schmerzen. Sie warteten, bis alle Räuber regungslos dalagen und machten sich dann auf den Weg zu den Stallungen. Dort wählten sie die zwei schönsten Pferde aus und ließen die restlichen frei. Danach warfen sie die Leichen der neunundvierzig Räuber in einen Wildbach, der am Felsbrocken vorbeifloss und machten sich wieder auf den Weg.

Bald erreichten sie das Ende des Waldes, und das Ziel ihrer Reise – die Stadt, in der die Prinzessin lebte – lag vor ihnen. Der Prinz wurde vom König freundlich empfangen. Als er ihm jedoch sagte, dass er gekommen sei, um der Prinzessin ein Rätsel aufzugeben, wurde der König sehr traurig und bat ihn, wieder nach Hause zurückzukehren. Aber der Prinz ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, und bald darauf trat er vor die Prinzessin und sagte: „Ich gebe euch ein Rätsel auf. Sagt mir, was folgende Worte bedeuten: Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neunundvierzig.“

So ein schwieriges Rätsel war der Prinzessin noch nie untergekommen, und sie bat den Prinzen um eine Frist von drei Tagen, um darüber nachzudenken. Der Prinz willigte ein, und ihm und seinem Diener wurden daraufhin einige Gemächer im Schloss zugewiesen. Doch so sehr die Prinzessin auch hin und her überlegte – sie kam einfach nicht hinter des Rätsels Lösung. Als sie sich keinen anderen Rat mehr wusste, beschloss sie, zu einer List zu greifen und den Diener des Prinzen zu bestechen. Sie hoffte, auf diese Weise die Lösung des Rätsels herauszufinden. Also schickte sie ihren Kammerdiener, der ein kluger Kopf war, zu ihm, damit er ihm die Lösung entlockte.

Der Kammerdiener nahm zur Sicherheit einen Krug mit schwerem Wein mit, um den Diener betrunken zu machen, doch vergeblich. Denn der alte Diener trank den schwächlichen Kammerdiener unter den Tisch, bis dieser das Bewusstsein verlor. Dann schnitt er ihm den Knebelbart ab, um einen Beweis für die List der Prinzessin zu haben.

Aber die Prinzessin gab nicht auf und schickte als Nächstes ihren Kutscher los. Dieser war im Gegensatz zum Kammerdiener ein riesiger Kerl, mit dem nicht zu spaßen war. Doch auch ihm erging es nicht besser als seinem Vorgänger, und er sank vom Wein betäubt zu Boden. Da holte der alte Diener sein Rasiermesser hervor und schor ihm den Kopf kahl.

Daraufhin beschloss die Prinzessin, selbst ihr Glück zu versuchen. Das kam jedoch dem Diener zu Ohren, und er sagte es seinem Herrn. Dieser tauschte daraufhin mit seinem Diener die Rollen und schickte ihn aus dem Zimmer, weil er sich die Prinzessin genauer ansehen wollte. Sie trat ein, und er war so entzückt von ihrer Schönheit, dass er ihr seine Geschichte erzählte – und der Prinzessin damit die Lösung seines Rätsels verriet. Aber da kam der alte Diener ins Zimmer zurück und warf die Prinzessin hinaus, wobei er ihr heimlich einen kostbaren Ring vom Finger zog.

Als die drei Tage um waren, trat der junge Prinz vor die Prinzessin, die ihn schon erwartete. Sie lud ihn ein, sich zu setzen und sagte dann: „Hier ist des Rätsels Lösung: Du bist ein Prinz, und dein Vater wollte dich vergiften. Du hast jedoch das Gift, das er dir reichte, heimlich über dein Pferd gegossen, sodass es an deiner Stelle starb. Zwölf Raben fraßen von dem toten Pferd, und auch sie starben an dem Gift. Und mit ihren Kadavern hast du neunundvierzig Räuber getötet, um ihnen zu entkommen. Habe ich richtig geraten?“

„Ja, das hast du“, erwiderte der Prinz.

Ehe die Prinzessin jedoch das Todesurteil über ihn fällen konnte, trat der alte Diener vor und beschuldigte die Prinzessin, das Rätsel nicht auf ehrliche Weise gelöst zu haben, sondern durch List. Als Beweis zeigte er ihr den Knebelbart, die Haare und den Ring.

Die Prinzessin musste zugeben, dass das stimmte und willigte ein, den Prinzen zum Mann zu nehmen. Doch ob dieser damit einverstanden war, das weiß ich nicht.

37 Hans löst Rätsel

Drei Soldaten, die des Kriegsdienstes überdrüssig waren, verließen einst unerlaubterweise das Heer. Sie nahmen auch noch einen vierten mit, der Hans hieß und den sie überredet hatten, ihnen zu folgen. Da sich die vier Ausreißer bei Tag nicht auf der Straße sehen lassen durften, wanderten sie in der Nacht.

Eines Tages kamen sie spätabends in einen großen Wald, wo sie haltmachten und ein Weilchen rasteten. Nachdem sie einige Stücke altes Brot gegessen hatten, brachen sie wieder auf. Da sahen sie in der Ferne ein Licht. Sie gingen darauf zu, kamen schließlich zu einer Hütte und klopfen an. Ein alter Mann, der niemand anderer als der Teufel war, machte ihnen auf und ließ sie eintreten. Da die Vier keine Ahnung hatten, wer ihnen da seine Tür geöffnet hatte, blieben sie drei Tage dort und ließen es sich gut gehen.

Am dritten Tage jedoch sagte der alte Mann zu ihnen: „Wenn ihr morgen nicht drei Rätsel löst, gehört ihr dem Teufel.“

Da erschrecken die Vier und warteten beklommen auf den nächsten Tag. Aber Hans, der ein gottesfürchtiger Mensch war, ging tiefer in den Wald hinein, kniete nieder und betete zu Gott, er möge ihm beim Lösen der Rätsel beistehen. Er wollte gerade wieder zu seinen Kameraden zurückkehren, als die Luft auf einmal von einem seltsamen Schwirren erfüllt war. Hans blickte empor und entdeckte drei teuflisch aussehende Raben, die sich auf einem Baum niederließen. Neugierig blieb er stehen und betrachtete die Raben. Wie groß war jedoch sein Erstaunen, als einer der drei zu reden anfing.

Er sagte zu den anderen: „Morgen werde ich mein Gefolge um vier Männer vermehren; ich habe nämlich seit drei Tagen vier Gäste, denen ich Rätsel aufgeben werde: Das erste Rätsel wird ein toter Kater sein, der als schöner goldener Sessel in Erscheinung tritt. Wer sich daraufsetzt, gehört mir. Das zweite wird der Kopf eines alten Katers sein, der wie eine goldene Schale aussieht. Wer es wagt, daraus zu trinken, gehört mir. Das dritte wird ein Pferdefuß sein, der in Gestalt eines Schwertes auftritt. Wer es berührt, gehört mir. – Was sagt ihr nun? Habe ich meine Rätsel gut gewählt?“

„Sehr gut!“, bestätigten die beiden anderen Teufel und wünschten ihm viel Glück bei seinem Vorhaben.

Einer der beiden aber fragte den Raben: „Warum bist du dann so traurig, Freund Rabe?“

„Ach“, antwortete der Angesprochene, „der armen Prinzessin geht es sehr schlecht. Sie ist todkrank und muss das Bett hüten. Sie hatte nämlich eine strenge Gouvernante, die ihr nie genug zu essen gab. Deshalb nahm die Prinzessin, als diese einmal gerade nicht im Zimmer war, heimlich ein Stückchen Brot. Als die Gouvernante unerwartet wieder hereinkam, warf die Prinzessin, um sich nicht zu verraten, das Brot auf den Boden und trat darauf. In dem Moment kam eine Kröte ins Zimmer gehüpft, fraß das Brot und verkroch sich unter der Türschwelle. Die arme Prinzessin wurde jedoch krank und immer kränker. Wer sie retten will, muss die Kröte ausgraben und ihr auf den Rücken treten. Daraufhin wird ihr das Brot aus dem Maul springen. Der Retter muss es sodann zu Pulver zerreiben und der Prinzessin ins Essen mengen. Sie wird dann zuerst zwar noch kränker werden, danach aber genesen.“

Als er geendet hatte, flogen die drei Raben davon.

Hans dankte Gott für die Mittel, die er ihm in die Hand gegeben hatte, und machte sich auf den Weg zu seinen Kameraden, die schon voll Ungeduld auf ihn warteten. Er erzählte ihnen jedoch nichts von dem, was er gehört hatte, und als es Abend wurde, legten sich die Vier zur Ruhe.

Am nächsten Morgen kam der Teufel in Gestalt des alten Mannes mit dem ersten Rätsel, einem schönen goldenen Sessel, zu ihnen. Der älteste Soldat, der ein träger Mensch war, wollte den Sessel nehmen und sich daraufsetzen. Hans aber rief gerade noch rechtzeitig: „Tu das nicht! Siehst du denn nicht, dass dieser Sessel in Wirklichkeit ein toter Kater ist?“

Der Alte ging fort und kehrte bald darauf mit einer goldenen Schale mit Wein zurück, die der zweite Soldat, der ein Trunkenbold war, sogleich leeren wollte. Doch Hans sagte schnell: „Was machst du denn da? Das ist ja der Kopf eines alten Katers!“

Erneut ging der Teufel fort und kam diesmal mit einem Schwert zurück. Der dritte Soldat, welcher der draufgängerischste der Vier war, wollte es sogleich ausprobieren. Aber Hans warnte ihn und sagte: „Wage es ja nicht, diesen Pferdefuß zu berühren, sonst bist du verloren.“

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, tat es auf einmal einen gewaltigen Donnerschlag, und die vier ehemaligen Soldaten fanden sich im Freien auf einem Baumstamm sitzend wieder.

Nun erzählte Hans seinen erschrockenen Kameraden, was er im Wald erlebt hatte und schlug ihnen vor, in die Stadt zu gehen, in der die kranke Prinzessin lebte. Sein Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und bald darauf wanderten die Vier fröhlich weiter. Nach langem

Umherirren erreichten sie schließlich die Stadt, in der aus Trauer um die kranke Prinzessin alle Fenster schwarz verhängt waren.

Hans bat seine Kameraden, auf ihn zu warten und verlangte, vor den König gebracht zu werden. Zuerst weigerten sich die Wachen, ihn durchzulassen. Schließlich gelang es Hans aber doch, zum König vorzudringen. Dieser flehte Hans an, seine Tochter zu heilen. Sollte es ihm gelingen, schwor der König, sollte Hans die Königstochter zur Frau bekommen. Sollte er jedoch versagen, so müsse er sterben.

Ungeachtet dieser Drohung machte Hans sich sogleich unverdrossen ans Werk. Er hielt sich an den Rat des Raben und grub als Erstes die Kröte unter der Türschwelle aus. Als er ihr auf den Rücken trat, spuckte sie wirklich das Stück Brot aus. Hans zerrieb es zu Pulver, mengte dieses ins Essen der Königstochter und entfernte sich wieder.

Wie der Rabe es vorhergesagt hatte, wurde die Prinzessin daraufhin noch kränker, als sie es ohnehin schon war. Die Wachen wollten Hans gerade in Ketten legen und in den Kerker werfen, als die frohe Kunde eintraf, dass der Zustand der Prinzessin sich stark gebessert hätte. Und wirklich – als Hans nach ein paar Stunden in ihr Zimmer geführt wurde, sah die Prinzessin schon ganz gesund und munter aus.

Der König hielt seinen Schwur, und als seine Tochter völlig genesen war, heiratete sie Hans, und die beiden feierten fröhlich Hochzeit. Seine Kameraden aber traten in die Dienste des Königs und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

38 Die drei Müllersburschen

Es lebte einst ein reicher Müller, der drei Söhne hatte, die das Handwerk ihres Vaters lernten. Als ihre Lehrzeit vorbei war, zogen sie in die Fremde, um etwas von der Welt zu sehen.

Nachdem sie schon einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt hatten, kamen sie zu einem dichten Wald, der so groß war, dass ihnen nichts anderes übrig blieb, als darin zu übernachten. Auf einmal sahen sie in der Ferne ein Licht und gingen in der Hoffnung, dort eine Hütte zu finden, darauf zu. Als sie näher kamen, sahen sie zu ihrem Erstaunen ein prachtvolles Haus, das hell erleuchtet war. Sie klopfen an, und die Tür öffnete sich mit einem großen Krach wie von Zauberhand von selbst. Die drei Müllersburschen traten ein, und die Tür schloss sich wieder von selbst. Sie gingen weiter und kamen zu einem großen Saal, der ungemein schön und reich ausgestattet war.

Als sie eintraten, war eine große Schar Zwerge gerade damit beschäftigt, einen Tisch zu decken. Kaum erblickten sie die drei Neuankömmlinge, eilten sie herbei, verbeugten sich tief vor ihnen und verließen den Saal. Doch bald darauf kehrten sie wieder zurück und brachten allerlei Speisen mit. Sie stellten sie auf den Tisch, auf dem goldene Messer, Gabeln, Löffel und Teller lagen, und gaben den Fremden durch ein Zeichen zu verstehen, dass sie sich niedersetzen und die Speisen genießen sollten.

Das ließen sich die drei Müllersburschen nicht zweimal sagen, denn sie waren von dem langen Marsch müde, hungrig und durstig. Nachdem sie ihren Hunger gestillt hatten, fragten sie die Zwerge, ob sie vielleicht ein Plätzchen zum Schlafen bekommen könnten. Ihre Frage wurde mit einem Kopfnicken beantwortet. Die Zwerge verschwanden erneut und kamen bald mit drei schönen Betten wieder, die sie nebeneinander aufstellten. Dann verbeugten sie sich ehrerbietig und entfernten sich. Die drei Wanderer entkleideten sich, legten sich nieder, ohne sich groß den Kopf über dieses rätselhafte Haus zu zerbrechen, und schliefen bald ein.

Als sie am nächsten Morgen erwachten, entdeckten sie über der Saaltür eine große Tafel. Darauf stand, dass jeder von ihnen binnen eines Jahres eines von drei Rätseln lösen müsse: Der Älteste müsse sagen, was er esse; der Mittlere, was er trinke; und der Jüngste, worauf er liege. Könnten sie diese Rätsel in der anberaumten Zeit nicht lösen, so würden sie mit Leib und Leben dem Eigentümer des Hauses verfallen.

Die drei Müllersburschen lachten schallend über die dummen Fragen und freuten sich, dass sie ein ganzes Jahr hier verbringen durften, ohne für ihren Lebensunterhalt auch nur einen Finger rühren zu müssen.

So verbrachten sie ein fröhliches, sorgloses Jahr. Sie ließen es sich nach Herzenslust gut gehen und sich von den Zwergen bedienen. Keiner der drei Brüder dachte daran, dass der festgesetzte Tag immer näher rückte. Erst am letzten Abend des Jahres, als die Frist schon fast abgelaufen war, bekamen sie es mit der Angst zu tun. Am meisten fürchtete sich der Jüngste, und in seiner Panik ergriff er die Flucht und ließ seine Brüder in dem prächtigen Haus zurück.

Er irrte eine Weile durch den Wald, wurde aber bald müde und legte sich unter einen Baum, um auszurasen. Plötzlich vernahm er über seinem Kopf ein Zischen, und als er nach oben blickte, sah er eine große Schlange. Er wagte nicht, auch nur einen Mucks zu machen, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Auf einmal wurde aus der einen Schlange eine zweite und dann eine dritte. Da sagte die erste unvermittelt: „Mein Fleisch“, die zweite „Mein Blut“ und die dritte „Auf meinen Beinen“. Danach verschwanden alle drei wieder.

Der Müllersbursche grübelte lange darüber nach, was er da gerade erlebt hatte. Schließlich glaubte er, herausgefunden zu haben, was das alles zu bedeuten hatte. Freudig sprang er auf und eilte zu seinen Brüdern zurück.

Als er an die Tür des prächtigen Hauses klopfte, wurde ihm von einem Riesen geöffnet. Der Jüngste gesellte sich zu seinen Brüdern, und der Riese – dem das Haus offenbar gehörte – stellte ihnen, wie vor einem Jahr angekündigt, die Rätsel.

„Was isst du?“, fragte er den ältesten der drei Brüder.

Dieser antwortete: „Rindfleisch und Braten aller Art.“

Daraufhin berührte der Riese ihn mit einem elfenbeinernen Stab, und der älteste Müllersbursche verwandelte sich in einen Zwerg.

Nun war der mittlere Bruder an der Reihe, und der Riese fragte ihn: „Was trinkst du?“

„Wasser und Wein“, lautete die Antwort.

Und so wurde auch der mittlere Bruder in einen Zwerg verwandelt.

Nun fragte der Riese den jüngsten Bruder: „Worauf liegst du?“

Und dieser gab zur Antwort: „Auf meinen Beinen.“

Zornig stampfte der Riese mit dem Fuß auf und sagte: „Keiner von denen, die je mein Haus betreten haben, konnte bis jetzt dieses Rätsel lösen. Du bist der Einzige, dem dies gelungen ist und hast damit alle erlöst.“ Daraufhin schwenkte der Riese seinen Stab, und unter donnerndem Getöse verschwand er samt dem prachtvollen Haus, und die Zwerge bekamen ihre ursprüngliche Gestalt zurück.

Sie bedankten sich übergücklich bei dem Müllersburschen, dem sie ihre Erlösung zu verdanken hatten, und machten sich auf den Heimweg. Und auch die drei Müllersöhne kehrten zu ihrem Vater zurück und erzählten ihm, was sie erlebt hatten.

39 Die drei Aufgaben

Einst lebte in einer großen Stadt ein mächtiger König, der eine einzige Tochter hatte. Sie war sehr schön, und zahlreiche Prinzen hatten bereits um ihre Hand angehalten. Doch sie hatte alle abgelehnt. Deshalb entschied ihr Vater, sie demjenigen zur Frau zu geben, der die drei Aufgaben löste, die der König ihm stellen würde.

Als die drei Söhne eines Bauern – die Mathias, Jakob und Hans hießen – davon hörten, bekamen auch sie Lust, ihr Glück zu versuchen. Sie beschlossen, sich sogleich auf den Weg zu machen. Nachdem sie sich von ihren Eltern verabschiedet hatten, sagte der älteste Bruder zum jüngsten, der etwas dumm war: „Hans, mach die Tür zu.“ Dieser verstand aber: „Hans, nimm die Tür mit.“ Also hob er die Tür aus den Angeln und trug sie auf seinem Rücken davon. Die beiden anderen kümmerten sich nicht viel um ihren jüngsten Bruder, und es fiel ihnen nicht einmal auf, dass er die Tür auf dem Rücken trug.

Als die Nacht anbrach, wollten sie sich ein Nachtlager suchen und beschlossen, auf einen Baum zu steigen, um vor wilden Tieren sicher zu sein. Erst jetzt sahen die Brüder, dass Hans die Tür mitgebracht hatte und zankten ihn deswegen aus. Dann befahlen sie ihm, die Tür nun auch auf den Baum mitzunehmen. Und wirklich schoben und zogen sie so lange, bis die Tür oben war.

Die drei Brüder suchten sich nun ein halbwegs bequemes Plätzchen und schliefen rasch ein. Bald darauf wurden sie jedoch durch Schüsse geweckt, und zu ihrem großen Schrecken entdeckten sie einige Räuber, die auf den Baum zukamen und sich darunter niederließen. Obwohl sich die Brüder ganz ruhig verhielten, bemerkten die Räuber, dass jemand dort oben war und luden ihre Gewehre, um die drei Brüder herunterzuschießen. Als Hans das sah, bekam er es mit der Angst zu tun und ließ die Tür fallen, welche die Räuber erschlug.

Seine zwei älteren Brüder mussten nun zugeben, dass Hans' Dummheit sie gerettet hatte und behandelten ihn von nun an freundlicher. Die drei blieben die ganze Nacht auf dem Baum sitzen und warteten, dass der Tag anbrach und sie ihren Weg fortsetzen konnten. Kaum fing der Morgen an zu grauen, stiegen die drei Brüder vom Baum herunter und setzten ihren Weg fort. Nach ein paar Stunden kamen sie zum königlichen Schloss, baten um Einlass und erklärten, warum sie gekommen waren.

Da sagte der König: „Zwei von euch können gleich wieder nach Hause gehen. Ich habe nämlich nur eine Tochter, und die braucht auch nur einen Bräutigam.“

Doch keiner der drei wollte weichen, und sie stritten so lange, bis der König schließlich befahl, der Älteste solle dableiben. Er fragte Mathias zuerst, woher er komme und was sein Beruf sei. Dann stellte er ihm als erste folgende Aufgabe: „Von heute an in drei Tagen sollst du auf einem goldenen Schiff gefahren kommen, allerdings nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Land. Es darf aber keine Räder haben, sondern muss sich durch Segel fortbewegen. Gelingt dir das nicht, so hast du dein Leben verwirkt.“

Als Mathias erfuhr, worin die erste Aufgabe bestand, verzagte er. Denn es schien ihm unmöglich, diese Aufgabe zu lösen. Doch dann nahm er all seinen Mut zusammen und ging in den Wald. Er hoffte, der König würde die Aufgabe schon als gelöst betrachten, wenn das Schiff aus Holz und nicht aus Gold war. Also fällte er einen prächtigen Baum und arbeitete Tag und Nacht an dem Schiff. Am dritten Tag war er völlig erschöpft und schaffte es nicht, noch länger gegen den Schlaf anzukämpfen.

Als er wieder erwachte, kam ein alter Mann zu ihm und bat um ein Stück Brot. Mathias schlug ihm diese Bitte jedoch unfreundlich ab und schickte ihn wieder weg. Der Mann entfernte sich und sagte: „Mathias, Mathias, das wirst du bereuen.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, war er auch schon verschwunden. Der Baum aber, der schon beinahe wie ein Schiff ausgesehen hatte, stand wieder in seiner ganzen früheren Pracht vor dem erstaunten Mathias.

Sein Erstaunen verwandelte sich allerdings rasch in Zorn, weil drei Tage Arbeit völlig umsonst gewesen waren. Er ging nach Hause und erzählte seinen Eltern von dem Unglück. Die Frist von drei Tagen war nun vorüber, und da Mathias nicht im Königsschloss erschien, kamen zwei Tage später königliche Boten, um ihn abzuholen. Da Mathias sich vor dem König für sein Versagen nicht rechtfertigen konnte, wurde er zum Tode verurteilt und in den Kerker geworfen.

Als seine Eltern dies erfuhren, waren sie sehr betrübt und verboten den beiden jüngeren Brüdern, um die Königstochter zu werben. Jakob und Hans wollten aber nicht gehorchen, und so ging Jakob ebenfalls in den Wald und suchte einen schönen Baum. Als er diesen gefunden hatte, fing er wie sein Bruder an, aus dem Stamm ein Schiff zu bauen. Nach einer Weile schlief er jedoch ermüdet ein. Da kam ein Kräuterweiblein, weckte ihn und bat um etwas Geld. Jakob fuhr es barsch an und wünschte es zum Teufel. Das Kräuterweiblein schickte sich an, wegzugehen. Vorher sagte es aber noch: „Baum, steh auf!“ Und sogleich stand der Baum in seiner alten Pracht wieder da. Jakob erging es also nicht besser als seinem Bruder, und auch er hatte die Aufgabe nicht gelöst.

Nun war die Reihe am jüngsten Bruder. Auch Hans ging in den Wald, fällte einen prachtvollen Baum und zimmerte daraus fröhlich vor sich hinsingend ein Schiff. Als er damit fertig war, tauchte auf einmal eine hässliche alte Frau auf und verlangte einen Kuss von ihm. Hans ließ sich nicht lange bitten, umarmte die Alte und küsste sie nicht nur einmal, sondern gleich mehrmals.

Da sagte sie zu ihm: „Der Sieg ist dein.“ Daraufhin murmelte sie noch ein paar Worte, und siehe da – plötzlich verwandelte sich das Holz in reines Gold, prachtvolle Segel blähten sich im Wind, und das Schiff setzte sich sogleich in Bewegung.

Es trug Hans auf einen großen Berg namens Kraví hora; hier blieb es stehen und rührte sich nicht mehr vom Fleck. Hans wartete, dass das Schiff sich wieder in Bewegung setzen würde. Doch es verharrte an Ort und Stelle, und Hans knurrte der Magen. Denn das Brot, das seine Mutter ihm mitgegeben hatte, hatte er bereits aufgegessen. Als der dritte Tag schon fast vorbei war und das Schiff sich noch immer nicht in Bewegung gesetzt hatte, rief er verzweifelt: „Frau, komm zu mir!“ Auf einmal hörte er in der Ferne einen Brunnen rauschen; er ging hin und sagte: „Lieber Brunnen, hilf mir!“ Da erschienen auf der Wasseroberfläche die Worte: „Nicht weit von mir liegt eine Pfeife, hebe sie auf und nimm sie auf dein Schiff mit.“

Hans machte sich auf die Suche und fand auch tatsächlich die Pfeife. Er ging damit zu seinem Schiff und fing darauf zu pfeifen an. Da erschien ein Mann und fragte ihn: „Was willst du?“ Hans erzählte ihm von seinem Unglück, und der Mann antwortete: „Wenn du dringend Wasser brauchst, so pfeife nur. Dann komme ich und verschaffe dir welches.“

Bald darauf setzte sich das Schiff wieder in Bewegung und trug Hans auf ein Feld. Hier blieb es erneut stehen. Da kam ein Jäger und gab Hans eine Trompete mit den Worten: „Wenn du irgendetwas brauchst, was ein Jäger dir verschaffen kann, dann blase nur.“ Erneut setzte sich das Schiff in Bewegung und trug Hans diesmal bis zum Schloss des Königs.

Der König sah mit Staunen den Mann und das Schiff, das so vortrefflich über die Felder auf ihn zugesegelt kam. Vor dem Schloss blieb es stehen, und der König lud Hans zu einem fröhlichen Mahl ein.

Als das Mahl beendet war, bat Hans den König um die zweite Aufgabe, und der König sagte: „Stehe auf. Und in der Zeit, die es braucht, dass du dich von deinem Sessel erhebst und aufrecht dastehst, bringe mir einen Krug Wasser.“

Hans erinnerte sich an seine Pfeife, holte sie aus seiner Tasche, pfiff im Aufstehen darauf – und bevor er sich ganz aufgerichtet hatte, stand auch schon ein Krug Wasser auf dem Tisch.

Nun stellte der verblüffte König Hans die dritte Aufgabe. Sie lautete: „Rufe alle Schafe, die ich auf der ganzen Welt besitze, zusammen, damit ich sie mir ansehen kann.“

Hans blies in seine Trompete, und schon tummelten sich im Schloss, im Park, auf den Straßen und in der ganzen Umgebung all die Schafe, die der König besaß.

Hans hatte nun alle drei Aufgaben gelöst, und am nächsten Tag sollte die Hochzeit stattfinden. Die Königstochter wollte Hans jedoch nicht zum Mann haben und bat den König, ihm noch mehr Aufgaben zu stellen. Dieser aber sagte: „Hans hat alle drei Aufgaben gelöst, die ich ihm gestellt habe. Also ist es nur gerecht, dass er jetzt auch seinen Lohn empfängt.“ Es half also alles nichts, und die Königstochter musste Hans heiraten. Am nächsten Tag wurde Hochzeit gefeiert, und Hans und die Königstochter lebten noch lange glücklich und zufrieden miteinander.

40 Der pfiffige Hans

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Mann, der einen Sohn namens Hans hatte. Als dieser größer wurde, musste er sich bei fremden Leuten als Schäfer verdingen. Eine geraume Zeit sorgte er auf diese Weise für sich und seinen Vater, doch plötzlich packte ihn die Wanderlust. Nur draußen in der Welt, so meinte er, könne er sein Glück machen. Also brach er auf und machte sich auf den Weg in eine große Stadt. Als er vom Wandern hungrig und durstig war, kehrte er in großes Gasthaus ein. Dort hörte er, dass der König seine Tochter vermählen wolle und sich jeder um ihre Hand bewerben könne. Hans dachte bei sich: ‚Ein Versuch kostet ja nichts‘, und ließ sich bei Hof anmelden.

Ein paar Tage später mussten sich alle Freier auf einer großen Wiese einfinden. Dort warf die Königstochter so viele Erdäpfel, wie es Bewerber gab, in die Luft. Diejenigen, denen es nicht gelang, einen davon aufzufangen, mussten wieder abziehen; wer aber einen erwischte, der sollte drei Aufgaben lösen, die der König ihm stellte. Es gelang jedoch keinem, und sie mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Wegen seiner niederen Herkunft kam Hans erst nach etlichen Tagen als Letzter an die Reihe.

Die erste Aufgabe, die keiner lösen hatte können, bestand darin, untermits draußen ein paar hundert Hasen zu hüten und sie am Abend vollzählig wieder zurückbringen.

Als Hans davon erfuhr, ging er betrübt in den Wald, denn er hatte nicht die geringste Hoffnung, dass ihm dies gelingen würde. Auf einmal stand eine alte, runzlige Frau vor ihm. Hans wollte schon erschrocken fortlaufen, doch die Frau hielt ihn fest und fragte ihn freundlich, warum er so betrübt sei. Hans meinte, das spiele keine Rolle, es könne ihm ohnehin niemand helfen. Aber um sie loszuwerden, nannte er ihr schließlich doch den Grund. Er wollte gerade weitergehen, als die alte Frau ihn zurückrief und ihm eine kleine Pfeife zuwarf. Hans hatte keine Ahnung, wozu die Pfeife gut sein sollte; dennoch steckte er sie ein und kehrte, da es schon Abend war, nach Hause zurück.

Am nächsten Tag ging er in aller Früh zum Schloss, wo bereits reges Treiben herrschte. Als die Königstochter Hans sah, befahl sie, die Hasen aus dem Stall zu lassen; aber kaum war der letzte draußen, waren sie auch schon wie vom Erdboden verschluckt. Hans lief in die Richtung, in die er sie verschwinden hatte sehen und kam auf eine Wiese, die mitten im Wald lag. Er holte seine Pfeife hervor und pfiff, dass das Echo im ganzen Wald widerhallte. Und im Nu waren alle Hasen wieder da.

Doch die Königstochter, die keinen Schäfer zum Mann haben wollte, wollte auf Nummer sicher gehen und versuchte durch eine List, ihm wenigstens einen Hasen zu entlocken. Sie verkleidete sich als Bauernmädchen, nahm einen Korb und ging zu Hans in den Wald. Hans erkannte sie sogleich, ließ sich aber nichts anmerken, sondern wartete, bis sie bei ihm angelangt war. Sie fragte ihn, ob er Hasen zu verkaufen habe.

Hans antwortete kurz angebunden: „Nein.“

„Und wie kann ich mir einen verdienen?“, wollte sie wissen.

„Indem du mir einen Kuss gibst“, erwiderte Hans keck.

Nach einigem Zögern gab ihm die Königstochter den verlangten Kuss und erhielt dafür den verlangten Hasen. Erleichtert machte sie sich auf den Heimweg. Doch kaum war sie eine Weile gegangen, als Hans aus Leibeskräften zu pfeifen anfang. Hurtig sprang der Hase aus dem Korb und war im nächsten Augenblick auch schon wieder bei der Herde. Die Königstochter hatte jedoch nichts davon gemerkt und entdeckte ihren Verlust erst zu Hause.

Nun beschloss der König, selbst hinzugehen, um Hans einen Hasen abzuluchsen. Er verkleidete sich als Händler und machte sich mit einem Esel und zwei Tragkörben auf den Weg zur Waldwiese. Hans erkannte ihn sogleich, ließ sich aber nichts anmerken und pfiff ruhig sein Liedchen weiter.

„Hast du Hasen zu verkaufen?“, fragte ihn der König.

„Nein“, erwiderte Hans. „Aber wenn du mir einen Gefallen tust, sollst du einen umsonst haben.“

Der verkleidete König frohlockte innerlich und fragte: „Nun, was kann ich für dich tun?“

Hans antwortete: „Gib dem Esel, den du bei dir hast, einen Kuss unter den Schwanz.“

Anfangs sträubte sich der König sehr, tat aber schließlich doch, was Hans verlangt hatte. Er bekam nun seinen Hasen, den er in einen der Tragkörbe steckte, und ging seines Weges. Wenig später ließ Hans seinen Lockruf ertönen, und sogleich war die Hasenherde wieder vollzählig.

Abends trieb Hans seine Herde ins Schloss zurück, und niemand konnte abstreiten, dass er die erste Aufgabe, welche auch die schwerste war, gelöst hatte. Nun kam aber die zweite. Er sollte nämlich ein paar hundert Kilo Erbsen und Fisolen in einer stockfinsternen Kammer voneinander trennen. Er betrat den dunklen Raum, tat einen Pfiff, und sogleich eilten

Tausende Ameisen herbei und machten sich eifrig an die Arbeit. Und nach ein paar Stunden lagen Erbsen und Fisolen fein säuberlich getrennt auf zwei Haufen.

Das verdross den König, und er stellte Hans nun die dritte und letzte Aufgabe: Er sollte Hunderte Eier vom Grunde eines tiefen Sees heraufholen, und zwar in der Nacht. Hans begab sich zum See, pfiiff, und sogleich wimmelte es im Wasser von Fischen, welche die Eier bis Tagesanbruch heraufholten.

Damit hatte Hans alle drei Aufgaben gelöst, und da er ein hübscher Bursche war, willigte die Königstochter schließlich doch ein, ihn zu heiraten. Hans holte seinen alten Vater zu sich und lebte mit seiner Frau noch viele, viele Jahre glücklich und zufrieden.

41 Herr Kluck

Es waren einmal zwei Brüder namens Hans und Sepp, die etwas von der weiten Welt sehen wollten. Also machten sie sich frohgemut auf den Weg. Sie waren schon etliche Wochen gewandert, als sie eines Tages zu einem Schloss kamen. Da keine Wachen davorstanden, nahmen sie all ihren Mut zusammen und traten ein.

Sie sahen sich um und kamen schließlich in einen großen Saal, in dem sich ein Schrank mit Schubladen befand. Eine davon stand offen, und die Brüder konnten sehen, dass sie mit Papieren vollgestopft war. Hans warf einen kurzen Blick darauf und sah, dass obenauf ein Blatt Papier lag, auf dem „Herr Kluck“ stand. Dieser Name kam ihm so seltsam vor, dass er ihn laut aussprach. Doch kaum hatte er dies getan, stand ein Männlein vor ihm, das ganz in Schwarz gekleidet war und ihn fragte, was er wünsche. Die zwei Brüder erschrakten furchtbar und wollten davonlaufen, aber das Männlein sagte: „Wünscht euch, was euer Herz begehrt – ich werde es euch besorgen.“ Da fasste Hans sich ein Herz und verlangte etwas zu essen und zu trinken für sich und seinen Bruder. Und sogleich standen die köstlichsten Speisen und Getränke vor ihnen.

Nachdem sie sich gestärkt hatten, machten sich die beiden Brüder wieder auf den Weg und kamen bald zu einem Feld, auf dem ein Bauer gerade Getreide aussäte. Doch Hans und Sepp trampelten achtlos mitten über das Feld, ohne auf die frischgestreute Saat zu achten. Daraufhin wurden sie von dem erzürnten Bauern so durchgeprügelt, dass sie ermattet unter einem Baum niedersanken.

Hans griff in seine Tasche, um ein Taschentuch hervorzuholen und stieß dabei auf ein Blatt Papier. Es war das Blatt, auf dem die Worte „Herr Kluck“ standen. Er hatte es nämlich, als das schwarze Männlein aufgetaucht war, ohne nachzudenken in die Tasche gesteckt. Kaum hatte er den Namen ausgesprochen, stand auch schon das Männlein vor ihm und fragte, was er wünsche. Erst in diesem Moment wurde Hans bewusst, was die geheimnisvollen Worte zu bedeuten hatten, und er freute sich sehr darüber, dass das Männlein so prompt erschien. Weil der Bauer ihn und seinen Bruder so erbärmlich verprügelt hatte, befahl Hans dem Männlein, es diesem heimzuzahlen. Und dieses tat, wie ihm befohlen. Auch Sepp wollte nun von Herrn Kluck beschenkt werden und wünschte sich einen Beutel voll Gold. Er erhielt ihn auch, nahm von seinem Bruder Abschied und kehrte nach Hause zurück.

Hans aber setzte seine Reise fort und kam schließlich in eine große Stadt. Dort wimmelte es nur so von Rittern, und in der ganzen Stadt war keine Unterkunft mehr zu bekommen. Doch Hans hatte Glück und fand nach langem Suchen ein kleines Dachkämmerchen in einem Gasthaus. Er fragte den Wirt, warum sich so viele Fremde in der Stadt aufhielten, und erfuhr, dass der alte König gerade dabei war, ein Turnier zu veranstalten. Dem Sieger winkte nicht nur die Hand der Königstochter, sondern auch der Thron. Dazu musste er drei Aufgaben lösen: Als Erstes musste er einen goldenen Fingerring, der an einem Faden befestigt war, im Vorüberreiten mit der Lanze auffangen; danach musste er einen goldenen Apfel im Vorüberreiten mit der Lanze aufspießen; und zuletzt musste er noch gegen einen Diener des Königs gewinnen, der als der stärkste Mann im ganzen Land galt und noch nie von jemandem besiegt worden war.

Als Hans das hörte, beschloss er, ebenfalls an dem Turnier teilzunehmen. Also rief er das Männlein zu sich und fragte es um Rat. Herr Kluck sagte zu Hans, er solle sich am nächsten Tag an einer bestimmten Stelle im Wald einfinden. Dort würde er ihm dann einen Rappen samt Rüstung übergeben. Nach dem Turnier solle Hans aber sofort wieder in den Wald zurückkehren und Herrn Kluck Pferd und Rüstung zurückgeben.

Am nächsten Tag ging Hans in den Wald, wo Herr Kluck schon mit einem Rappen und einer Rüstung auf ihn wartete. Hans legte die Rüstung an, setzte sich aufs Pferd und ritt zum Turnierplatz, der sich etwas außerhalb der Stadt befand. Dort angekommen, machten die anderen dem fremden Ritter, der die schönste Rüstung und das beste Pferd von allen hatte, ehrerbietig Platz. Und als das Zeichen zum Beginn des Turniers gegeben wurde, ließ Hans den anderen den Vortritt.

Sämtliche Ritter hatten bereits versucht, den kleinen goldenen Ring mit der Lanze aufzufangen, aber keinem war es gelungen. Endlich kam die Reihe an Hans. Er sprengte mit seinem feurigen Ross auf den Turnierplatz und fing den Ring beim ersten Stoß mit der Lanze auf. Die Anwesenden brachen in Jubel aus und brachten Hans zur Königstochter, die ihm den Ring an den Finger steckte. Dann ritten alle zurück in die Stadt. Als sie schon beim Stadttor waren, gab Hans seinem Pferd jedoch die Sporen und ritt davon. Im Wald angekommen, übergab er dem Männlein die Rüstung und das Pferd und befahl ihm, am folgenden Tag, an dem die zweite Aufgabe gelöst werden sollte, ein anderes Pferd und eine andere Rüstung zu bringen.

Und so geschah es auch. Als Hans am nächsten Morgen in den Wald kam, wartete Herr Kluck bereits mit einer silbernen Rüstung und einem Braunen auf ihn. Hans ritt zum Turnierplatz, und alle wichen ehrfürchtig vor ihm zurück, da sie den Ritter in der silbernen Rüstung nicht erkannten. Auch diesmal siegte Hans und ritt wieder davon. Man schickte zwar ein paar Reiter hinter ihm her, doch diese konnten ihn nicht mehr einholen. Als Hans wieder im Wald war, übergab er dem Männlein die Rüstung und das Pferd und befahl ihm, am nächsten Tag erneut eine andere Rüstung und ein anderes Pferd zu bringen, damit er die dritte und letzte Aufgabe lösen könne.

Am nächsten Tag brachte Herr Kluck ihm eine goldene Rüstung und einen Schimmel. Als Hans diesmal auf dem Turnierplatz erschien, erregte er noch mehr Aufsehen als zuvor, wurde aber auch diesmal nicht erkannt. Es gelang ihm, auch den stärksten Diener des Königs zu besiegen, und er ritt wie auch schon die beiden anderen Male davon. Diesmal jagte ihm jedoch ein ganzer Trupp Reiter hinterher, und einem von ihnen gelang es, nahe genug heranzukommen, um Hans die Lanze in die Ferse zu stoßen. Denn der alte König hatte befohlen, ihm den siegreichen Ritter um jeden Preis zu bringen – lebend oder tot.

Aber wiederum gelang es Hans, seinen Verfolgern zu entkommen, und er übergab Herrn Kluck die Rüstung und das Pferd. Danach kehrte er in sein Dachkämmerchen zurück und verband seine Wunde. Der Wirt fragte ihn, was denn mit seinem Fuß los sei und warum er so humple. Und Hans antwortete, sein Schuh habe ihn gedrückt.

Als die Reiter ohne den fremden Ritter ins Schloss zurückkamen, wurde der alte König zornig und schickte seine Soldaten los, um den verwundeten Ritter aufzuspüren. Sie hatten schon fast die ganze Stadt durchkämmt, doch vergeblich. Das letzte Haus, das sie noch nicht durchsucht hatten, war das Gasthaus, in dem Hans sein Kämmerchen hatte. Als die Soldaten es sahen, wollten sie gleich wieder umkehren. Denn sie dachten, kein vornehmer Ritter würde in so einer ärmlichen Behausung absteigen. Aber dann beschloss einer von ihnen, es doch zu durchsuchen und rief auch die anderen herbei. Denn sie wollten sich nicht vorwerfen lassen, den Befehl des Königs nicht ordnungsgemäß ausgeführt zu haben.

Als sie niemanden fanden, fragten sie den Wirt, ob er denn keine Gäste habe. Dieser antwortete, er habe nur einen einzigen Gast, und der wohne im Dachkämmerchen. Das sei allerdings ein armer Reisender und bestimmt kein vornehmer Ritter, wie sie einen suchten. Die Soldaten bestanden jedoch darauf, dass der Wirt ihnen das Dachkämmerchen zeigte, und als sie Hans mit dem verbundenen Fuß sahen, fragten sie ihn, was er da habe. Hans gab ihnen

dieselbe Antwort wie dem Wirt. Die Soldaten gaben sich damit aber nicht zufrieden, und Hans musste ihnen seine Wunde zeigen, so sehr er sich auch dagegen sträubte.

Sie erkannten gleich, dass die Wunde von der Lanze herrührte und brachten Hans zum König. Der war darüber hochofrennt, und schon am nächsten Tag wurde Hochzeit gefeiert. Hans war nun der junge König, und am Abend rief er das Männlein zu sich und fragte, ob es ihm nicht einen neuen Palast bauen könne. Herr Kluck bejahte und versprach, dass bis zum nächsten Morgen alles fertig sein würde.

Und wirklich: Am nächsten Tag stand in aller Früh ein großer Palast vor dem alten Schloss, wie noch niemand einen gesehen hatte. Die Leute standen mit offenem Mund davor und begafften dieses Wunder. Es brach ein solcher Jubel aus, dass der alte König davon erwachte und zum Fenster hinausblickte. Verblüfft fragte er seinen Schwiegersohn, woher der Palast denn so plötzlich gekommen sei. „Ich habe ihn in der vergangenen Nacht erbauen lassen“, erwiderte dieser, und der alte König wusste sich vor Staunen nicht zu fassen.

Noch am selben Tag zogen der junge König und seine Frau in den neuen Palast. Am Abend kam Herr Kluck und bat um den Zettel, auf dem sein Name stand. Der junge König gab ihm ihm sogleich zurück. Denn er dachte, er würde den Zettel nicht mehr brauchen. Schließlich hatte er alles erreicht, wovon er sich nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Dann begab sich das junge Königspaar zur Ruhe.

Am nächsten Morgen lagen Hans und seine Frau mitten auf der Straße im Staub, und der Palast war verschwunden. Denn mit dem Zettel hatte Hans auch seine Macht über Herrn Kluck aus der Hand gegeben.

Als die Leute das königliche Paar mitten auf der Straße schlafend vorfanden, brachen sie in so lautes Gelächter aus, dass der alte König erwachte und aus dem Fenster blickte. Als er sah, was der Gegenstand des öffentlichen Spottes war, wurde er so zornig, dass er seinen Schwiegersohn in Fesseln legen ließ. Danach wurde der junge König in den Wald gebracht und auf einen Ameisenhaufen geworfen.

Da lag Hans nun also und verwünschte seine Gedankenlosigkeit. Auf einmal hörte er das Knallen einer Peitsche. Es kam immer näher, und endlich erblickte er drei große Wagen, die mit zerrissenen Schuhen beladen waren, und neben dem ersten Wagen schritt stolz Herr Kluck einher. Als er bei dem unglücklichen jungen König anlangte, bat dieser das Männlein, ihn aus dem Ameisenhaufen zu befreien.

Herr Kluck aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe schon so viel für dich getan und dich hinten und vorne bedient. Jetzt hilf dir selbst! Schau dir diese Schuhe an – drei Wagenladungen voll! Und ich habe sie alle deinetwegen zerrissen.“

Der arme Hans bat jedoch weiter und sagte: „Dann lass mich wenigstens noch einmal den Zettel küssen, bevor ich sterbe.“

„Diese Gunst kann ich dir schon gewähren“, erwiderte Herr Kluck und hielt Hans den Zettel an die Lippen.

Hans aber, statt den Zettel zu küssen, packte ihn mit den Zähnen und rief: „Herr Kluck!“ Und von da an war das Männlein wieder in seiner Gewalt und musste nach Hans’ Pfeife tanzen.

Hans befahl Herrn Kluck nun, ihn zu befreien und ihm Kleider zu bringen. Auch musste er ihm ein Heer sammeln, mit dem er auf die Stadt losmarschierte und sie einnahm, ohne auf Gegenwehr zu stoßen. Der alte König musste sich ergeben, und Hans bestieg wieder den Thron. Dann ließ der junge König sich von Herrn Kluck an derselben Stelle wie früher einen neuen Palast bauen. Als er fertig war, rief Hans das Männlein zu sich und übergab ihm freiwillig den Zettel – allerdings nur unter der Bedingung, ihn nie wieder in seinem Glück zu stören. Herr Kluck, der niemand anderer war als der Teufel, versprach es, und Hans lebte mit seiner Frau noch viele Jahre glücklich und zufrieden.

42 Der Kropfige

Vor langer Zeit lebte ein Mann, der hatte drei Söhne. Einer von ihnen, der Hans hieß, hatte allerdings seine fünf Sinne nicht ganz beisammen. Der Vater wollte, dass seine Söhne so wie er selbst die Welt kennenlernen sollten. Also machte er ihnen den Vorschlag, die Heimat zu verlassen und sich in der Fremde ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die drei nahmen den Vorschlag mit Freuden an und brachen gleich am nächsten Tag auf.

Gegen Abend kamen sie in einen dunklen Wald und legten sich unter einen Baum. Zwei schliefen vor Müdigkeit bald ein, während Hans seinen Kropf fütterte. Dieser war so groß, dass er ihn sogar als Dudelsack verwenden und damit Musik machen konnte. Hans wollte sich gerade ebenfalls niederlegen, als er nach oben blickte und auf dem Baum einen Affen entdeckte. Hans lächelte so freundlich zu ihm hinauf, dass der Affe sogleich herunterkletterte und sich auf seine Schulter setzte.

Als die beiden anderen Brüder am nächsten Morgen erwachten, staunten sie nicht schlecht über den neuen Kameraden und machten Hans den Vorschlag, sich mit Hilfe des Affen seinen Unterhalt zu verdienen. Wenn er dem Tier ein paar Kunststücke beibrachte, ließe sich damit bestimmt gutes Geld verdienen. Hans willigte ein und nahm Abschied von seinen Brüdern. Er brachte dem Affen ein paar Kunststücke bei, und die beiden zogen weiter, bis sie in eine Stadt kamen, in der gerade Jahrmarkt war.

Hans mietete eine Bude und begann mit seiner Vorstellung. Zu seiner großen Freude fand sich rasch ein Haufen Zuschauer vor seiner Bude ein. Als er danach jedoch mit dem Hut herumging, um Geld einzusammeln, stoben alle auseinander, und Hans kehrte mit ein paar mickrigen Groschen zu seiner Bude zurück.

Als er den Affen die Kunststücke so gut es eben ging wiederholen ließ, da versammelte sich sogar ein noch größerer Haufen Zuschauer vor der Bude. Aber auch diesmal bekam Hans nur ein paar Groschen für seine Vorstellung und blies vor lauter Zorn seinen Dudelsack – also den Kropf – gewaltig auf. Er blies so stark, dass er ihn beinahe zum Platzen gebracht hätte. Doch kaum hatte Hans die ersten Töne auf seinem Dudelsack hören lassen, flog das Geld auch schon haufenweise in seinen Hut. Er hatte schon eine ziemliche Summe beisammen, als der Affe seinem Glück jäh ein Ende bereitete. Denn gerade als Hans fröhlich auf seinem Dudelsack vor sich hin blies, kam ein Diener des Königs beladen mit den schönsten Früchten

vorbei. Da konnte der Affe einfach nicht widerstehen, schnappte sich ein paar davon und ließ es sich schmecken.

Für diesen Frevel wurde Hans samt dem Missetäter in Fesseln gelegt und in einen finsternen Kerker geworfen. Hans schalt den Affen für seine Habgier, und der Affe, der seinen Herrn genau zu verstehen schien, zog sich in den hintersten Winkel des Kerkers zurück.

Traurig schlief Hans schließlich ein. Doch um Mitternacht wurde er vom verzweifelten Kreischen des Affen geweckt. Obwohl er noch immer wütend auf ihn war, eilte Hans seinem äffischen Kameraden zu Hilfe. Zu seinem großen Schrecken sah er, dass sich eine mächtige Schlange um den armen Kerl wand und ihn zu erdrücken drohte. Da nahm Hans seinen Knüppel und hieb damit so gewaltig auf die Schlange ein, dass sie starb. Es war ein Wunder, dass der Affe dabei am Leben blieb, denn auch er bekam natürlich seinen Teil ab. Nach dieser gewaltigen Anstrengung schlief Hans erschöpft ein und wachte am nächsten Tag erst gegen Mittag auf.

Als der Kerkermeister am Morgen Hans' Gefängniszelle betrat, erblickte er den mächtigen Leib der toten Schlange. Er war vor Freude außer sich, hieb der Schlange den Kopf ab, brachte ihn dem König und behauptete, er selbst habe die Schlange erschlagen. Denn der König hatte demjenigen, der die Schlange – die ihn Wirklichkeit ein Zauberer war – erschlug und ihm die Krone, die diese auf dem Kopf trug, brachte, die Hand seiner Tochter und eine hohe Stellung bei Hofe versprochen.

Der König war von seinem Kerkermeister höchst beeindruckt. Aber als er ihn nach der Krone fragte, wusste dieser nicht, was er antworten sollte. Da drohte der König ihm, ihn ins Gefängnis zu werfen – es sei denn, er bringe ihm die Krone oder gestehe, wer die Schlange wirklich besiegt hatte. Der Kerkermeister kehrte in Hans' Zelle zurück und durchsuchte sie von oben bis unten. Er konnte die Krone jedoch nirgends finden, denn der Affe hatte sie heimlich zur Seite geschafft.

Als Hans seine Strafe verbüßt hatte, wurde er aus dem Kerker entlassen. Selbst jetzt entdeckte er die Krone, die der Affe bei sich trug, nicht. Denn sie war vom Blut des erschlagenen Zauberers besudelt und für Menschen deshalb unsichtbar. Da der Affe allerdings ständig mit der Krone spielte, verschwand das Blut allmählich, bis die Krone so hell glänzte wie reines Gold. Hans hatte bis jetzt nicht auf das Spielzeug des Affen geachtet, da er die Krone für wertlosen Plunder hielt. Doch als der König eines Tages einen Spaziergang machte und die

Krone schon von Weitem glänzen sah, erfuhr Hans endlich, was für einen ungeheuren Wert sie hatte. Denn wer im Besitz der Schlangenkrone war, konnte sich damit unermessliche Reichtümer verschaffen.

Der König fragte ihn nun, wie er in den Besitz der Krone gelangt sei. Darauf wusste Hans keine rechte Antwort. Er konnte dem König nur erzählen, dass er die Schlange mit einem Knüttel erschlagen hatte. Wie aber der Affe in den Besitz der Krone gekommen sei, das wisse er nicht.

Der Affe, als würde er verstehen, wovon die Rede war, gab dem König durch Gebärden zu verstehen, dass er sie jemandem vom Kopf genommen hatte. Nun hatte der König keinen Zweifel mehr, dass der Kerkermeister gelogen und er ihn zu Recht ins Gefängnis hatte werfen lassen.

Da Hans dem König die kostbare Schlangenkrone verschafft hatte, stand ihm auch die versprochene Belohnung zu – die Hand der Königstochter und eine hohe Stellung bei Hof. Hans hätte jedoch gern eine Braut gehabt, die einen ebensolchen Kropf hatte wie er; dann hätte er ihre Hand bestimmt nicht verschmäht. Doch die Königstochter hatte nicht einmal den Ansatz eines kleinen Kröpfchens. Und was die hohe Stellung anlangte, so fühlte Hans sich am Königshof nicht wirklich wohl und sehnte sich nach seinem einfachen Leben zurück.

Und so kam es, dass er schon nach kurzer Zeit mit seinem äffischen Begleiter wieder aufbrach. Er nahm Abschied vom König und wollte von diesem weder Geld noch sonst etwas annehmen. Er bereute dies aber schon bald, denn weder konnte er Arbeit finden, noch erbarmte sich jemand seiner und hatte auch nur ein Stück Brot für ihn über. Also nahm Hans wieder Zuflucht zu seinem Dudelsack, setzte sich mitten auf die Stadtmauer und blies so heftig, dass ein Stück davon einstürzte. Und statt einen Lohn für seine Musik zu erhalten, wurde er aus der Stadt gejagt. Da bereute Hans seine Torheit, doch die Reue kam zu spät.

Verzweifelt ging er in einen Wald, um seinem Leben ein Ende zu setzen. Er wollte sich gerade den Strick um den Hals legen, als aus dem Gebüsch ein vornehmer Herr trat und ihn freundlich grüßte. Hans bekam es mit der Angst zu tun, aber der Herr sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, denn er sei hier, um Hans zu helfen.

Hans, der die ganze Zeit zu Boden blickte und es nicht wagte, dem unheimlichen Fremden ins Gesicht zu schauen, merkte schnell, mit wem er es zu tun hatte, als er den Pferdefuß sah. Der Beutel, den der Teufel aus der Tasche zog und in dem Goldstücke glänzten, vertrieb den Schrecken jedoch bald. Der Teufel gab Hans den Beutel und sagte: „Hier hast du einen

unerschöpflichen Beutel. Gib aber acht – nach sieben Jahren komme ich wieder, und wenn du mir dann die sieben Wahrheiten nicht sagen kannst, so gehört deine Seele mir.“ Kaum hatte er das gesagt, war er auch schon verschwunden. Hans aber kaufte sich einen Wagen und zwei tüchtige Pferde und brach mit dem Affen zu neuen Abenteuern auf.

Nach einiger Zeit kamen sie in eine Stadt, in der die Königstochter krank darniederlag. Ihr Vater versprach, sie demjenigen zur Frau zu geben, der sie von ihrer Krankheit heilen würde. Aus allen Ländern waren Ärzte und Glücksritter herbeigekommen, um ihr Glück zu versuchen. Doch keinem war es bis jetzt gelungen, die Königstochter wieder gesundzumachen.

Als Hans erfuhr, dass die Prinzessin einen Kropf hatte wie er, nahm er sich vor, alles zu tun, um sie zur Frau zu bekommen. Weil ihm das Getümmel in der Stadt zu viel war und er ungestört nachdenken wollte, fuhr er mit seinem äffischen Begleiter aufs Land, setzte sich in einem Wald unter einen Baum und begann zu überlegen. So sehr er sich aber auch den Kopf zerbrach – es wollte ihm einfach nichts einfallen.

Die Sonne begann schon unterzugehen, und noch immer wusste er nicht, wie er es anstellen sollte, der Königstochter die Gesundheit wiederzugeben. Da störte ihn auf einmal ein Geräusch, das immer lauter wurde und im Näherkommen in ein Geklapper überging. Erzürnt über die Störung sprang Hans auf und sah ein Gerippe auf sich zukommen. Bei diesem Anblick begann Hans an allen Gliedern zu schlottern. Als Gevatter Tod sich aber setzte und Hans aufforderte, es ihm gleichzutun, gewann er seine Fassung wieder.

Aus den Gebeinen ertönte eine Stimme, die sagte: „Ich weiß, warum du hier bist. Du scheinst meiner Freundschaft würdig zu sein, und ich möchte dir ein Angebot machen: Gelingt es dir, mich zu überlisten, so sollst du die Hand der Königstochter bekommen. Versagst du jedoch, wird der König dich um einen Kopf kürzer machen, und deine Seele gehört dem Teufel.“

Als er das hörte, schnitt Hans ein Gesicht, als hätte er in einen sauren Apfel gebissen.

„Stehe ich beim Kopf der Kranken“, fuhr das Gerippe fort, „so ist die Prinzessin unrettbar verloren. Stehe ich aber zu ihren Füßen, so erlangt sie ihre Gesundheit wieder. Und nun versuche dein Glück.“ Nachdem es dies gesagt hatte, sprang es auf, gab Hans eine Ohrfeige und entfernte sich ebenso schnell, wie es gekommen war.

Die derbe Ohrfeige brachte Hans völlig aus der Fassung. Eine ganze Weile getraute er sich nicht, seine Backe anzurühren. Denn er glaubte, durch die Berührung von Gevatter Tod wären

nur mehr die Knochen über. Doch dann riss er sich wieder zusammen und fuhr in die Stadt zurück.

Am nächsten Tag zog er sich seine schönsten Kleider an und begab sich zum König. Ganz allein trat er in das Zimmer der Kranken und freute sich sehr, als er am Hals der Königstochter einen Kropf von der Größe eines halben Mehlsacks erblickte. Gleich darauf wurde er jedoch bleich vor Schreck, denn da stand auf einmal sein unheimlicher Freund beim Kopf der Kranken. Hans überlegte krampfhaft, wie er aus der Falle, in die er getappt war, glücklich entkommen könne. Es wollte ihm aber nichts einfallen, was die Königstochter und damit auch ihn gerettet hätte. Da kam plötzlich Hilfe von unerwarteter Seite. Sein treuer Begleiter, der Affe, sprang durchs Fenster ins Zimmer der Kranken und schob das Bett so, dass der Tod zu den Füßen der Königstochter zu stehen kam.

Sogleich fühlte die Kranke sich besser, und schon nach wenigen Minuten stand sie auf und war wieder gesund und munter. Sofort rief man ihren Vater herbei, der dem Retter seiner Tochter voller Freude dankte und befahl, alle Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen. Und ein paar Tage später wurde glanzvoll Hochzeit gefeiert.

Hans war nun ein überaus reicher Mann geworden, da er ja auch noch im Besitz des unerschöpflichen Beutels war. Sein Affe, dem Hans zu größter Dankbarkeit verpflichtet war, ließ es sich gut gehen, bis er eines Tages das Weite suchte und auf Nimmerwiedersehen verschwand.

So verging die Zeit, und auf einmal war das siebte Jahr schon fast vorbei, ohne das Hans auch nur eine der sieben Wahrheiten kannte – geschweige denn alle sieben. Es blieben nur noch ein paar Tage, bis der Teufel ihn holen würde. Und in seiner Not vertraute Hans sich schließlich dem König an. Dieser hörte sich seine Geschichte an und gab Hans einen Talisman, der ihn vor dem Teufel schützen würde.

Als die sieben Jahre schon fast um waren, ging Hans in der letzten Nacht vor Ablauf der Frist auf den Friedhof. Dort wartete der Teufel schon in Gestalt eines wild aussehenden Mannes auf ihn. Als Hans sich aber den Talisman auf die Brust legte, da krümmte sich der Teufel zusammen und verwandelte sich in einen Buckligen. Diesen verbannte Hans auf einen Felsen, der sich aus dem nahen Meer erhob.

Am nächsten Tag ging er in Begleitung des ganzen Hofes zu dem Felsen, auf dem der Bucklige kauerte und Hans anflehte, ihm die Freiheit zu schenken. Doch Hans ließ sich nicht erweichen, sondern sperrte den Teufel in ein wasserdichtes Gefäß. Und mit den Worten „Das

sind die sieben Wahrheiten“ drehte er dem Teufel die Nase um, verschloss das Gefäß mit einem Deckel und schleuderte es ins Meer.

Von da an lebte Hans mit seiner Frau in Glück und Frieden.

43 Alles glaubt der König doch nicht

Es war einmal ein König, der alles glaubte, was man ihm erzählte. Er versprach demjenigen, der ihm etwas sagen würde, was er nicht glauben könne, die Hand seiner Tochter und seinen Thron. Daraufhin kamen Leute aus allen Weltgegenden herbei und erzählten ihm alle möglichen Lügen, die er jedoch alle glaubte.

Das kam auch einem Handwerksburschen zu Ohren, der Hans hieß und ebenfalls sein Glück versuchen wollte. Also trat er vor den König und sagte: „König! Ich will dir etwas sagen, was du nicht glauben wirst.“

„Gut“, erwiderte der König. „Glaube ich aber alles, was du sagst, so mache ich dich um einen Kopf kürzer.“

Hans war damit einverstanden und begann zu erzählen: „Einmal ging ich auf das Feld und baute Hopfen an. Und siehe da – noch während ich säte, ging er unter meinen Füßen auf und wuchs so hoch wie ein Kirchturm.“

„Ja, das glaube ich dir“, sagte der König.

„Da versuchte ich, am Hopfen hinaufzuklettern“, fing Hans wieder an, „und das ging auch ganz vortrefflich, weil der Hopfen dick und stark war und kerzengerade in die Höhe wuchs. Als ich ganz oben angekommen war, blickte ich über Städte und Dörfer, Wiesen und Wälder, Berge und Täler, Bäche und Flüsse. Als ich mich sattgesehen hatte, wollte ich wieder hinunterklettern. Aber oh weh – ich ließ den Hopfen unabsichtlich los, stürzte in die Tiefe, durchschlug den Boden und fand mich sechs Meter unter der Erde wieder. Ich erschrak so gewaltig, dass ich so schnell mich meine Füße trugen nach Hause lief, mir einen Spaten holte, mich mit viel Mühe wieder ausgrub und dann ganz erschöpft wieder heimging.“

„Das glaube ich dir auch“, sagte der König.

Hans fuhr fort: „Als ich tags darauf wieder auf das Feld kam, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass der Hopfen schon so groß war, dass er bis in die Wolken reichte. Ich hatte mir früher einmal vorgenommen, eines Tages den Himmel zu besuchen. Und als ich den Hopfen sah, dachte ich mir, jetzt sei eine gute Gelegenheit dazu. Ich hatte aber das Gefühl, dass der Hopfen noch nicht hoch genug war. Nach ein paar Tagen ging ich nochmals auf das Feld, weil ich vermutete, dass der Hopfen mittlerweile schon in den Himmel reichen müsse, und kletterte sogleich hinauf. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis ich oben war.“

„Das glaube ich dir“, sagte der König.

Hans erzählte weiter: „Da oben im Himmel war es so schön, und alles war so prachtvoll, dass ich es gar nicht genug bewundern konnte. Die Engel flogen umher und sangen wunderschöne Lieder. Ich sah auch viele alte Bekannte, welche die schönsten Kleider an hatten und in silbernen Kutschen herumfahren. Und was für eine Freude – ich sah meine geliebten Eltern, die in einem goldenen Wagen saßen und gerade spazieren fahren. Als ich weiterging, sah ich auch deinen Vater und deine Mutter, oh König. Sie waren in Lumpen gekleidet und hüteten eine Herde Schweine.“

„Das ist nicht wahr!“, schrie der König voll Zorn. „Das hast du nie und nimmer gesehen!“

„Oh doch, das habe ich wirklich gesehen“, erwiderte Hans lachend. „Aber nun vergiss dein Versprechen nicht, und gib mir die Hand deiner Tochter und deinen Thron.“

Dem König blieb nichts anderes übrig, als ihm beides zu geben, weil er Hans einfach nicht hatte glauben wollen.

44 Das Geschenk des Windes

Es waren einmal ein Bauer und seine Frau, die in größter Armut lebten. Der Bauer war ein überaus gutmütiger Mann, seine Frau hingegen so boshaft, dass sie ihn wegen jeder Kleinigkeit verprügelte.

Eines Tages schickte sie ihren Mann mit Getreide zur Mühle. Der Müller wusste, wie arm sie waren und mahlte ihnen das Getreide umsonst. Als der Bauer nach Hause ging, kam ein starker Wind auf und wehte ihm das ganze Mehl weg. Da erging es ihm zu Hause natürlich schlecht. Nachdem sie ihm eine Tracht Prügel verabreicht hatte, befahl seine Frau ihm, zum Wind zu gehen und Entschädigung für das Mehl zu verlangen.

Also machte der Bauer sich auf den Weg. Nach einer Weile kam er in einen Wald, wo er einem alten Mütterchen begegnete. Das fragte ihn, warum er so traurig sei. Daraufhin erzählte er ihr, was geschehen war, und die alte Frau sagte: „Komm mit! Ich bin die Mutter des Windes und habe vier Söhne: den Ost-, den West-, den Süd- und den Nordwind. Welcher von ihnen hat dir das Mehl weggeblasen?“

Da antwortete der Bauer: „Ich glaube, der Südwind.“

Sie gingen tiefer in den Wald hinein und kamen schließlich zu einer kleinen Hütte, in der die alte Frau wohnte. Sie bat den Bauern hinein und sagte zu ihm: „Wickle dich nur gut ein, denn meine Söhne werden bald nach Hause kommen.“

„Warum soll ich mich denn einwickeln?“, wollte der erstaunte Bauer wissen.

„Der Nordwind ist sehr kalt, und du könntest erfrieren“, antwortete die Mutter des Windes.

Kurz danach kamen die Söhne auch wirklich einer nach dem anderen nach Hause. Als der Südwind eintrat, sagte seine Mutter zu ihm: „Jemand hat sich wegen dir beklagt.“ Ohne auch nur ein Wort zu sagen, gab der Südwind dem Bauern ein Körbchen, mit dem man alle Speisen und Getränke herbeischaffen konnte, die man sich nur wünschte.

Der Bauer freute sich sehr über dieses Geschenk, das den Verlust des Mehls mehr als aufwog, und ging wieder nach Hause. Dort gab er seiner Frau das Körbchen, und diese überzeugte sich gleich selbst von seiner Wirkung. Und wirklich – so gut hatten der Bauer und seine Frau in ihrem ganzen Leben noch nie gegessen!

Die ärgste Not hatte für das Bauernpaar nun ein Ende. Und als einige Zeit später ein vornehmer Herr vorüberfuhr, befahl die Frau ihrem Mann, diesen zum Essen einzuladen. Der

Bauer tat, wie ihm geheißen, doch der Herr lachte über die Einladung und schickte nur seine Diener hin. Diese staunten nicht schlecht, als sie in der ärmlichen Hütte einen so reich gedeckten Tisch erblickten. Es fiel ihnen aber auf, wie die Frau alles Mögliche von dem Körbchen forderte und auch erhielt. Das merkten sie sich, und ein paar Tage später kehrten sie zurück und vertauschten das Körbchen des Bauern mit einem anderen, das ihm sehr ähnlich sah.

Als die Frau am nächsten Tag wieder alles Mögliche von dem Körbchen verlangte, geschah natürlich nichts, und ihr armer Mann musste es ausbaden. Sie glaubte nämlich, das Körbchen würde seine Dienste nur eine begrenzte Zeit lang verrichten.

Also machte sich der Bauer erneut auf den Weg. Er traf die Mutter des Windes zu Hause an und beschwerte sich bei ihr über seine Frau. Das alte Mütterchen schlug ihm vor, auf ihren Sohn, den Südwind, zu warten, denn dieser werde bald nach Hause kommen. Als der Südwind erschien, beklagte sich der Bauer auch bei ihm über seine Frau.

Da sagte der Südwind: „Du tust mir leid, Bauer, weil du so eine böse Frau hast. Doch ich will dir helfen. Nimm dieses Fässchen hier. Wenn du zu Hause bist und deine Frau dich verprügeln will, dann stelle dich hinter das Fass und sage: ‚Fünf aus dem Fass!‘ Danach sagst du dann: ‚Fünf zurück ins Fass.‘“

Der Bauer bedankte sich beim Südwind, kehrte nach Hause zurück und sagte zu seiner Frau: „Da hast du ein Fass als Ersatz für das Körbchen.“

Seine Frau wurde böse und erwiderte: „Was soll ich denn mit einem Fass anfangen? Warum hast du kein Mehl gebracht?“ Und zornig griff sie nach dem Schürhaken.

Als der Bauer das sah, stellte er sich sogleich hinter das Fässchen und rief: „Fünf aus dem Fass!“ Da sprangen fünf Burschen aus dem Fass und verabreichten der Frau eine ordentliche Tracht Prügel. Als der Bauer fand, dass es genug sei, rief er: „Fünf zurück ins Fass!“, und sogleich krochen sie wieder zurück ins Fass.

Von da an versuchte die Frau nie wieder, ihren Mann zu verprügeln, und der Bauer hatte nun Zeit, über sein Körbchen nachzudenken. Bald schöpfte er den Verdacht, dass seine Gäste es wohl vertauscht haben mussten. Er beratschlagte sich mit seiner Frau, wie sie das Körbchen wieder zurückbekommen könnten, und seine Frau sagte: „Da du jetzt ja das Fässchen hast, kannst du nicht nur mit einem Menschen, sondern gleich mit Hunderten fertig werden. Geh zu dem vornehmen Herrn und verlange dein Körbchen zurück.“

Gesagt, getan. Der Bauer ging zu dem Herrn und forderte ihn zum Zweikampf auf. Dieser lachte über die Torheit des Bauern und erwiderte: „Gut. Komm morgen auf das freie Feld, dann wollen wir die Angelegenheit rasch regeln.“

Am nächsten Tag nahm der Bauer sein Fässchen unter den Arm, ging zum Feld und wartete auf den Herrn. Dieser fand sich auch bald darauf in Begleitung seiner Diener ein und befahl ihnen, den Bauern gründlich zu verprügeln.

Als der Bauer sah, dass man ihn zum Narren halten wollte, rief er ihnen im Vertrauen auf sein Fässchen zu: „Gebt mir mein Körbchen zurück, oder ihr werdet es bereuen!“ Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, fielen die Diener auch schon über ihn her. Der Bauer aber stellte sich flink hinter sein Fässchen und rief: „Fünf aus dem Fass!“ Sogleich sprangen fünf Burschen aus dem Fass und begannen, die Diener unbarmherzig zu verdreschen.

Da rief der Herr aus vollem Hals: „Lieber Bauer, mach doch bitte, dass sie damit aufhören!“

Also gebot der Bauer: „Fünf zurück ins Fass!“ Da hörten sie auf und krochen wieder zurück ins Fass.

Der verängstigte Herr befahl seinen Dienern sogleich, das Körbchen zu holen und es dem Bauern zurückzugeben, was auch sogleich geschah. Der Bauer nahm sein Körbchen, ging damit nach Hause, und von da an lebten er und seine Frau in Frieden und bestem Einverständnis.

45 Der Fischersohn

Es war einmal ein armer Fischer, der sollte der Königin zu ihrem Geburtstag Fische bringen. Er saß den ganzen Tag am Ufer des Flusses und fischte, fing jedoch keinen einzigen Fisch. In seiner Verzweiflung ging er in den Wald und wollte sich erhängen. Da kam ihm ein Jäger entgegen, der in Wirklichkeit der Teufel war. Der Jäger fragte den Fischer – der natürlich keine Ahnung hatte, mit wem er es hier zu tun hatte –, warum er so traurig sei.

Da antwortete der Fischer: „Heute soll ich der Königin Fische bringen, habe aber keinen einzigen gefangen. Und obendrein bin ich so arm, dass es kaum zum Leben reicht.“

Daraufhin erwiderte der Jäger: „Wenn du mir in achtzehn Jahren bringst, was du heute in deiner Hütte vorfindest, ohne etwas davon zu wissen, dann sollst du mehr als genug Geld und Fische haben.“

Der Fischer hatte keine Ahnung, was der Jäger damit meinte. Er dachte, dass sich vielleicht ein Huhn von draußen ins Haus verirrt hatte, und willigte in den Handel ein.

Als er heimkam, hatte seine Frau gerade einen Knaben zur Welt gebracht, und das Haus war voller Geldsäcke und Fische. Nun wusste der Fischer, dass der Jäger sein neugeborenes Kind gemeint hatte und war zutiefst verzweifelt. Und je größer der Knabe wurde, desto größer wurde auch die Verzweiflung des Fischers. Not mussten sie von da an aber nicht mehr leiden, und sie konnten sich jetzt statt der ärmlichen Hütte auch ein anständiges Haus leisten.

Drei Tage vor dem achtzehnten Geburtstag seines Sohnes ging der Fischer zum Pfarrer, erzählte ihm die Geschichte und fragte ihn um Rat. Der Pfarrer gab dem Fischer ein Gebet mit und sagte: „Dieses Gebet muss dein Sohn die drei Tage bis zu seinem Geburtstag ohne Unterlass beten.“ Das tat dieser auch, und sein Vater wachte Tag und Nacht bei ihm, um ihn am Einschlafen zu hindern.

Am dritten Tag kam die Frau des Fischers angelaufen und schrie händeringend: „Feuer! Feuer!“, denn das Haus stand in Flammen. Der Fischer lief schnell davon, um Wasser zum Löschen zu holen. Doch kaum war er weg, schlief sein todmüder Sohn ein. Da kam der Teufel herbei, packte ihn und flog mit ihm davon.

Als der Fischersohn erwachte, rief er: „Jesus, Maria und Josef!“ Da ließ der Teufel ihn los, und der junge Bursche fiel zu Boden. Er befand sich auf einer öden Ebene. Weit und breit

waren weder Haus noch Baum zu sehen; es gab nichts als Himmel und Erde. Als er bereits eine Weile gegangen war, kam er zu einem schönen Schloss, vor dem zwei steinerne Löwinnen Wache hielten. Er trat ein, ging durch alle Zimmer, konnte jedoch niemanden sehen. Gerade als er das Schloss wieder verlassen wollte, begegnete ihm eine schwarze Frau, die er um ein Nachtlager und etwas Speis und Trank bat.

Diese sagte: „Wenn du mich erlöst, gebe ich dir das Gewünschte. Denn ich bin eine verzauberte Prinzessin.“

Der Fischersohn erwiderte: „Wenn ich das kann, so will ich es gerne tun.“

Da sagte die schwarze Frau: „Es ist sehr einfach, mich zu erlösen. Höre mir gut zu: In der Nacht wird ein Riese kommen. Er wird mit dir spielen und etwas fallen lassen. Du darfst es aber auf gar keinen Fall aufheben.“ Nachdem sie dies gesagt hatte, verließ die Frau ihn wieder.

In der Nacht ging die Tür des Zimmers, in dem der junge Bursche schlief, auf, und ein Riese kam herein. Auf die Frage des Fischersohnes, was er wolle, sagte der Riese: „Ich bin gekommen, um mich zu unterhalten.“

„Ich auch“, erwiderte der Fischersohn.

Da holte der Riese Spielkarten hervor, und sie spielten miteinander. Nach einer Weile ließ der Riese eine Karte fallen und sagte zum Fischersohn: „Hebe sie auf.“

Der aber antwortete trotzig: „Du hast viel längere Arme und Finger als ich, heb sie selber auf.“

Der Riese schwieg und holte Würfel hervor. Während sie spielten, ließ er einen Würfel fallen und befahl dem Fischersohn, ihn aufzuheben. Dieser gab jedoch die gleiche Antwort wie vorher. Daraufhin wurde der Riese so zornig, dass er den Fischersohn packte und ihm Kopf, Hände und Füße abriss. Doch kaum hatte er sein grausiges Werk verrichtet, schlug es Mitternacht. Der Riese verschwand, und der Fischersohn war wieder heil und ganz wie zuvor.

Am Morgen kam die Frau, die nun schon zu einem Viertel weiß war, zu ihm, dankte ihm und bat ihn, noch länger auszuharren.

Und wirklich kamen in der Nacht diesmal zwei Riesen, mit denen der Fischersohn Karten und Würfel spielte. Auch diesmal weigerte er sich, die hinabgefallene Karte und den Würfel aufzuheben. Daraufhin packten ihn die beiden Riesen, quälten ihn noch mehr als in der Nacht zuvor und zerstückelten ihn schließlich. Aber kaum waren sie damit fertig, schlug es

Mitternacht. Die beiden Riesen verschwanden, und der Fischersohn war wieder lebendig und völlig unverletzt.

Am Morgen kam die Frau, die nun halb weiß und halb schwarz war, wieder zu ihm, dankte ihm und bat ihn, eine weitere Nacht auszuhalten.

In der dritten Nacht kamen drei Riesen, und es geschah alles wie in den beiden Nächten zuvor. Diesmal zerrissen die drei Riesen den Fischersohn in tausend Stücke. Als es Mitternacht schlug, verschwanden alle drei, und der Fischersohn lebte und war gesund und munter.

Am Morgen kam die Prinzessin, die nun erlöst war, und dankte ihm von ganzem Herzen für das, was er für sie getan hatte.

Der Fischersohn blieb bei ihr im Schloss, und die beiden fanden bald Gefallen aneinander. Sie beschlossen, Hochzeit zu halten, und nachdem der alte König gestorben war, bestieg der Fischersohn den Thron. Eines Tages sagte er zu seiner Frau: „Ich möchte gern einmal nach Hause und meine Eltern wiedersehen.“

„So gehe denn“, erwiderte sie, „du darfst aber niemandem sagen, dass du mit der schönsten Frau unter der Sonne verheiratet bist.“

Er versprach es und brach auf. Seine Eltern freuten sich sehr, ihren Sohn nach so langer Zeit wiederzusehen und hörten sich staunend an, was ihm alles widerfahren war. In seinem Überschwang erzählte er ihnen auch voller Stolz, dass er mit der schönsten Frau unter der Sonne verheiratet sei. Doch kaum hatte er die Worte ausgesprochen, erschien seine Frau und zog ihm das königliche Gewand aus. Dann sagte sie: „Weil du dein Versprechen gebrochen hast, sind wir ab sofort geschiedene Leute. Versuche nicht, mich zu finden – denn es wird dir nicht gelingen.“ Und mit diesen Worten verschwand sie so rasch wie sie gekommen war. So war aus dem König wieder ein armer Fischersohn geworden.

Er trauerte lange um seine Frau, die er noch immer sehr liebte. Und obwohl er versuchte, sie zu vergessen, gelang es ihm nicht. Also machte er sich trotz der Warnung seiner Frau schließlich auf den Weg, um sie wiederzufinden und sie zu bitten, ihm zu verzeihen.

Der Fischersohn war schon eine ganze Weile unterwegs gewesen, als er zu einem kleinen Häuschen kam, aus dem eine alte Frau trat. Er ging zu ihr hin und sagte: „Ich bitte Euch, könnt Ihr mir vielleicht sagen, wo die Königin wohnt?“

„Das kann ich Euch leider nicht sagen“, erwiderte die alte Frau. „Doch wenn Ihr wollt, könnt Ihr warten, bis mein Mann, der Mond, nach Hause kommt. Der wird es wohl wissen.“

Nach einiger Zeit kam der Mond nach Hause, und der Fischersohn fragte ihn, ob er wisse, wo die Königin wohne. Der Mond antwortete: „Ich weiß es nicht, aber die Sonne wird es wohl wissen.“

Also ging der Fischersohn weiter und kam bald zu einem Häuschen, in dem die Sonne wohnte. Sie war allerdings nicht da, und er musste eine ganze Weile auf sie warten. Als sie endlich nach Hause kam, fragte der Fischersohn wieder, ob sie wisse, wo die Königin wohne. Doch die Sonne sagte: „Das weiß ich nicht, aber der Wind wird es wohl wissen.“

Wieder brach der Fischersohn auf und kam schließlich zu einem Häuschen, in dem der Wind wohnte. Dieser war zu Hause und antwortete auf die Frage des Fischersohnes: „Ich weiß es auch nicht. Aber hier hast du eine kleine Schachtel. Nimm sie mit – dort, wo der Deckel aufspringt, ist die Königin.“

Der Fischersohn bedankte sich, und als er aus dem Häuschen trat, wurde er vom Wind sanft in die Luft gehoben und flog davon. Der Wind trug ihn zu einem großen Schloss und setzte ihn dort vorsichtig ab. Kaum hatte der Fischersohn den Boden berührt, sprang auch schon der Deckel der kleinen Schachtel auf.

Zögernd betrat er das Schloss, da kam ihm auch schon die Königin entgegen. Sie begrüßte den Fischersohn herzlich, erzählte ihm dann jedoch, dass sie in der Zwischenzeit einen anderen geheiratet hatte. Da sie ihn aber immer noch liebte, sagte sie zu ihm: „Ich gebe heute ein großes Essen, zu dem ich viele Gäste eingeladen habe. Komm auch und tue so, als ob du ein fremder Gast wärst. Dann wird sich schon alles weisen.“

Der Fischersohn tat, wie ihm geheißen, und fand sich am Abend bei dem Essen ein. Dabei musste jede Person etwas erzählen, auch die Königin. Als sie an der Reihe war, sagte sie: „Ich hatte einmal einen Schlüssel, den ich leider verlor. Ich ließ mir daher einen neuen machen. Später fand ich jedoch den alten wieder. Welchen soll ich nun behalten – den alten oder den neuen?“

Da riefen alle einstimmig: „Den alten, den alten!“

„Gut, sagte die Königin, „hier sitzt mein früherer Gemahl.“

Da mussten alle den Fischersohn als ihren Gemahl und König anerkennen, und von nun an lebten sie bis zu ihrem Tod glücklich und zufrieden miteinander.

46 Die Höllenteufelin

Ein Ritter und seine Frau lebten einst glücklich und zufrieden miteinander. Nur eines trübte ihr Glück: Ihr sehnlichster Wunsch nach einem Erben war bisher unerfüllt geblieben. Oft saß der Ritter deshalb in dem Wald, der seine Burg umgab, bei einem großen Stein und weinte bitterlich.

Als er eines Tages wieder dort saß und heiße Tränen vergoss, tauchte auf einmal ein Zwerg auf und verkündete ihm, dass seine Frau einen Sohn gebären würde. Dieser würde aber Tag und Nacht weinen. Um ihn zu beruhigen, sollte der Ritter ihm eine junge Frau zur Gemahlin versprechen, die von neun Müttern geboren worden war. Dann verschwand der Zwerg wieder, und der Ritter eilte nach Hause, um seiner Frau die freudige Nachricht zu überbringen.

Die Zeit verging, und als der Ritter neun Monate später von der Jagd heimkehrte, trug ihm sein Knappe den neugeborenen Sohn entgegen. Voller Freude nahm er das Kind in die Arme und liebte es. Da fing der Kleine zu weinen an und wollte gar nicht mehr aufhören. Das schmerzte den Ritter, doch dann erinnerte er sich an die Worte des Zwerges. Im Scherz versprach er seinem neugeborenen Sohn, was der Zwerg ihm aufgetragen hatte. Und zu seinem großen Erstaunen hörte der Kleine sofort zu weinen auf.

Der junge Jarostay – wie seine Eltern ihn nannten – machte seiner Mutter und seinem Vater viel Freude. Er wuchs zu einem kräftigen, kühnen Jüngling heran, gewann sämtliche Wettkämpfe und war bei allen überaus beliebt.

Eines Tages bat er seinen Vater, dieser möge das Versprechen erfüllen, das er ihm am Tag seiner Geburt gegeben hatte: Er sollte ihm die junge Frau zur Gemahlin zu geben, die von neun Müttern geboren worden war. Der Ritter war höchst erstaunt, dass sein Sohn sich daran erinnern konnte. Schließlich war er damals ja erst ein paar Stunden alt gewesen. Doch Jarostay erinnerte sich nicht nur genau an die Worte seines Vaters, sondern auch an den Ort und die Stunde. Da blieb diesem nichts anderes übrig, als seinem Sohn von der Begegnung mit dem Zwerg zu erzählen.

Seit dieser Stunde war Jarostay schwermütig und nachdenklich. Er zog sich zurück und dachte nur mehr an seine Braut. Der alte Ritter war darüber sehr betrübt und ließ alle Zauberer und Hexen des Reiches herbeirufen. Er versprach jedem, der etwas über die gesuchte junge

Frau wisse, eine Belohnung. Die Antwort lautete jedoch immer: „Es gibt so eine junge Frau. Wo aber, das weiß ich nicht.“

Da entschloss sich Jarostay, selbst nach ihr zu suchen. Er nahm Abschied von seinen Eltern und zog in die weite Welt hinaus. Eines Tages kam er in einen großen Wald, aus dem er nicht mehr herausfand. Müde legte er sich unter einen Baum und schlief ein. Als er wieder erwachte, fand er sich in einer kleinen Hütte wieder, in der ein altes Mütterchen wohnte. Sie fragte ihn, wie er in den Wald gekommen sei und was er suche. Jarostay erzählte ihr, wieso er sich auf die Reise gemacht hatte und dass seine Suche bisher erfolglos gewesen sei. Die alte Frau tröstete ihn und versprach, ihn zu ihrer Schwester zu führen, die eine mächtige Hexe sei und bestimmt Auskunft geben könne. Doch als sie zu ihr gingen, wusste auch sie nicht, wo die besagte junge Frau sich aufhielt, und gemeinsam gingen sie mit Jarostay zu ihrer dritten Schwester.

Diese bewohnte eine unterirdische Höhle, deren Eingang von wilden Tieren bewacht wurde. Die zweite Schwester brummte ein Sprüchlein, und sogleich wichen die Ungeheuer ehrerbietig zurück. Die Tür öffnete sich daraufhin von selbst, und sie traten ein. Die dritte Schwester saß auf einem Schemel. Sie hatte einen Kranz aus Weidenruten auf dem Kopf, Augengläser wie kleine Wagenräder und keinen einzigen Zahn im Mund.

Die drei Hexenschwestern begrüßten einander, und als die dritte um Auskunft wegen der jungen Frau gefragt wurde, sagte sie zu Jarostay: „Du musst noch 300 Meilen südlich wandern; dann wirst du in einen Wald kommen, in dem sich ein Schloss mit einem kleinen Turm befindet. Dort wird deine Braut von ihrem Vater gegen ihren Willen festgehalten. Sie ist in einem tiefen Zauberschlaf befangen und liegt in einer kleinen goldenen Wiege. Um sie herum schlafen die neun Mütter, die das Mädchen geboren haben. Nimm das Kind aus der Wiege, und eile so schnell wie möglich davon. Die Wiege aber musst du zurücklassen, und die junge Frau darfst du erst küssen, wenn du zu Hause angelangt bist.“

Jarostay dankte ihr und versprach, ihrem Rat getreulich zu folgen. Dann nahm er Abschied von den drei Schwestern und wanderte frohen Mutes weiter. Denn jeder Tag brachte ihn seinem Ziel näher. Endlich kam er zu dem Schloss und schlich sich in das Türmchen. Dort erblickte er in einem prachtvollen Zimmer seine Braut, die in einer kleinen goldenen Wiege lag, und um sie herum schliefen ihre neun Mütter.

Froh und ängstlich zugleich näherte Jarostay sich der Wiege, die nicht größer als zwanzig Zentimeter war, nahm sie samt dem Kind und eilte fort. Er war noch keine hundert Meter weit gekommen, als ihm ein Reiter entgegenkam. In seiner Verwirrung küsste er schnell das Kind

und begann zu laufen. Doch auf einmal wurde aus dem Kind eine junge Frau, und die Wiege kam ihm auf einmal zentnerschwer vor. Der Reiter entriss ihm die geliebte Last, und Jarostay konnte sich nur mit Müh und Not retten.

Tief betrübt kehrte er zu der Hexe zurück und erzählte ihr, was vorgefallen war. Diese erinnerte ihn an das, was sie ihm gesagt hatte. Doch er hatte sich wider besseres Wissen nicht an ihren Rat gehalten und stand nun mit leeren Händen da. Jarostay bat sie, ihm noch einmal zu helfen, und sie gab ihm eine Salbe, mit der er sich in einen Vogel verwandeln konnte. Sie schärfte ihm nochmals ein, vorsichtig zu sein und fügte hinzu: „Der Vater deiner Braut besitzt ein schwarzes Pferd, das alles sieht und weiß, was im Haus vor sich geht. Und wenn Gefahr droht, teilt es dies seinem Herrn sogleich durch Wiehern mit. Erkundige dich bei deiner Braut, woher ihr Vater das Pferd hat, denn nur mit so einem Pferd wird euch die Flucht gelingen.“

Jarostay dankte ihr, verwandelte sich mit Hilfe der Salbe in einen Kanarienvogel und flog geradewegs zu dem Schloss, in dem seine Braut gefangen gehalten wurde. Dort ließ er sich von ihr fangen und in einen Käfig sperren.

Die Prinzessin gewann den Vogel so lieb, dass sie eines Tages zu ihm sagte: „Wenn du ein Mann wärst, würde ich dich sofort heiraten.“ Als der Vogel das hörte, verwandelte er sich wieder in Jarostay. Die erstaunte junge Frau erkannte in ihm sogleich ihren Retter wieder, der sie aus dem Zauberschlaf erweckt hatte. Jarostay erzählte ihr nun, dass er sich nichts sehnlicher wünsche, als sie zu heiraten, und die junge Frau willigte ein, mit ihm zu fliehen. Vorher aber wollte sie ihren Vater fragen, woher er das schwarze Pferd habe.

Jarostay verwandelte sich wieder in einen Kanarienvogel, und die Prinzessin ließ ihren Vater rufen und sagte ihm, dass sie sich krank fühle. Besorgt eilte er zu ihr, und sie versuchte, das Gespräch auf das schwarze Pferd zu lenken. Nachdem ihr Vater es wegen seiner Schönheit und Treue gelobt hatte, fragte sie, wo er es gekauft habe. Nach langem Zögern sagte er: „In meiner Jugend musste ich drei Jahre bei der Höllenteufelin dienen, und zum Lohn gab sie mir das schöne Tier, das seither über meinen Besitz wacht.“

Der Vogel hatte das mit angehört, flog zu der Hexe zurück und erzählte ihr alles. Sie erklärte Jarostay, wie er in die Hölle gelangen konnte, wo die Höllenteufelin wohnte. Dann gab sie ihm drei ihrer Haare und sagte: „Wenn du der Hilfe bedarfst, so zerreiße eines dieser Haare. Dann werde ich kommen und dir helfen.“

Jarostay machte sich sogleich auf den Weg in die Hölle. Wie die Hexe gesagt hatte, fand er in einem großen Felsen die Öffnung, durch die er in das Innere gelangte. Und bald entdeckte er

auch die Höllenteufelin. Diese fragte ihn, was er hier zu suchen habe, und er antwortete: „Ich möchte gern in deine Dienste treten.“

Erfreut nahm sie das Angebot an, sagte ihm, dass er ihr drei Jahre lang dienen müsse und gab ihm gleich am ersten Tag zwölf Pferde zu hüten. Sie warnte ihn aber: Wenn er auch nur eines davon verliere, so müsse er sterben.

Jarostay trieb die Pferde auf eine Wiese. Gegen Mittag überwältigte ihn der Schlaf, und er legte sich nieder. Als er wieder aufwachte, war seine Herde fort, und all sein Suchen war vergebens. Da erinnerte er sich an die drei Haare, die er von der Hexe bekommen hatte, und zerriss eines davon. Sogleich stand die Hexe vor ihm, und er klagte ihr sein Missgeschick.

„Geh in den Stall“, sagte sie. „Dort wirst du zwölf Pferde in Schafsgestalt finden. Es werden aber dreizehn Schafe im Stall sein. Suche jenes Schaf heraus, das ein Kreuz am Rücken hat und zerhaue es in vier Teile. Denn das mit dem Kreuz bezeichnete Schaf ist niemand anders als die Höllenteufelin. Und sobald du jenes Schaf getötet hast, werden die zwölf Pferde wieder vor dir stehen.“

Die Hexe verschwand, und Jarostay fand alles so vor, wie sie gesagt hatte. Er nahm das bezeichnete Schaf, hieb es in vier Teile, und sogleich standen die zwölf Pferde vor ihm.

So verging ein Jahr, ohne dass etwas Besonderes vorfiel. Doch am ersten Tag von Jarostays zweitem Dienstjahr geschah dasselbe wie im Jahr zuvor. Wieder wurde er vom Schlaf überwältigt, und als er erwachte, waren die Pferde fort. Also zerriss er das zweite Haar, und die Hexe erschien und sagte: „Geh in den Stall. Dort wirst du statt der zwölf Pferde dreizehn Gänse finden. Fange jene Gans, die ein schwarzes Kreuz auf der Brust hat, und töte sie. Denn diese Gans ist niemand anders als die Höllenteufelin.“

Jarostay tat, wie ihm geheißen, und die zwölf Pferde standen wieder im Stall.

Im Laufe des zweiten Jahres sann die Höllenteufelin auf Mittel, um zu verhindern, dass Jarostay die Pferde entzauberte, denn sie wollte seinen Tod.

Am ersten Tag des dritten Dienstjahres geschah dasselbe wie in den beiden Jahren zuvor. Jarostay nahm nun das dritte und letzte Haar und rief die Hexe herbei. Diese sagte: „Geh in die Küche. Dort wirst du in dem Feuer auf dem Herd einen Schemel sehen, auf dem gewöhnlich die Höllenteufelin sitzt. Aber hüte dich, die Person, die dort sitzt, für die Höllenteufelin zu halten und zu töten! Du würdest dich irren und dein Leben verlieren. Töte stattdessen die schwarze Henne, die unter dem Schemel hockt.“

Sogleich begab Jarostay sich in die Höllenküche. Schon war er versucht, die Gestalt zu töten, die auf dem Schemel saß. Sie sah der Höllenteufelin täuschend ähnlich und schien ihn mit einem boshaften Grinsen aufzufordern, zur Tat zu schreiten. Doch da entdeckte er die schwarze Henne, die unter dem Schemel hockte. Er dachte an die Worte der Hexe, ergriff die Henne und hieb sie in Stücke, und sogleich war die Gestalt samt dem Schemel verschwunden.

Nun wollte er nach den Pferden sehen, ging in den Stall und traf zu seinem Erstaunen die Höllenteufelin dort an, die zu ihm sagte: „Lieber Jarostay, du hast mir zwei Jahre und einen Tag treu gedient und nie ein Pferd verloren. Aus Dankbarkeit will ich dir das dritte Jahr erlassen, und du darfst dir eine Belohnung aussuchen.“

Jarostay bat um eines der Pferde, die er gehütet hatte. Die Höllenteufelin besann sich eine Weile und sagte dann: „Nun gut. Such dir das schönste Pferd aus.“ Da vernahm er eine Stimme, die ihm zuflüsterte, er solle das schlechteste Pferd nehmen. Jarostay folgte dem Rat der unsichtbaren Hexe, und obwohl die Höllenteufelin ihn zu überreden versuchte, doch ein besseres Pferd zu nehmen, blieb ihr schließlich nichts anderes übrig, als ihm das Verlangte zu geben.

Jarostay verließ die Hölle, und kaum war er durch die Öffnung im Felsen getreten, verwandelte sich das Pferd in eines der schönsten, das er je gesehen hatte. Danach ritt er als Erstes zu seiner Ratgeberin, die ihn ermunterte, geradewegs zum Schloss zu reiten. Denn dort wurde er von seiner Braut bereits sehnsüchtig erwartet.

Nach zwölf Tagen war er endlich am Ziel. Er ritt in den Schlosshof, und das Pferd, das dem Vater seiner Braut als Wächter diente, kam herbei und begrüßte das seine, weil es derselben Herde angehört hatte. Vor Freude vergaß es, seinen Herrn mit einem Wiehern vor den Eindringlingen zu warnen. Und so erfuhr der Vater von Jarostays Braut nichts von ihrer Ankunft.

Jarostay eilte in das Türmchen zu seiner Braut, und groß war die Freude über das Wiedersehen. Dann setzten die beiden sich auf das Pferd und ritten davon. Als das Wächterpferd dies bemerkte, fing es zu wiehern an, und sogleich eilte der Vater herbei. Als er das Türmchen leer vorfand, schwang er sich auf sein Pferd und setzte den Fliehenden nach.

Auf einmal hemmte ein breiter Graben den Lauf von Jarostays Pferd, und der Vater hätte sie eingeholt, hätte die Hexe nicht dafür gesorgt, dass dem Pferd Flügel zu wachsen schienen und es den Graben mühelos überwand. Auch der Vater versuchte, den unüberwindlichen Graben auf diese Weise zu bezwingen. Er gab seinem Pferd dermaßen die Sporen, dass es zu einem

verzweifelten Sprung ansetzte und mit seinem Reiter in die Tiefe stürzte. Jarostay aber ritt mit seiner Braut weiter zur väterlichen Burg, wo sie nach einigen Tagen auch glücklich anlangten.

Der alte Ritter und seine Frau waren außer sich vor Freude, als der totgeglaubte Sohn mit seiner Braut heimkehrte. Bald wurde glanzvoll Hochzeit gefeiert, und Jarostay wünschte sich, dass auch die drei Hexenschwestern, denen er sein ganzes Glück zu verdanken hatte, daran teilnahmen. Und wirklich – eine halbe Stunde, nachdem das Fest begonnen hatte, betraten drei Frauen den Saal, die niemand von den Anwesenden kannte. Alle bewunderten ihre Schönheit und ihre erlesene Kleidung. Sie gaben sich Jarostay zu erkennen und beglückwünschten ihn und seine Braut. Noch bevor das Fest zu Ende war, verschwanden die drei Frauen jedoch so plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, und man hat sie seither nie wieder gesehen.

Am nächsten Tag ging Jarostay in den Burghof, um nach seinem geliebten Pferd zu sehen. Da fing das Pferd auf einmal zu sprechen an und bat seinen Herrn, er möge ihm den Kopf abhauen. Dieser weigerte sich, aber das Pferd bat so lange, bis Jarostay zu seinem Schwert griff und seine Bitte erfüllte. Kaum war der Kopf vom Rumpf getrennt, als eine weiße Taube herausflog und sich gen Himmel erhob. Jarostay und seine Gemahlin jedoch genossen von ganzem Herzen ihr lang ersehntes Glück.

47 Die drei weißen Tauben

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen braven Sohn namens Hans. Als dieser neunzehn Jahre alt war, zog er in die weite Welt hinaus, um sich Arbeit zu suchen. Eines Abends verirrte er sich in einem ungeheuer großen Wald, aus dem er nicht mehr herausfand. Da erblickte Hans in der Ferne auf einmal ein Licht und ging darauf zu. Bald kam er zu einer alten windschiefen Hütte, in der ein alter hässlicher Mann wohnte. Hans trat ein, und der alte Mann fragte ihn barsch, was er wolle.

„Ich weiß selbst nicht, was ich hier wollen sollte“, antwortete Hans, als er sah, wie ärmlich die Hütte eingerichtet war. „Denn ich bin in die Welt hinausgezogen, um mein Glück zu machen. Und ich möchte gern bei einem wohlhabenden Mann dienen, wenn so einer mich haben will.“

„Nun, wenn du magst, so bleibe bei mir“, erwiderte der Mann. „Es gibt hier zwar nicht viel zu tun. Aber du musst ein Jahr und drei Tage bei mir aushalten, sonst wird es dir schlecht ergehen.“

Hans dachte eine Weile nach und willigte schließlich ein.

Das Jahr und die drei Tage verstrichen, und am letzten Tag sagte der alte Mann zu Hans: „Die ausgemachte Zeit ist nun um, und da du mir treu gedient hast, so nimm dir als wohlverdienten Lohn so viel Gold, wie du tragen kannst und diese weiße Taube mit schwarzen Flügeln. Ich schenke sie dir jedoch nur unter folgender Bedingung: Wenn du nach Hause zurückkehrst, so lass dir eine Burg erbauen und reiße dieser Taube drei Federn aus. Sie wird sich daraufhin in eine junge Frau verwandeln, die du heiraten sollst. Die drei Federn aber verstecke vor ihr, so gut es geht. Denn wenn deine Frau wieder in ihren Besitz gelangt, wird dich das ins Unglück stürzen.“

Hans bedankte sich bei dem alten Mann und machte sich auf den Weg zurück nach Hause. Dort ließ er sich von dem vielen Gold eine Burg erbauen, die er Taubenburg nannte. Als das prachtvolle Gebäude fertig war, riss er der Taube drei Federn aus. Und wie der alte Mann es gesagt hatte, verwandelte sie sich sogleich in eine schöne junge Frau. Die beiden feierten Hochzeit, und drei Jahre lang lebten sie glücklich und zufrieden miteinander.

Eines Tages ging Hans auf die Jagd, und seine Mutter blieb mit der jungen Frau zu Hause.

„Es gibt auf der ganzen Welt keine schönere Frau als dich“, sagte Hans’ Mutter bewundernd zu ihrer Schwiegertochter.

„Oh! Ich wäre noch viel schöner, wenn ich die Federn besäße, die mein Mann versteckt hat“, antwortete die junge Frau traurig.

Da die Mutter sehr neugierig war und wusste, wo Hans die Federn versteckte, holte sie diese schnell herbei und überreichte sie der jungen Frau. Diese steckte die Federn schnell in ihren Leib und verwandelte sich augenblicklich wieder in eine weiße Taube mit schwarzen Flügeln. Dann setzte sie sich an ein offenes Fenster und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Als er von der Jagd zurückkam, bedankte sie sich bei ihm für alles, was er für sie getan hatte, und flog davon.

Hans war untröstlich und trauerte lange um seine Frau. Schließlich beschloss er, den alten Mann im Wald aufzusuchen und ihn um Hilfe zu bitten. Dieser konnte ihm aber nur sagen, dass alle hundert Jahre drei verzauberte Tauben zu seinem Teich kamen, um dort zu baden. Aber vielleicht könne sein älterer Bruder, der weit weg wohnte und dem alle Vögel und anderen Tiere untertan waren, Hans helfen.

Also machte Hans sich auf den Weg. Der Herrscher über alle Vögel und anderen Tiere war noch hässlicher als sein Bruder, und Hans schrak zusammen, als er ihn erblickte.

„Fürchte dich nicht, mein Sohn“, sagte der Alte freundlich, „und erzähle mir, was dich zu mir führt.“

„Herr“, sagte Hans, „dein Bruder schickt mich zu dir, weil du mir vielleicht sagen kannst, wo ich die drei verzauberten Tauben finden kann, die alle hundert Jahre in seinem Teich baden.“

„Ich weiß es auch nicht“, entgegnete der alte Zauberer, „aber ich will alle Tiere befragen, die mir untertan sind.“

Er nahm ein Pfeifchen, ließ einen gellenden Pfiff ertönen, und augenblicklich wimmelte es überall von Tieren, die wie aus einem Mund schrien: „Was befiehlt unser Herrscher?“

Der Zauberer fragte die Tiere, ob sie vielleicht wüssten, wo die Tauben seien. Doch niemand wusste es. „Du siehst“, sagte der Zauberer zu Hans, „dass keiner meiner Untertanen weiß, wo diese Tauben zu finden sind. Ich will dir aber einen Rat geben: Geh zu meinem Bruder, der über alle Ungeheuer herrscht – der wird dir gewiss Auskunft geben können.“

Nachdem er dies gesagt hatte, befahl der Zauberer einem zweiköpfigen Riesenadler, Hans auf seinen Rücken zu nehmen und ihn zu seinem Bruder zu tragen. Der Riesenadler flog mit Hans

davon, und gegen Abend stand er vor dem Herrscher über alle Ungeheuer. Dieser, der älteste der drei Brüder, war ein schöner, riesenhafter Mann; er hatte lange, blonde Haare und trug einen Kranz aus Eichenlaub; in seiner gewaltigen Rechten hielt er eine entwurzelte Tanne.

Hans fasste sogleich Vertrauen zu dem Riesen und erzählte ihm, was ihn hierherführe. Der Riese klopfte mit dem Baum auf die Erde, dass sie erzitterte. Sogleich tauchten von überallher Ungeheuer auf, die dem Riesen untertan waren, und riefen mit Donnerstimmen: „Was befiehlt unser Herrscher?“

Der Riese fragte sie, ob sie wüssten, wo die Tauben seien. Doch niemand wusste eine Antwort. Der Riese sah sich um und vermisste einen Kobold. „Wo ist der Hinkende?“, fragte er.

„Hier bin ich“, antwortete der Hinkende ganz außer Atem, denn er war schnell gerannt, um rechtzeitig anzukommen.

Der Riese fragte nun auch ihn, ob er die Tauben vielleicht gesehen habe.

„Ich habe sie gerade über ein großes Meer gejagt“, antwortete der Kobold. „Ich konnte sie aber nicht erwischen. Denn die drei haben mitten im Meer einen goldenen Palast, in dem sie wohnen.“

„Schon gut“, sagte der Riese und befahl ihm dann: „Trage diesen Menschen hier zu dem Palast der drei Tauben.“ Dann wandte er sich an Hans und flüsterte ihm ein paar Dinge ins Ohr, die dieser beachten musste, um sicher ans Ziel seiner Reise zu gelangen. Denn der Kobold war tückisch und würde alles versuchen, um seine unerwünschte Last loszuwerden.

Der Hinkende lud sich Hans auf den Rücken, und flugs ging es durch die Lüfte. So flogen sie zwei Tage, und man konnte in der Ferne schon das schimmernde Dach des goldenen Palastes sehen, als der Kobold Hans fragte: „Siehst du das Dach dort in der Ferne?“

„Nein“, antwortete Hans und kniff die Augen zusammen. Denn der alte Zauberer hatte ihm geraten, auf jede Frage des Kobolds mit Nein zu antworten, sonst würde dieser ihn fallen lassen.

Mittlerweile waren sie dem Palast schon sehr nahe gekommen, und der Kobold fragte Hans erneut: „Siehst du den Palast?“ Und wieder verneinte Hans.

Endlich waren sie direkt über dem Dach, und wieder fragte der Kobold Hans, ob er das Dach sehe, und abermals sagte dieser Nein. „Du musst blind sein, Kerl!“, brüllte der Kobold erzürnt, flog mit Hans in den Palast hinein und setzte ihn auf einem großen Tisch ab, an dem

die drei Prinzessinnen saßen und speisten. Denn diese waren morgens und abends Tauben, konnten in der übrigen Zeit aber menschliche Gestalt annehmen.

Die drei verzauberten Schwestern erschrakten über den unerwarteten Besuch, doch Hans' Frau erkannte ihn sogleich und begrüßte ihn erfreut. Sie luden ihn ein, bei ihnen zu bleiben und zeigten ihm die zwölf Zimmer des Palastes, in denen er sich aufhalten durfte. Nur das dreizehnte Zimmer durfte er niemals betreten.

Die Neugier ließ Hans jedoch keine Ruhe. Eines Tages, als die Prinzessinnen ausgeflogen waren, nahm er den Schlüssel und ging in das dreizehnte Zimmer. Es war beinahe leer, nur in der Mitte befand sich ein Tisch, auf dem drei Gläser mit Wasser standen. Über dem Tisch hing ein riesiger Drache, dessen drei Köpfe an der Zimmerdecke angenagelt waren.

Der Drache lebte noch, und als er Hans sah, bat er ihn, ihm ein Glas Wasser zu reichen, er werde ihm dafür auch einmal das Leben retten. Hans dachte nicht lange nach und reichte dem Drachen ein Glas Wasser. Als dieser es ausgetrunken hatte, fiel ein großer Nagel herab, und ein Kopf des Ungeheuers war nun frei. Jetzt bat der Drache Hans um das zweite Glas Wasser und versprach, ihm ein zweites Mal das Leben zu retten. Hans erfüllte ihm auch diese Bitte, und nun war auch der zweite Kopf des Drachen frei. „Und nun gib mir das dritte Glas!“, brüllte der Drache Hans an. „Du musst – ob du willst oder nicht.“ Erschrocken reichte Hans ihm auch das dritte Glas Wasser.

Jetzt war der Drache frei und flog sogleich über das Meer, wo er die drei Tauben so lange jagte, bis er eine erwischt hatte. Es war die Frau von Hans. Der Drache sperrte sie ein und bewachte sie von nun an Tag und Nacht.

Als die anderen beiden Tauben nach Hause kamen, machten sie Hans die heftigsten Vorwürfe und sagten zu ihm: „Wir hatten uns gefreut, endlich erlöst zu werden, und jetzt hast du unser Los noch verschlimmert. Nun ist der Drache wieder frei, und wir werden bis zum Jüngsten Tag verzaubert sein.“

Hans war sehr betrübt darüber, dass er seine Frau erneut verloren hatte. Da erfuhr er von den beiden Schwestern seiner Frau, dass diese drei Brüder hatten, die in Pferde verwandelt worden waren. Der Jüngste befand sich in einem Stall am anderen Ende des Palastes, der Mittlere im Stall des Drachen und der Älteste bei der Höllenteufelin.

Eines Tages kam Hans durch Zufall in den Stall des jüngsten Pferdes, und als er hörte, dass das Pferd sprechen konnte, klagte er ihm sein Leid. Das Pferd sagte: „Der Drache ist gerade

nicht zu Hause. Nütze die Zeit und stiehl ihm die Taube. Ich werde dich dann durch die Lüfte davontragen.“

Und so geschah es auch.

Als der Drache nach Hause kam, war seine Lieblingstaube verschwunden. Er fand bald heraus, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, jagte dem Dieb hinterher und holte ihn bald ein. „Elender!“, schrie er Hans zu. „Wie kannst du es wagen, die Taube zu stehlen? Ich sollte dich in Stücke reißen! Aber ich will mein Versprechen halten und dir für diesmal das Leben schenken.“

Es verstrich einige Zeit, bis der Drache eines Tages wieder ausflog. Und wieder floh Hans mit der Taube, diesmal auf dem Rücken des mittleren Pferdes. Doch auch diesmal jagte der Drache Hans hinterher und hatte ihn bald eingeholt. Er hielt auch diesmal sein Versprechen und schenkte ihm zum zweiten Mal das Leben. Dann sagte er zu Hans: „Versuche ja nicht, mir ein drittes Mal die Taube zu stehlen. Denn dann werde ich dich in Stücke reißen.“

Hans war zutiefst verzweifelt, denn er wusste, dass er seine Frau nun für immer verloren hatte. Da sagte das jüngste Pferd zu ihm: „Wenn du meinen Rat befolgen willst, so gehe zu der Höllenteufelin und diene ihr drei Tage lang. Als Lohn für deine Dienste verlange das schlechteste und magerste Pferd, denn dies ist mein ältester Bruder. Er wird dir bei deinem Vorhaben gute Dienste leisten.“

Also machte Hans sich auf den Weg in die Hölle. Unterwegs sah er eine Fliege, die sich im Netz einer Spinne gefangen hatte. Und da er Mitleid mit ihr hatte, befreite er sie. Daraufhin sagte die Fliege zu ihm: „Wenn du dich einmal in großer Not befindest, so denke an mich, und ich werde dir helfen.“

Hans setzte seinen Weg fort und sah einen Fuchs, der in eine Grube gefallen war. Er befreite auch diesen, und der Fuchs versprach ihm ebenfalls seine Hilfe, wenn er an ihn denke.

Bald darauf kam Hans zum Meer. Er ging gerade am Ufer entlang und überlegte, wie er sich ein Boot verschaffen könne, um übers Meer zu kommen, als er einen Krebs sah, der auf dem Rücken im Sand lag. Hans drehte ihn um, und zum Dank rief der Gerettete sämtliche Krebse zusammen und befahl ihnen, eine Brücke zu bauen. Und so gelangte Hans übers Meer.

Die Höllenteufelin sah ihn schon von Weitem näher kommen und ging ihm grinsend entgegen. Sie hieß ihn willkommen und fragte, ob er bei ihr in Dienst treten wolle. Hans bejahte, und die Höllenteufelin sagte zu ihm: „Der Dienst bei mir dauert nur drei Tage, und du

brauchst nichts weiter zu tun, als Pferde zu weiden; verlierst du aber ein Pferd, so mache ich dich um einen Kopf kürzer.“

Hans willigte ein, und die Höllenteufelin befahl ihm, ihr in den Stall zu folgen. Sie gab ihm auch ein großes Stück Brot mit auf die Weide, damit er seinen Hunger stillen konnte.

Hans trieb die Pferde auf die Weide. Als er dort anlangte, verspürte er einen ungewöhnlichen Hunger und aß das Brot. Doch kaum hatte er es verzehrt, als er auch schon vom Schlaf überwältigt wurde. Als er wieder aufwachte, waren die Pferde fort. Hans suchte überall nach ihnen, aber es half alles nichts – die Pferde blieben verschwunden. Schon wollte er verzweifeln, als ihm plötzlich die Fliege einfiel, wie sie im Netz zappelte. Und kaum hatte er an sie gedacht, kam sie auch schon angefliegen und trieb die Pferde vor sich her.

Hans war außer sich vor Freude, bedankte sich herzlich bei der Fliege und brachte die Pferde in den Stall zurück. Dort wartete schon die Höllenteufelin auf ihn, und als sie die Herde vollzählig vorfand, brüllte sie vor Wut.

Am nächsten Tag trieb Hans die Pferde wieder auf die Weide und bekam abermals ein Stück Brot mit. Diesmal aß er es aber nicht, sondern zerkrümelte es und warf es weg. Doch bald überfiel ihn wieder ein außerordentlicher Hunger, der ihn zwang, die Brosamen aufzulesen. Kaum hatte er sie gegessen, überwältigte ihn wieder der Schlaf, und als er erwachte, waren die Pferde erneut verschwunden. Hans schrie und rannte wie besessen herum, konnte die Pferde aber nicht finden. In seiner Verzweiflung dachte er an den Fuchs.

Dieser kam auch sofort herbei und trieb die Pferde auf die Weide zurück. Hans kehrte mit ihnen in den Stall zurück, und als die Höllenteufelin sah, dass kein Pferd fehlte, wurde sie noch zorniger als beim ersten Mal.

Der dritte Morgen kam heran, und wieder trieb Hans seine Pferde auf die Weide. Die Höllenteufelin gab ihm abermals Brot mit und befahl ihm, es ja zu essen. Hans warf es jedoch wie am Tag zuvor weg, bis ihn ein erneut ein unbezähmbarer Hunger überfiel und ihn zwang, davon zu essen. Der Genuss des Brotes hatte dieselbe Wirkung wie die beiden Male zuvor, und Hans schlief ein. Die Pferde wussten nun nicht mehr, wo sie sich verbergen sollten, damit niemand sie fand, und sprangen daher ins Meer.

Als Hans nach kurzem Schlummer erwachte und die Pferde abermals fort waren, blieb ihm noch genügend Zeit, um nach ihnen zu suchen. Aber vergebens. „Dreimal“, sagte er zu sich, „haben mir Tiere aus der Not geholfen. Der Fuchs und die Fliege halfen mir, die Pferde

wiederzufinden. Der Krebs half mir, übers Meer zu kommen. Doch wer wird mir jetzt helfen?“

Da geriet das Meer auf einmal in Bewegung, und unter jämmerlichem Gewieher kamen alle Pferde ans Ufer. Denn als Hans an den Krebs gedacht hatte, rief dieser sämtliche Krebse zusammen und befahl ihnen, die Pferde so lange zu zwicken, bis sie an Land zurückkehrten. Froh trieb Hans die Pferde zurück in den Stall. Sein Dienst war nun vorbei, und er verlangte von der Höllenteufelin das magerste und schlechteste Pferd als Lohn.

„Warum denn ausgerechnet dieses Pferd?“, fragte die Höllenteufelin. „Du hast mir schließlich treu und redlich gedient. Ich will dich besser dafür belohnen und dir das schönste Pferd geben.“

Hans aber bestand darauf, dass er kein anderes wolle, und so musste ihm die Höllenteufelin das verlangte Pferd geben.

Frohgemut kehrte Hans mit dem Pferd zum Palast der drei Tauben zurück und fand dort alles so vor, wie er es verlassen hatte. Nach ein paar Tagen sagte das magere Pferd zu ihm: „Der Drache schläft gerade. Nutze die Gelegenheit und stihl ihm die Taube. Dann machen wir uns sogleich mit ihr auf und davon.“

Gesagt, getan. Hans nahm die Taube, schwang sich dann schnell auf das magere Pferd und eilte mit ihm durch die Lüfte davon.

Als der Drache erwachte, fragte er das Pferd in seinem Stall, wer die Taube gestohlen habe. Das Pferd antwortete: „Hans war es. Und diesmal wirst du die Taube nicht zurückbekommen, denn Hans reitet das Pferd der Höllenteufelin.“

Doch der Drache achtete gar nicht auf seine Worte und jagte den Entflohenen hinterher. Es dauerte nicht lange, und er hatte Hans eingeholt und wollte ihm die Taube entreißen. Aber diesmal gelang es ihm nicht – denn kaum hatte er seine Krallen nach ihr ausgestreckt, schlug das Pferd der Höllenteufelin so gewaltig aus, dass der Drache betäubt ins Meer stürzte und ertrank. Damit waren die drei Prinzessinnen und ihre Brüder endlich erlöst.

Hans kehrte mit seiner Frau in die Taubenburg zurück, wo sie glücklich zusammenlebten bis an ihr Ende.

48 Die junge Frau auf dem gläsernen Berg

Es war einmal eine arme Frau, die hatte einen Sohn, der Hans hieß. Dieser ging einst in den nahe gelegenen Wald und kam, nachdem er eine Weile gewandert war, zu einem Teich. Kaum näherte er sich dem Ufer, sprangen drei wunderschöne junge Frauen aus dem Wasser, warfen sich ihre Kleider über und flogen, in Enten verwandelt, davon. Die mittlere der drei Frauen gefiel Hans besonders gut.

Er ging nach Hause und erzählte seiner Mutter, was er gesehen hatte. Diese sagte zu ihm: „Geh wieder in den Wald und bau dir in der Nähe des Teiches eine Hütte.“

Hans tat, wie ihm geheißen und hielt jeden Tag eifrig Ausschau nach den drei jungen Frauen. Als er eines Abends wieder am Ufer entlangging, lagen dort drei Kleider. Schnell nahm er das mittlere Kleid an sich, lief damit in seine Hütte und legte es in eine Truhe. Er hatte sie gerade zugemacht, als es an der Tür klopfte und eine Stimme rief: „Ich bitte Euch, lasst mich ein! Ich habe mein Kleid verloren.“

Hans eilte zur Tür, öffnete sie und stellte sich dahinter. Die junge Frau trat ein und warf sich rasch den Mantel von Hans über, der auf dem Bett lag. Dann bat sie ihn, ihr das Kleid zurückzugeben. Das tat er jedoch nicht, sondern ging fort, um seine Mutter zu holen. Auf einmal fiel ihm ein, dass er die Truhe ja nicht zugesperrt hatte. Schnell kehrte er um, aber als er zur Hütte kam, standen Tür und Truhe offen, und die junge Frau war fort. Sie hatte jedoch einen Zettel zurückgelassen, auf dem mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Mein Zuhause ist auf dem gläsernen Berg.“

Da nahm Hans Abschied von seiner Mutter und machte sich auf die Suche nach dem gläsernen Berg. Jeden, den er traf, fragte er: „Wisst Ihr, wo der gläserne Berg ist?“ Doch niemand konnte ihm Auskunft geben.

Eines Tages kam er zu einem großen Haus, aus dessen Erkerfenster ein vornehmer Herr herausschaute. Hans fragte auch ihn: „Wisst Ihr, wo der gläserne Berg ist?“

Der Mann antwortete: „Ich weiß es nicht, aber vielleicht weiß es einer meiner Knechte.“ Dann zog er eine silberne Pflöfze hervor und tat darauf einen lauten Pfiff. Da kamen nach und nach Bären, Wölfe und allerlei anderes Getier herbei. Als Letztes kam ein alter Hase auf drei Füßen angehinkt.

„Weißt du, wo der gläserne Berg ist?“, fragte ihn sein Herr.

„Freilich weiß ich das“, antwortete der Hase.

„So führe diesen Mann hin“, sagte der Mann.

Und so ging Hans mit dem Hasen fort. Sie legten eine weite Strecke zurück und kamen schließlich in einen großen Wald. Da sagte der Hase: „Geh nur weiter geradeaus, dann wirst du den Berg schon finden.“ Und mit diesen Worten sprang er davon.

Nun musste Hans allein weiterwandern. Als er schon eine Weile gegangen war, sah er ein totes Pferd am Weg liegen. Um es herum standen ein Bär, ein Wolf, ein Rabe und eine Ameise, die sich um den Kadaver stritten. Als Hans näher kam, sagte der Rabe: „Lieber Mann, wir können uns nicht einigen, wer welchen Anteil bekommen soll. Bitte teile das Pferd unter uns auf.“

Sogleich machte Hans sich an die Arbeit. Zuerst schnitt er den Kopf des Pferdes ab und gab ihn der Ameise. Dazu sagte er: „Du kriechst gern in Höhlungen herum, da hast du den Kopf.“ Dann öffnete er den Kadaver und gab dem Raben die Eingeweide, dem Wolf die Knochen und dem Bären das Fleisch.

Die Tiere waren mit der Aufteilung zufrieden und wollten sich Hans für seine Hilfe erkenntlich zeigen. Also gaben der Bär und der Wolf Hans jeder ein Haar, die Ameise ein Bein und der Rabe eine Feder und sagten: „Wenn du in Not bist, so lege unser Geschenk unter deine Zunge, und du kannst dich in dasjenige Tier verwandeln, von dem das Geschenk stammt.“ Dann ging jedes von ihnen seiner Wege.

Hans wanderte weiter, bis er in der Ferne ein Leuchten und Blitzen sah. Das war der gläserne Berg. Fröhlich ging er weiter, bis er am Fuß des Berges, auf dessen Gipfel ein prächtiges Schloss stand, angelangt war. Hans versuchte, den Berg zu erklimmen, aber vergebens – immer wieder rutschte er ab, denn der Berg war spiegelglatt. Also verwandelte er sich in einen Bären und grub mit seinen Tatzen Stufen in den Berg. Die scharfen Glassplitter schnitten ihm jedoch tief ins Fleisch, und er musste aufgeben. Da verwandelte er sich in einen Wolf und versuchte, unter Einsatz seiner spitzen Zähne nach oben zu gelangen. Doch auch das half nicht. Schließlich verwandelte er sich in einen Raben und flog den Berg hinauf.

Als er oben angelangt war, sah er die junge Frau, die er suchte, an einem offenen Fenster stehen und flog schnell zu ihr ins Zimmer. Sie erkannte ihn sofort und sagte: „Meine Mutter ist eine Hexe. Peinige sie auf alle mögliche Weise – so lange, bis sie dir erlaubt, mich zu heiraten.“

Daraufhin verwandelte Hans sich in eine Ameise und kroch unter das Bett, in dem die Mutter der jungen Frau zu schlafen pflegte. Als es dunkel wurde, kam die Hexe und legte sich ins Bett. Hans wartete, bis sie eingeschlafen war, kroch dann in ihr Bett und biss und kniff sie am ganzen Körper. Das tat er drei Nächte lang. Als jedoch der vierte Tag anbrach, erwischte ihn die Hexe, als Hans in der Früh gerade wieder unter dem Bett verschwinden wollte.

„Ich weiß, dass du keine gewöhnliche Ameise bist“, sagte sie und verwandelte Hans wieder in einen Menschen. „Was willst du?“, wollte sie dann von ihm wissen.

„Ich möchte deine mittlere Tochter heiraten“, antwortete Hans.

„Einverstanden“, erwiderte die Hexe. „Ich will sie dir zur Frau geben, aber du musst sie dir erst verdienen und drei Aufgaben erfüllen. Als Erstes musst du ein Ei austrinken, ohne es zu durchlöchern.“ Sie gab Hans ein Ei und ging fort.

Hans verwandelte sich wieder in eine Ameise, biss eine winzige Öffnung in die Eierschale und trank den Inhalt des Eies aus. Dann verstopfte er die Öffnung mit Kalk, verwandelte sich in einen Menschen zurück und brachte der Hexe das leere Ei.

„Gut“, sagte diese. „Hier ist die zweite Aufgabe: Eine Viertelstunde von hier befindet sich ein großer, großer Wald. Bis zum Abend musst du sämtliche Bäume darin fällen und die Stämme zersägen.“

Hans ging hin und sah sich den Wald an. Allein der Anblick machte ihn so müde, dass er sich unter einen Baum legte und einschlief. Als er wieder erwachte, sprang er auf, rieb sich die Augen, blickte sich um – aber da war kein Wald mehr. Stattdessen war der ganze Erdboden von Holzscheiten bedeckt. Auf einmal hörte er die Stimme der jungen Frau, die zu ihm sagte: „Während du schliefst, habe ich die Arbeit vollbracht. Auch bei der dritten Aufgabe werde ich dir helfen.“

Hans ging zur Hexe und sagte ihr, die Arbeit sei getan.

„Gut“, sagte diese wieder. „Hier nun die dritte und letzte Aufgabe: Trage morgen das ganze Holz zusammen und schichte es zu einem großen Haufen auf. Sobald du fertig bist, werde ich kommen und es anzünden. Steht der Holzstoß in Flammen, so musst du mitten ins Feuer springen. Tust du es nicht, so darfst du meine Tochter nicht heiraten.“

Am nächsten Tag begab Hans sich in den abgeholzten Wald, trug das ganze Holz zusammen und schichtete es fein säuberlich zu einem gewaltigen Haufen auf. Kaum war er damit fertig, kam die Hexe und zündete das Holz an. Als der Holzstoß brannte, nahm Hans Anlauf, um ins

Feuer zu springen. Sobald er in die Nähe der Flammen kam, zögerte er jedoch und blieb stehen. So ging das mehrmals, aber er brachte es einfach nicht über sich, ins Feuer zu springen. Da hörte er plötzlich die Stimme der jungen Frau, die rief: „Spring! Spring!“ Nun nahm Hans all seinen Mut zusammen und sprang mitten in die Flammen. Und siehe da: Die brennenden Scheite flogen auseinander, und Hans blieb völlig unversehrt.

Doch überall, wo ein Scheit hinfiel, erhob sich ein Haus. Und so entstand nach und nach eine schöne Stadt. In deren Mitte – dort, wo sich der Holzstoß befunden hatte – stand ein großes, prächtiges Schloss aus Karfunkelstein. Und vor dem Eingang wartete schon die junge Frau auf Hans und lächelte ihn an.

Die beiden feierten Hochzeit, und sie und Hans herrschten nun als Königin und König über die Stadt. Hans nahm seine arme Mutter zu sich und lebte mit seiner Frau noch viele, viele Jahre in Glück und Frieden.

49 Wie Hans seine Frau fand

Hans zog einst in die Welt hinaus, um gute Menschen zu finden. Da kam er in einen großen Wald. Müde legte er sich unter einer Eiche nieder und war bald darauf auch schon eingeschlafen. Als er aufwachte, schien die Sonne. Er sprang auf, aß etwas aus seinem Brotsack und ging dann tiefer in den Wald hinein. Der wollte aber kein Ende nehmen, und ihm wurde bang ums Herz.

So irrte er zwei Tage lang durch den Wald, und als er sich in der dritten Nacht wieder unter einen Baum legen wollte, sah er in der Ferne ein Licht. Er ging darauf zu, doch es dauerte lange, bis er zu einer kleinen Hütte kam, aus deren Fenstern Licht drang. Hans klopfte an, und als niemand aufmachte, fasste er sich ein Herz und trat ein. Er traf aber niemanden an und setzte sich deshalb auf eine Holzbank vor der Hütte.

Wenig später erschien ein alter Mann und fragte Hans, was er hier suche.

„Bessere Menschen suche ich“, antwortete dieser. „Bessere als die, die ich bisher kannte.“

„Bessere Menschen wirst du schwerlich finden“, antwortete der Alte, „denn sie sind alle gleich. Wenn du jedoch bei mir bleiben willst, so wirst du zwar keinen besseren, aber doch einen guten Menschen finden.“ Dann lud er Hans in seine Hütte ein und setzte ihm Wein, Brot und Käse vor.

Am nächsten Tag ging der Einsiedler, nachdem Hans gefrühstückt hatte, fort. Vorher gab er ihm noch Angelzeug und zeigte ihm den Weg zu dem See, wo er fischen sollte.

Fröhlich machte Hans sich auf den Weg und hatte sein Ziel schon bald erreicht. Der See lag spiegelglatt vor ihm, und das Wasser war so klar, dass er bis zum Grund blicken konnte und eine Unmenge Fische sah. Sie waren so schön, dass es ihm um sie leidtat. Also sah er ihnen nur zu und freute sich, dass er im Einsiedler einen wirklich guten Menschen gefunden hatte.

Als er so in Gedanken versunken dasaß, hörte er auf einmal eine Stimme, die sagte: „Keine Sorge, du wirst noch andere gute Menschen finden. Und dafür, dass du keinen von uns gefangen hast, wird es dir selbst auch gut gehen.“

Als Hans erstaunt aufblickte, sah er, wie ein schöner, großer Fisch gerade von ihm weg mitten in den See hinausschwamm. Bald darauf kehrte er zur Hütte zurück, wo der Einsiedler gerade damit beschäftigt war, ein Mittagessen zuzubereiten, und Hans erzählte ihm von seinem Abenteuer.

Der Alte hörte ihm aufmerksam zu und sagte: „Lieber Hans, dir ist heute etwas ganz Wundersames begegnet. Geh darum morgen wieder zum See und sieh zu, dass du mehr erfährst.“

Als der Morgen anbrach, nahm Hans sein Angelzeug und ging wieder zum See. Diesmal ließ sich allerdings kein einziger Fisch blicken. Als er nach einer Weile zur Hütte zurückkehren wollte, sah er am Ufer eine Schar wunderschöner junger Frauen, von denen jede aber nur mit einem Hemd bekleidet war. Erschrocken über diese Erscheinung eilte er zur Hütte des Alten zurück. Er erzählte ihm, was er gesehen hatte und dass er unbedingt eine dieser Frauen heiraten wolle.

Der Alte lachte zuerst darüber. Doch dann sagte er: „Wenn du das wirklich willst, so mache Folgendes: Geh zum See, und wenn du die Frauen das nächste Mal baden siehst, so nimm derjenigen, die dir am besten gefällt, das Hemd weg.“

Hans befolgte diesen Rat und ging am nächsten Tag wieder zum See. Er musste nicht lange warten bis die jungen Frauen erschienen, ihre Hemden ablegten und ins Wasser sprangen.

Hans schlich sich leise an, nahm das Hemd derjenigen, die ihm am besten gefiel, und eilte davon. Da entdeckten die jungen Frauen den ungebetenen Gast, sprangen alle aus dem Wasser, zogen sich ihre Hemden an und liefen weg. Nur jene, deren Hemd Hans in seinen Besitz gebracht hatte, folgte ihm. Als sie ihn eingeholt hatte, bat sie ihn flehentlich, ihr das Hemd zurückzugeben. Sie würde dafür mit ihm auch überall hingehen. Hans ließ sich jedoch nicht täuschen, sondern nahm die junge Frau an der Hand und ging mit ihr zur Hütte des Einsiedlers.

Der Alte erklärte die beiden zu Mann und Frau und riet Hans, das Hemd zu verbrennen. Denn sobald seine Frau es wieder in ihre Hände bekomme, würde sie ihm davonlaufen. Hans wollte das Hemd aber aufbewahren und versteckte es in einem Kasten. Doch eines Tages fand seine Frau es zufällig, und es kam so, wie der Einsiedler gesagt hatte: Sie entkleidete sich rasch, zog sich das Hemd an und lief davon.

Als Hans nach Hause kam und seine Frau nirgends finden konnte, suchte er überall nach ihr. Da sah er, dass die Kastentür offenstand. Der Alte hatte mit seiner Warnung also recht gehabt.

Als Hans den Einsiedler fragte, was er denn tun sollte, sagte dieser: „Du hättest meinen Rat befolgen sollen, jetzt aber kann ich dir nicht weiterhelfen. Nicht weit von hier wohnt jedoch eine Zauberin, die mit der Hexe vom gläsernen Berg, welche die jungen Frauen verzaubert hat

und gefangen hält, nicht gerade auf gutem Fuß steht. Geh zu ihr und bitte sie um ihren Beistand.“

Hans machte sich sogleich auf den Weg und erzählte der Zauberin, was vorgefallen war.

„Es ist gut, dass du zu mir gekommen bist“, sagte die Zauberin, nachdem sie Hans ruhig angehört hatte. „Morgen findet nämlich ein großes Wettrennen statt, zu dem alle Fürsten des Reiches eingeladen sind. Der, dem es gelingt, mit seinem Pferd auf den gläsernen Berg hinaufzureiten, bekommt als Lohn die Hand der schönsten jungen Frau, die von der Hexe gefangen gehalten wird. Und das ist deine Frau.“

Dann sah die Zauberin Hans ernst an und fuhr fort: „Um sie zu retten, musst du an dem Wettrennen teilnehmen. Du wirst gewinnen, denn das Pferd, das ich dir mitgeben werde, ist unbesiegbar. Damit ist deine Aufgabe allerdings noch nicht erfüllt. Denn du musst deine Frau im Schloss der Hexe, das ganz oben am gläsernen Berg steht, unter hundert jungen Frauen, die ihr ganz ähnlich schauen, erkennen. Doch auch das wird dir leichtfallen, wenn du meinem Rat folgst: Gib genau Acht und wähle jene Frau, auf die sich von der Decke des Saals eine Spinne herablässt.“

Hans bedankte sich herzlich bei der Zauberin und jagte auf ihrem Pferd zur Rennbahn. Dort waren die Edlen des Reiches bereits versammelt und warteten ungeduldig darauf, dass das Wettrennen begann. Einer nach dem anderen versuchte, auf den gläsernen Berg zu reiten, es gelang jedoch keinem. Nun war Hans an der Reihe. Er dachte nicht lange nach und galoppierte im Vertrauen auf das unbesiegbare Pferd der Zauberin los. Zum Erstaunen aller erreichte er den Gipfel des gläsernen Berges auch wirklich und gewann so das Rennen. Das Pferd aber kehrte sogleich zu seiner Herrin zurück.

Nun sollte Hans im Schloss der Hexe aus hundert jungen Frauen, die ihr alle täuschend ähnlich sahen, seine Frau herausfinden. Er dachte an den Rat der Zauberin und zögerte, eine Wahl zu treffen. Doch dann sah er, wie eine Spinne sich von der Decke des Saales auf den Kopf einer der jungen Frauen herabließ und wählte sie aus. Und wirklich – es war niemand anderer als seine Frau.

Die beiden wollten nun zur Hütte des Einsiedlers zurückkehren, um dort in Ruhe und Frieden zu leben. Die Hexe verzieh es Hans jedoch nicht, dass er ihr die schönste junge Frau genommen hatte und sann auf Rache. Sie schickte deshalb einen Boten aus, um die beiden einzufangen und in ihre Gewalt zu bringen.

Hans und seine Frau gingen gerade über eine große Heide, die man überqueren musste, um zur Hütte des Einsiedlers zu gelangen, als der Bote angeritten kam. Doch Hans' Frau entdeckte ihn noch rechtzeitig und sagte zu ihrem Mann: „Schau – die Hexe schickt einen Boten. Sie hat es auf uns beide abgesehen, es soll ihr aber nicht gelingen.“ Dann sagte sie einen Spruch auf, den sie von der Hexe gelernt hatte, und verwandelte sich und Hans in eine Taube, die einen Strohhalm im Schnabel hielt.

Als der Bote dort ankam, wo gerade noch Hans und seine Frau gewesen waren, konnte er nichts Ungewöhnliches entdecken und kehrte um.

Die Zauberin erwartete ihn schon voller Ungeduld und fragte ihn sogleich, ob er die beiden gefunden habe.

„Nein, ich habe sie nicht einmal gesehen“, antwortete der Bote.

„Du Dummkopf, hast du denn gar nichts gesehen?“, fragte die Zauberin.

„Gar nichts außer einer Taube, die einen Strohhalm im Schnabel hielt.“

„Das waren sie!“, schrie die Hexe erbost. „Aber du Schwachkopf hast es nicht erkannt. Mach dich sofort wieder auf den Weg und lass dich diesmal ja nicht täuschen!“

Unterdessen waren Hans und seine Frau schon ein gutes Stück weitergekommen, doch als sie mitten auf der Heide waren, wurden sie erneut vom Boten eingeholt. Auch diesmal sagte Hans' Frau einen Spruch auf und verwandelte Hans in Pferdemit und sich selber in eine Krähe.

Der Bote ritt an ihnen vorbei, und da er nichts sah, kehrte er unverrichteter Dinge wieder um.

Die erzürnte Hexe hörte sich an, was er zu sagen hatte, schärfte ihm nochmals an, auf alles zu achten, was ihm unterkam und schickte ihn dann zum dritten Mal fort.

Hans und seine Frau waren mittlerweile bereits bei dem See angelangt, wo Hans sie zum ersten Mal erblickt hatte. Als seine Frau den Boten herannahen sah, nahm sie den dritten und letzten Spruch zu Hilfe, den sie von der Hexe gelernt hatte, und verzauberte Hans in eine Distel, die mitten im See wuchs. Sich selbst verwandelte sie in einen Stieglitz, setzte sich auf die Distel und fing lustig zu pfeifen und zu singen an.

Als der Bote dies sah und hörte, wollte er den Vogel fangen. Da der See zu tief und die Distel zu weit vom Ufer entfernt war, gelang ihm dies aber nicht. Also kehrte er im schnellsten Galopp zur Hexe zurück, um einen Kahn und Leute zu holen. Doch ehe er damit wieder zum

See zurückkam, waren Hans und seine Frau bereits in Sicherheit. Denn sie befanden sich nun im Gebiet der Zauberin, die Hans geholfen hatte, und standen unter deren Schutz.

Als sie die Hütte des Einsiedlers erreichten, dem sie so viel zu verdanken hatten, wurden sie von diesem freudig willkommen geheißen. Hans und seine Frau beschlossen, ihren Bund zu erneuern und ein richtiges Hochzeitsfest zu feiern.

Indem Hans' Frau die Hexe überlistet hatte, war deren Macht gebrochen, und alle, die sie verzaubert hatte, waren erlöst. Auch die Fische, die Hans an seinem ersten Tag beim Einsiedler bewundert hatte, verwandelten sich wieder in Menschen zurück. Sie waren die Bräutigame der jungen Frauen vom gläsernen Berg, die nun ebenfalls erlöst waren. Und als Hans und seine Frau nun Hochzeit feierten, feierten auch die übrigen Paare Hochzeit. Da nahm der Jubel gar kein Ende mehr, und es wurde getanzt, bis der Morgen graute.

50 Der Trommler

Eine Stadt stand einst kurz davor, von einem feindlichen Heer erobert zu werden. Die Einwohner konnten gerade noch rechtzeitig flüchten, und als die Soldaten in die Stadt einfielen, fanden sie nur einen kleinen Knaben, den seine Eltern im Chaos des Aufbruchs zurückgelassen hatten. Die Soldaten brachten den Kleinen zu ihrem König, der ihn bei sich behielt und erziehen ließ.

Der Knabe, dem der König den Namen Hans gab, wuchs heran, und eines Tages fragte ihn der König, was für einen Beruf er ergreifen wolle. „Ich will ein einfacher Soldat werden“, antwortete er. Da der König damit aber nicht einverstanden war, beschloss Hans, in die weite Welt hinauszuziehen, um seine Eltern zu suchen. Er erbat sich vom König eine große Trommel und marschierte los.

Bald gelangte er in einen düsteren Wald, wo er eine alte baufällige Hütte fand. Als er hineinsah, erblickte er eine alte Frau und eine Schar bärtiger Männer, bei denen es sich offenbar um Räuber handelte. Einige saßen bei Tisch und aßen und tranken, während andere Karten spielten. Sie waren so in ihr Tun vertieft, dass sie Hans gar nicht bemerkten. Dieser nützte den günstigen Augenblick, versteckte sich in einem dichten Gebüsch und fing zu trommeln an. Vom Trommeln erschreckt, sprangen die Räuber eilends auf und ergriffen die Flucht, da sie glaubten, Soldaten seien im Anzug. Hans aber ging in die Hütte, aß, was die Räuber übrig gelassen hatten und fragte die alte Frau, die eine Hexe war, ob sie vielleicht wisse, wo seine Eltern seien.

„Ich selbst“, erwiderte sie, „kann es dir zwar nicht sagen. Ich werde dich jedoch zu einem Brunnen führen, zu dem regelmäßig drei weiße Tauben kommen, um daraus zu trinken. Wenn es dir gelingt, eine von ihnen zu fangen, so reiße ihr eine Feder aus; denn die Taube ist eine verzauberte Prinzessin. Sobald du ihr die Feder ausgerissen hast, wird sie sich in eine junge Frau zurückverwandeln und dich zu deinen Eltern führen. Aber bewahre die Feder gut auf und Sorge dafür, dass sie ihr nicht in die Hände fällt.“

Die Hexe führte Hans nun zu dem Brunnen, bei dem sich soeben die drei weißen Tauben niedergelassen hatten. Er schlich sich vorsichtig an und hatte wirklich das Glück, eine davon zu fangen. Er riss ihr eine Feder aus, und plötzlich stand die verzauberte Prinzessin vor ihm. Er sagte ihr, was sein Wunsch sei, und sie führte ihn sogleich zu seinen Eltern.

Diese freuten sich unbändig, ihren Sohn, den sie all die Zeit für tot gehalten hatten, wieder in die Arme schließen zu dürfen. Sie waren, seit sie die Stadt hatten verlassen müssen, in Armut geraten und nannten bloß einen kleinen Bauernhof ihr Eigen. Hans beschloss, mit der jungen Frau Hochzeit zu feiern und danach bei seinen Eltern zu bleiben und ihnen bei der Bewirtschaftung ihres Hofes zu helfen. Die Feder bewahrte er in einem Kistchen auf, das in zehn weiteren Kistchen steckte – eins immer etwas größer als das andere. Den Schlüssel dazu trug er immer bei sich.

Ein Monat nach dem anderen verstrich, und es war schon ein Jahr vergangen, als Hans und seine Frau eines Tages spazieren gingen und ihm auffiel, dass er den Schlüssel zu dem Kistchen, in dem er die Feder aufbewahrte, zu Hause liegen gelassen hatte. Er wollte deshalb gleich umkehren, sie aber sagte zu ihm: „Lass mich gehen. Ich bin viel schneller als du.“ Er willigte ein, da er glaubte, sie wisse nicht, wozu der Schlüssel gehörte und was in dem Kistchen verborgen war. Doch da täuschte er sich.

Die junge Frau ging also zum Häuschen seiner Eltern zurück, sperrte das äußerste Kistchen auf, nahm die ineinandergesteckten Kistchen auseinander, ergriff die Feder, verwandelte sich wieder in eine Taube und flog davon. Sie hinterließ Hans aber die Nachricht, dass sie zum goldenen Schloss auf dem gläsernen Berg geflogen sei.

Nachdem Hans eine Weile gewartet hatte und seine Frau nicht zurückkam, kehrte er voll böser Vorahnungen nach Hause zurück und fand ihre Nachricht. Sogleich nahm er Abschied von seinen Eltern und versprach ihnen, zurückkehren, wenn er seine Frau gefunden hatte.

Als Erstes ging er zur Sonne, um diese zu fragen, ob sie wisse, wo sich das goldene Schloss befand. Denn sie sandte ihre Strahlen überall hin und musste es deshalb wohl wissen.

Die Sonne aber erwiderte auf seine Frage: „Auch wenn ich meine Strahlen überall hinsende, so weiß ich doch nichts von einem goldenen Schloss auf einem gläsernen Berg.“

Nun ging Hans zum Mond, aber auch der wusste nicht, wo sich das goldene Schloss befand. Also begab er sich zum Wind und fragte diesen. Der Wind erwiderte, Hans möge einen Augenblick warten, bis sein Lehrjunge – die Luft – nach Hause käme. Dann werde er ihn sogleich zu dem Schloss bringen. Es dauerte auch nicht lange, bis die Luft nach Hause kam, woraufhin der Wind Hans packte, ihn bis zum Fuß des gläsernen Berges trug und dort sanft absetzte.

Hans bedankte sich und wollte sich schon auf den Aufstieg machen, als er drei Teufel sah, die um einen Sack, einen Mantel und ein Paar Stiefel stritten. Er fragte sie, was es damit auf sich habe, und sie antworteten: „Wir streiten aus gutem Grund – denn diese drei Dinge sind eine ganze Menge wert: Der Sack ist immer voll Geld. Hängt man sich den Mantel um, so wird man unsichtbar und kann sich überall hin wünschen. Und zieht man die Stiefel an, so kann man mit jedem Schritt zwanzig Meilen zurücklegen.“

„Den Streit will ich schon schlichten“, sagte Hans. „Ich werde einen Groschen werfen, und derjenige, der ihn zurückbringt, soll alle drei Sachen bekommen.“

Die drei Teufel willigten sogleich ein und liefen dem Groschen hinterher, während Hans schnell den Sack und die Stiefel nahm, sich den Mantel umhängte und sich in das goldene Schloss hinaufwünschte.

Dort fand er auch wirklich seine Frau und ihre beiden Schwestern. Sie wurden von einer alten Frau bewacht, die eine Hexe war und ihnen das Zaubern beibrachte.

Als die Alte ins Zimmer trat und Hans fragte, was er hier zu suchen habe, antwortete er: „Ich möchte die Prinzessin, die mich zu meinen Eltern geführt hat und welche die jüngste der drei ist, erlösen.“

Darauf erwiderte die alte Frau: „Wenn du das wirklich willst, so musst du in drei Tagen drei Arbeiten verrichten, die ich dir aufgeben werde. Scheiterst du, so kostet es dich das Leben.“

Hans erklärte sich damit einverstanden, und am Morgen des nächsten Tages gab die alte Frau ihm eine gläserne Säge und eine gläserne Axt und trug ihm auf, damit bis zum Abend hundert Klafter Holz im nahe gelegenen Wald zu fällen und die Scheite danach fein säuberlich aufzuschichten.

Hans ging in den Wald, und da die gläserne Axt und die gläserne Säge natürlich gleich zerbrachen, setzte er sich auf einen Stein und weinte. Als es Mittag wurde, kam seine Frau mit dem Essen und fragte ihn, warum er denn weine. Da erzählte er ihr von seiner Aufgabe und dass ihn der Tod erwarte. Sie aber sagte zu ihm, er solle sich nach dem Essen schlafen legen. Und wenn er wieder aufwache, werde die Arbeit getan sein. Dann schärfte sie ihm noch ein: „Wenn am Abend die Alte kommt, setze dich auf keinen Fall zu ihr in die Kutsche, denn diese wird vom Teufel gezogen und besteht aus Feuer. Du würdest also sogleich verbrennen.“

Hans tat, wie ihm geheißen, und als er gegen sechs Uhr abends wieder erwachte, war tatsächlich schon alles fertig. Er rückte bloß noch hier und da ein Stück Holz zurecht, und als die Hexe in ihrer feurigen Kutsche angefahren kam, erschrak sie nicht schlecht. Sie lud Hans

freundlich ein, in ihrer Kutsche zum Schloss zurückzufahren. Doch er lehnte ab, und sie fuhr zornig allein davon. Hans aber hängte sich seinen Mantel um und traf noch vor ihr im goldenen Schloss ein.

Am nächsten Morgen gab die alte Frau ihm eine gläserne Sense und einen gläsernen Rechen und befahl ihm, auf der nahe gelegenen Wiese Gras auf einer Fläche von tausend mal tausend Metern zu mähen.

Hans ging auf die Wiese, doch schon beim ersten Schnitt zerbrach die gläserne Sense, und dem Rechen wäre es bestimmt nicht besser ergangen. Traurig setzte er sich wieder auf einen Stein und dachte, dass es ihn diesmal wohl das Leben kosten würde.

Als es Mittag wurde, kam seine Frau, brachte ihm wieder etwas zu essen und sagte, er solle nicht traurig sein, sondern sich lieber schlafen legen. Seine Aufgabe werde schon erledigt werden. Und wenn die Alte wiederkam und ihn in ihre Kutsche zu locken versuchte, so solle er sich abermals weigern.

Nachdem Hans gegessen hatte, schlief er wieder bis gegen Abend. Dann stand er auf, und wie am Tag zuvor war die Arbeit schon getan. Als die Hexe kam und es ihr trotz all ihrer Bemühungen auch diesmal nicht gelang, ihn in ihre Kutsche zu locken, fuhr sie noch zorniger als beim ersten Mal nach Hause. Hans aber hängte sich seinen Mantel um und erreichte wiederum vor ihr das Schloss.

Am Morgen des dritten Tages gab die Alte ihm eine gläserne Grabschaufel und ein gläsernes Maurerwerkzeug mit der Aufgabe, den gläsernen Berg abzutragen und an seiner Stelle ein Schloss in die Luft zu bauen, dessen Dach mit den Federn von Vögeln aus aller Welt gedeckt sei.

Hans nahm das Werkzeug, ging weg und wartete, dass es Mittag wurde. Als seine Frau wieder mit Essen zu ihm kam, sagte sie, er solle dasselbe tun wie die beiden vorigen Male. Hans gehorchte, und als er gegen Abend erwachte, war die Aufgabe schon vollbracht.

Die Hexe kam, um nachzusehen, und da alles fertig war, nahm sie sich vor, Hans auf eine andere Art das Leben zu nehmen. Seine Frau aber, die ihre bösen Absichten kannte, beschloss, noch in derselben Nacht mit ihrem Mann zu fliehen, und Hans willigte sogleich ein.

Daraufhin sagte seine Frau zu der Hexe, sie würde an diesem Abend erst spät zu Bett gehen, weil sie vorher noch das ganze Schloss putzen wolle. Kaum hatte die Alte sich schlafen

gelegt, spuckte Hans' Frau dreimal auf den Fußboden und machte überall Licht. Dann bat sie Hans, seine Zwanzigmeilenstiefel anzuziehen, und die beiden machten sich auf und davon.

Gegen elf Uhr nachts erwachte die Hexe, und als sie überall noch Licht brennen sah, rief sie der Prinzessin zu: „Bist du bald fertig?“

„Gleich, gleich, Frau Mutter“, antwortete ein Speichelflöckchen am Fußboden.

Die Alte schlief wieder ein, und als sie um zwölf und um eins abermals erwachte und die beiden Speichelflöckchen auf die Frage, ob sie mit der Arbeit noch immer nicht fertig sei, genauso antworteten wie das vorige Mal, beruhigte sie sich wieder. Als sie aber gegen zwei Uhr Nachts aufwachte, brannte das Licht noch immer, sie erhielt auf ihre Frage diesmal jedoch keine Antwort. Da stand sie auf und erschrak furchtbar, als sie weder die Prinzessin noch Hans fand. Schnell zog sie Schuhe an, mit denen sie dreißig Meilen pro Schritt zurücklegen konnte, und verfolgte die Entflohenen.

Sie hatte sie beinahe erreicht, als Hans' Frau es bemerkte und zu ihrem Mann sagte: „Ich werde dich jetzt in einen großen Teich verwandeln und mich in einen Fisch.“ Und so geschah es auch.

Als nun die Hexe zu dem Teich kam, wusste sie sogleich, was geschehen war. Sie beugte sich am Ufer nieder und versuchte, den Teich auszusaufen, um den Fisch fangen zu können. Sie hatte ihn auch schon beinahe geleert, als sie auf einmal mit einem lauten Knall platzte und das Wasser wieder in den Teich zurückfloss.

Hans und seine Frau nahmen wieder Menschengestalt an, und die beiden kehrten zu Hans' Eltern zurück, wo sie noch lange glücklich und zufrieden zusammenlebten.